Gs
10.755
-2-

Die

Erde und ihre Bewohner

nach

den neueſten Entdeckungen.

Ein Leſebuch für Geographie, Völkerkunde
Produktenlehre und den Handel

von

E. A. W. von Zimmermann.

Zweiter Theil.

Weſtindien.

Neue verbeſſerte Auflage.

Stuttgart,
bei Auguſt Friedrich Macklot. 1824.

Vorrede

zur zweiten Ausgabe.

So wie bei dem erſten Theile dieſes Leſebuchs, habe ich mich bemüht, dieſen zweiten in gedoppelter Hinſicht zu vervollkommnen.

Einmal habe ich eine allgemeine Ueberſicht der hier dargeſtellten Länder Weſtindiens vorangeſchickt, und ſodann das Wichtigſte von dem hinzugefügt, wovon wir in dieſer Zeit durch neuere Reiſende mehr oder beſſer belehrt worden ſind.

Ebenfalls glaube ich bei Beendigung der kurzen Darſtellung des Negerhandels, durch die neuern Angaben der Summe der ausgeführten Neger gezeigt zu haben, daß die im erſten Theile angenommene Anzahl nicht übertrieben ſey. Durch Beibringung einiger neuen lehrreichen Beiſpiele iſt daneben dasjenige beſtätigt, was ſowohl über die Fähigkeiten als über den Charakter der Neger vorhin geſagt war. Die neuern Werke eines von Humbolds, Robins, Desponts, Rainsfords, Gregoire's u. A. waren hiebei hauptſächlich meine Führer.

Zu den, uns jetzt ſo ſchmerzhaft vorenthaltenen Produkten Weſtindiens, wird man auch dasjenige nicht ungern hinzugeſetzt finden, was über den dortigen Anbau des Zuckerrohrs Auſtraliens neuerlich bekannt

worden iſt. Ueberhaupt glaube ich durch die Auseinanderſetzung des Werths und des Anbaues der Colonialwaaren dem gebildeten Kaufmanne keine ihm unintereſſante Unterhaltung verſchafft zu haben.

Auch wird es hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, zuletzt über den weitern Zuſtand des jetzt anarchiſchen Kaiſerthums Haiti (St. Domingo) hier das Neuere zu leſen; ſchwerlich wird ſich das Ganze wieder in einer beſſern Lage vor dem Frieden oder der wirklichen Ruhe von Europa finden.

Zu dem, was im erſten Theil S. 111. von der Art, die Sklaven aus dem innern Afrika zum Verkauf an die Küſten zu führen, beigebracht iſt, muß ich noch die gewöhnlichere hinzufügen. Man legt den Sklaven ein Halsband an, welches vermittelſt eines Ringes an einer langen hölzernen Stange befeſtiget iſt; auch endigt ſich dieſe Stange nun in eine Gabel, welche durch einen ſtarken Nagel verhindert, daß der Kopf ſich durchzwängen kann. Bei einer Reihe von Sklaven muß der Nachfolgende das Ende der Stange ſeines Vormanns tragen, und die letzte Stange trägt der Sklavenhändler ſelbſt. Zur Nacht bindet man dem Sklaven die Arme an dieſe lange, ſchwere Gabel feſt.

Braunſchweig, den 30. April 1810.

E. A. W. v. Zimmermann.

Inhalts-Anzeige.

	Seite
Einleitung	1
Reizender Anblick der weſtindiſchen Inſeln	2
Die unterirdiſchen Gärten auf dem Meeresgrunde	3
Quellen ſüßen Waſſers mitten im Meere	4
Weſtindien. Benennung, Eintheilung und Bildung	4 u. f.
Klima, Jahreszeiten und allgemeine Ueberſicht der Produkte	7 u. f.
Die weſtindiſchen Inſeln genießen eines gemäßigtern Klima's als die unter gleicher Breite gelegenen afrikaniſchen Länder	7
Die trockene und die naſſe Jahrszeit	7—9
Beiſpiele der Furchtbarkeit dortiger Orkane und Erdbeben	10 u. f.
Die großen Antillen. Cuba	12 u. f.
Die Havana, Hauptſtadt von Cuba	13 u. f.
Erſtaunliche Vermehrung der Bienen auf Cuba	15
Die Inſel St. Domingo	—
Ueppige Fruchtbarkeit des Landes	16
Produkte. Große Menge des Hornviehs	16 u. f.
Gebirge und Bewäſſerung	17
Ehemalige Eintheilung in das franzöſiſche und ſpaniſche Domingo	17 u. f.
Cap Français, vormals Hauptſtadt des franzöſiſchen Antheils	18
St. Domingo, Hauptſtadt des ſpaniſchen Antheils	18 u. f.
Die Inſel Portorico	19 u. f.
Indolenz ihrer Bewohner	—
Kaffee und Hornvieh beinahe die einzigen Ausfuhrartikel	20
Der Mancanillenbaum, eine der furchtbarſten Giftarten	20—21
Die Inſel Jamaica	21 u. f.
Hohe Gebirgsketten	21—22
Reichthum an Produkten	22—23

Seite

Die Lucaien oder Bahama-Inſeln 25
Die Bermuden oder Sommers-Inſeln . . . . 25—26
Die Jungfern-Inſeln 26
Die Caraibiſchen Inſeln oder kleinen Antillen.
Guadeloupe 27
Martinique . . . . —
St. Pierre, Hauptſtadt der Inſel, und dortige Lebensart . 28
Die übrigen kleinen Antillen . . . . . . 29—31
Trinidad, die ſüdlichſte derſelben . . . . 31—32
Der Menſch, der Bewohner Weſtindiens.
Der Original-Bewohner . . . . 32 u. f.
Bei der Entdeckung Weſtindiens fanden ſich zwei ſehr von einander verſchiedene Menſchenracen 33
Blos die eine davon, der Caraibe, hat ſich bis in die neuern Zeiten erhalten 36
Das Aeußere des Caraiben . . . . 37—38
Lebensart, Sitten und Charakter . . . . 38—40
Der Manioc oder Manihot, das Hauptnahrungsmittel in Weſt-Indien . . . . 40—41
Religion und Sprache der Caraiben . . . . . . 41—42
Allmählige Verminderung auch dieſes Stammes der Original-Bewohner 42
Der in Weſtindien Angeſiedelte, der Fremde . . . . 43 u. f.
Der Creole oder von europäiſchen Aeltern dort Erzeugte . 43—45
Seine äußere Verſchiedenheit vom Europäer . . . . 43—44
Das creoliſche Frauenzimmer . . . . 44—45
Edelſinn; Großmuth und Milde ſind dem Creolen eigen . 45
Frühe Reife und eben ſo ſchnelles Dahinwelken des creoliſchen Menſchen . . . . —
Der Neger in Weſtindien . . . . —
Durch Vermiſchung des Europäers mit dem Neger und Amerikaner erzeugen ſich vielfache Mittelſchlachten, die ſogenannten farbigen Menſchen . . . . 45—46
Der Mulatte . . . . 46—47
Gefleckte Neger 47
Der Terceron, Quarteron und Quinteron 48
Der Sambo . . . . —
Der Meſtize . . . . —
Die ſchwarzen Caraiben 49
Zuſtand der farbigen Menſchen in Weſtindien . . . . 51—53
Schönheit der Mulattinnen 51

	Seite
Die reizende Johanna, Geliebte des Capitäns Stedmann .	53—55
Große Ueberzahl der Neger gegen die Weißen in Weſtindien .	55 u. f.
Behandlung des Negerſklaven	58—72
Art des Ankaufs der Schwarzen	58—60
Die Sklavenwohnungen	62
Verdienſte der Mähriſchen Brüder um die Neger der däniſchen Inſeln	63—64
Eintheilung in Haus-Neger, Handwerks-Neger und Feld-Neger	64
Arbeiten der letztern	65—66
Geſetze zum Schutze der Neger in den verſchiedenen Colonien	66—68
Beiſpiele von Mißhandlung der Neger	68—72
Beſonders das ſchöne Geſchlecht zeichnet ſich hierbei durch Grauſamkeit aus	69 u. f.
Häufige Selbſtmorde unter den Negern	73
Die Maron-Neger	74—86
Ihre Kriege mit den Europäern	76—86
Merkwürdige Art der Holländer in Surinam, Frieden mit ihnen zu ſchließen	82 u. f.
Neger-Aufſtand auf St. Domingo	87—90
Die Stapelwaaren Weſtindiens	92 u. f.
Vorläufige Betrachtungen über die Nahrungsmittel des Menſchen	92-100
Der Zucker der Colonien und ſein Anbau	100-109
Die Baumwolle	109-112
Der Indigo	112-114
Der Kaffee	114-119
Der Cacao	119
Der Pimento oder Jamaica-Pfeffer	—
Der Ingwer	—
Der Roucou	120
Die Aloe	121
Totalwerth der Exporten Weſtindiens	123 u. f.
Iſt die Aufhebung der Sklaverei in den Colonien möglich und zuläſſig?	127-131
Ueber den neuern Zuſtand von Hayti (St. Domingo) und über die Neger überhaupt, nach Rainsford und Gregoire, ein Zuſatz zu der Darſtellung der Neger	131-134
Touſſaint l'Ouvertüre; ſeine Charakteriſtik	132 u. f.
Einige naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten Weſt-Indiens	134 u. f.

Seite

Die wandernden Krabben; der Turlurux 134-139

Der Soldat oder Diogenes 139-141

Der weißköpfige Adler und der Fiſchaar . . . 141-142

Die Jagd a) des Diablotins, b) des Leguans, und c) der Schildkrötenfang durch die Remora 142-148

Condamine, Biographie 149-166

Weſtindien.

Einleitung.

Ein Reiſender, welcher im ſtürmiſchen December Europens öde Küſten verläßt, und nach einer kaum monatlichen Fahrt ſich unter dem ſchönſten Himmel durch zahlreiche Inſelgruppen von der üppigſten Vegetation eingeſchloſſen findet, muß ſich gleichſam bezaubert fühlen.

Freilich bereitete ihn die Reiſe ſelbſt ſchon zu einer völlig neuen Schöpfung vor. Statt jener Schaaren von Zugvögeln, welche kurz vor ſeiner Abfahrt den Winter ſeines Vaterlandes flohen, ſieht er jetzt plötzlich die Bewohner des Meeres (Trigla und Exocoetus volitans L.) geflügelt ſich in großen Zügen aus der Tiefe erheben. Oft fallen einige auf das Schiff ſelbſt nieder; viele werden den Seevögeln zur Beute; der größern Zahl aber, denen das Trockenwerden der Bruſtfloſſen die Kraft zum weitern Fluge benimmt, lauern die Dorade (Coryphaena Hippurus L.), der Bonite (Scomber Pelamis L.) und andere Raubfiſche bei ihrer Rückkehr zur Heimath mit offnem Rachen auf.

Das Meer, das Waſſer ſelbſt zeigt eine erſtaunliche Vegetationskraft. Würden die großen Waldungen auf der Erde, aus einem Aeroſtat von oben herab geſehen gleich einer grünen Decke erſcheinen, ſo zeigen ſich hier meilenweite Flächen des atlantiſchen Oceans beſchattet von der Zostera oceanica und marina, und andern Algen und Seegräſern. Oftmals ſind ſie in einander verſchlungen, und bilden ein Kettenwerk, das ſelbſt von den Fahrzeugen nur mühſam durchbrochen wird, einen grünen, dicken, ſchwer zu zerreißenden Teppich. Ihre vielfach in einander gewebten Zweige und ihre elaſtiſchen Blaſen, dieſe merkwürdigen Werkzeuge zu ihrer Erhebung aus den Tiefen des Meeres, alle ſind ſie von unzählbaren Inſekten und Meereswürmern belebt, und dicht mit dem Laiche der Fiſche und Schalthiere übertüncht. Auch wohnt in ihnen die junge Brut der Seeſchnecken und Muſcheln. Schon hat der aufmerkſame Beobachter Robin hierauf die Embryonen jener bis jetzt aus der lebenden Natur ausgemerzt geglaubten Ammonshörner

entdeckt, die, verſteinert, bis zur Größe faſt von einem Wagenrade die Naturalien-Cabinette zieren. So mag dereinſt auf ähnliche Weiſe ein genaues Beobachten noch manche bis dahin für antediluviana gehaltene Petrefakten aus den tiefen Meeresſchlünden wieder ins Leben zurückrufen.

Bald zeigen ſich neue Naturphänomene andrer Art. Die Elektricität bildet ungeheure Waſſerſäulen (Waſſerhoſen). Theils hangen ſie trompetenförmig mit einer ſehr breiten Grundfläche vom Himmel zum Meere hinab, und reißen Alles, was ſich ihrem Berührungskreiſe nähert, wirbelnd gegen die Wolke. Theils ſteigen ſie wie Säulen vom Meere aus in die Luft. Voll Beſorgniß gegen den Himmel geſchleudert zu werden, richtet der Seemann ſein Geſchütz gegen das furchtbare Meteor, um es zu vernichten; aber hier macht ihm bald ein unerwarteter Bliß das Ende, dort ſtürzt es mit einem mächtigen Regenguſſe unſchädlich neben dem Schiffe in die Flut.

Beim weiteren Fortrücken nähert ſich der unkundigere Seemann dem mächtigen Golphſtrom an Floridas Küſten. Von dort aus ſtreckt dieſer, bei einer Breite von ein Paar Seemeilen, ſeinen ungeheuern Bogen von mehr als 400 Meilen nördlich bis zum 40ſten Grade gen Europa hin, und täuſcht die Rechnung des Schiffers. Er mindert die Fahrt oft um 15 deutſche Meilen in einem Tage. Nur der beſſer unterrichtete Seekapitain verſteht, durch F r a n k l i n belehrt, den Strom mit dem Thermometer in der Hand zu entdecken und zu vermeiden; denn ſelbſt ſeine Gränzen zeigen ſich ſchon um mehrere Grade wärmer als die übrige Flut.

So mannigfaltig in Bewundrung geſetzt, nähert ſich endlich der Reiſende den zahlreichen Bahama-Inſeln (Lucaien). Der erſte Eindruck ihres reizenden Anblicks war es, der Colons Reiſegefährten zwang, den ſeltnen Mann, welchen ſie kurz vor der Entdeckung des Landes als einen verhaßten Betrüger ins Meer zu werfen drohten, plötzlich als ein überirdiſches Weſen anbetend zu verehren.

Er ſelbſt fühlte ſich von der Schönheit dieſes Theils der neuen Welt ganz durchdrungen, und benannte beim weitern Vordringen die zahlloſen Inſeln, welche das von ihm vermeinte feſte Land von Cuba einſchließen,

die G ä r t e n d e s K ö n i g s und
die G ä r t e n d e r K ö n i g i n.

Aber ſo wie jene der Heſperiden werden auch dieſe von Ungeheuern unabläſſig bewacht. Wehe dem unkundigen Schiffer, der das Labyrinth der Tauſende von Klippen (Kayen), Untiefen, Korallenriefen und Felſen nicht genau kennt, durch welche die Antillen in jeder Richtung gleichſam verſchanzt ſtehen!

Hat er ſie aber glücklich beſiegt, dann eilt er zu unausſprechlichem Genuß. Die hohen Gebirgsrücken der großen Antillen

gewähren einen erhabnen Anblick. Die ſchönſten Waldungen bedecken ſie; ihren Fuß ſchmückt die treffliche Palme nebſt dem majeſtätiſchen Ceiba (Baumwollenbaum). „Nein," ſagte Colon in dem Briefe, den er von Cuba aus an ſeine königlichen Beſchützer, Ferdinand und Iſabella ſchrieb: „meine „Feder iſt zu ſchwach, Ew. Hoheit ein Bild von der Treff„lichkeit dieſer Länder zu entwerfen. Die Schönheit der Flüſſe, „die Klarheit der Gewäſſer, das herrliche Grün der von ihnen „bewäſſerten Wieſen, die Menge und die Majeſtät der ſie be„ſchattenden Bäume, das Farbenſpiel der Vögel, welche ſie „bewohnen, dieß zuſammen genommen übertrifft Alles, was „mir bis jetzt vorgekommen iſt, ſo ſehr, daß mir durchaus „Ausdrücke mangeln, hievon eine Beſchreibung zu geben, die „ſich nur von weitem der Wahrheit näherte."

Wie viel größer und pittoresker wird aber nicht dieſer Anblick, wenn man ſein Auge zugleich auf jene zahlloſen Kays richtet, die, obgleich nur Kalkfelſen, dennoch mit der ſchönſten Vegetation geziert, über dem Waſſer einzeln hervorragen.

Zwiſchen den vielen kleinen Inſeln, die ihren Namen nach den eilftauſend Jungfern führen (Virgin Islands), ſchwimmt man, dem Labat zufolge, wie durch eine große Wieſe, welche von den ſchönſten Bächen und Gebüſchen durchſchnitten wird.

Den genauern Beobachter erwartet indeß ein noch weit merkwürdigerer Genuß. Ihm zeigen ſich Scenen, die er vergeblich auf der übrigen weiten Erde aufſuchen würde.

Nicht genug an den über dem Waſſer liegenden Gärten, entdeckt ſein gegen die Fluten gerichtetes Auge unter dem Meere liegende Gärten von höchſtem Intereſſe. „Zwiſchen den eng „zuſammenliegenden und nächſt um die größern Eylande her„um, ſagt Schöpf als Augenzeuge, finden ſich unterirdi„ſche Gärten. Das Waſſer iſt hier bis auf den Boden, bei „mehr als 60 Fuß, von der reinſten Klarheit. Das Boot „ſchwimmt auf einer kriſtallnen Flüſſigkeit, in welcher es wie „in der Luft zu hangen ſcheint. Wer hieran nicht gewöhnt „iſt, dem ſchwindelt leicht bei dieſem Anblicke. Auf dem rein„ſten Sande ſieht man unter ſich tauſenderlei Gewürme, See„igel, Seeſterne, Seeſchnecken und vielartige Fiſche von ſo „ſchönen Farben, die man bei dieſen Thieren in Europa kaum „denkbar findet. Das brennendſte Roth, das reinſte Blau, „Grün und Gelb, ſpielt hier neben einander. Man ſchwebt „über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen, von „Gorgonien, Korallen, Alcyonen, Flabellen und mancherlei „Schwammgewächſen hinweg, die durch vielerlei Farben das „Auge nicht minder ergötzen, und von den Wellen ſo ſanft „hin und her bewegt werden, als die ſchönſte Vegetation eines „der blumenreichſten Gefilde über der Erde. Das Auge täuſcht „ſich in Beurtheilung der Tiefe. Man glaubt mit der Hand

„Pflanzen pflücken zu können, welche bei genauer Unterſuchung „mit einem Ruder von 10 Fuß Länge kaum erreichbar ſind.“

Doch nicht genug. Dieſe Meere zeigen noch ein anderes, wenn gleich nicht einziges, dennoch ſehr ſeltenes Phänomen.

„An der ſüdlichen Küſte von Cuba, ſagt Herr v. Humboldt *), ſüdweſtlich von dem Hafen Batabano in dem „Meerbuſen von Xagua, jedoch 2 bis 3 Seemeilen von dem „feſten Lande, brechen mitten im ſalzigen Waſſer, wahrſcheinlich durch hydroſtatiſchen Druck, Quellen ſüßen Waſſers her„vor. Der Ausbruch geſchieht mit ſolcher Kraft, daß kleine „Fahrzeuge ſich faſt mit Gefahr dieſem, wegen des hohen Wel„lenſchlags berühmten Orte nahen. Die Küſtenſchiffe beſuchen „bisweilen dieſe Quellen, um ſich mitten im Meere einen Vor„rath ſüßen Waſſers zu verſchaffen. Je tiefer man ſchöpft, „deſto ſüßer iſt das Waſſer. Dort wird auch häufig die Fluß„kuh (Trichecus Manati) erlegt, ein Thier, welches ſich nicht „im ſalzigen Waſſer aufhält.“

Jetzt zur genaueren Anſicht dieſer merkwürdigen Weltgegend.

Benennung, Eintheilung und Bildung.

In dieſen ſchönen Gewäſſern hat ſich nun die große Inſelmaſſe, welche wir mit dem Namen Weſtindien (the Westindies) belegen, gebildet. Und dieſer Name gebührt ihr mit Recht.

Als Colon die kühne Reiſe unternahm, um zu den Gewürzen und übrigen Schätzen der Molucken durch einen neuen, weſtlichen Weg zu gelangen; als er ſodann voll Zutrauen die am weiteſten hervorragenden Arme jener Schatzkammer des Orients entdeckt zu haben glaubte, indem er auf die Lucaiſchen Inſeln, und bald darauf auf die größern Antillen ſtieß, waren ihm dieſe Länder, dereinſt eben wohl die großen Gewürzmärkte Europens, waren ſie ihm nicht damals wirklich das in Weſten gelegene Indien? Und jene zuerſt entdeckten Inſeln, hießen ſie, da man Amerika ſelbſt für eine ſehr große Inſel anſah, nicht mit Recht die vor dieſem großen Eilande gelegenen Inſeln (Ante majores Insulas sitae; Antilles) **)?

Hiernach gehören denn alle die Inſeln unter dieſe Benennung, welche den ungeheuern Bogen bilden, der von Florida aus in Norden gegen den 28ſten Breitengrad anhebt, und ſich in Süden mit der Inſel Trinidad gegen den 11ten Grad am feſten Lande des ſpaniſchen Gujana endigt.

Gibt man auf das Meer ſelbſt Acht, worin dieſe Inſeln gelegen ſind, dann finden ſich drei ziemlich auffallende natürliche Abtheilungen. In Norden der große Meerbuſen von Mexiko,

*) v. Humboldt's Anſichten der Natur. I. S. 331.

**) So erklärte es ſchon vormals Hofmann im Univerſal-Lexico, ebenfalls Martiniere u. A.

gebildet durch Florida und Cuba, der größten aller Antillen in Oſten, und durch Yukatan, und ganz in Weſten durch das feſte Land von Mexiko ſelbſt.

Die zweite Abtheilung hebt mit der Südſeite von Yukatan und Cuba an, und wurde in Süden durch das Cap Graciosa Dios in Honduras, ferner durch die Bänke Serranillas und Bivoras, endlich durch Jamaica und St. Domingo abgeſchloſſen. Sie führt vom Continent den Namen Honduras-Bay.

Die dritte Abtheilung iſt diejenige, welche die gewöhnlich ſo genannten Antillen enthält. Sie fängt mit jenen großen Inſeln und Porto Rico an, und ſchließt in Weſten mit dem Continente; in Oſten iſt ſie eingefaßt von den Antillen, die wir, wegen ihrer Bewohner, die Caraibiſchen Inſeln nennen; daher dann dieß Meer auch das Meer der Caraiben benannt wird.

Die Anzahl der Inſeln ſelbſt iſt, ſobald man ihr nördliches Außenwerk die Lucaien und alle die kleinern, die oftmals nur aus nackten Felſen beſtehen, aufrechnen wollte, kaum angeblich. Sicher zählte man mehrere Hundert.

Ueberſieht man auf einer flachen (Mercator's) Weltkarte dieſe Inſeln, und vergleicht zugleich ihre Lage mit ſolchen Archipelen, die ſich ebenfalls unter der heißen Zone befinden, dann trifft die wahrſcheinliche Entſtehung aller dieſer Archipele und ihrer Tauſende von Inſeln mit dem ſtärkſten Umſchwung, nämlich mit der größten Geſchwindigkeit, alſo mit der größten Gewalt der Gewäſſer unſers Erdbodens genau zu. In Polyneſien und in Oſtindien ſind die erſtaunlichen Inſelwelten um den Aequator gelegen, und zwar die größte Summe der größern Inſeln an der nördlichen Seite deſſelben.

Es ſcheint daher nicht unbillig anzunehmen, daß jener mächtige Umſchwung, da wo er bei noch nachgebendem Continente in den Urzeiten unſers Erdballs in Verbindung mit einer anderweitigen Revolutionsurſache wirkte, eine der Haupturſachen der Bildung dieſer unzählbaren Eilande geweſen ſeyn könnte.

Wahrſcheinlich ließ auch hier, in dem heutigen Weſtindien, der mächtige Waſſerſtrom, welcher in den uns unbekannten graueſten Zeiten der Welt von Südoſt gegen Nordweſt gewaltſam hervordrang, und viele Tauſend Quadratmeilen des Continents theils überſpülte, theils unwiderſtehlich zertrümmerte, und dadurch der Erdrinde eine neue Geſtalt gab, dieſer mächtige Waſſerſtrom ließ ſie wahrſcheinlich als die wenigen Trümmern zurück, die im Stande waren, ſeiner Allgewalt Trotz zu bieten. Sie ſtehen mithin da, als die Ruinen einer vormals weit größern Erdfläche.

Hiemit ſtimmen die v. Humboldtſchen Beobachtungen anjetzt überein. „Die Klippen-Inſeln, Boracha, Caraccas und „Chimanas (unweit Cumana) ragen thurmähnlich aus dem

„Meere hervor, und bezeugen den furchtbaren Andrang der „eingebrochnen Fluten gegen die zertrümmerte Gebirgskette. „Vielleicht war das antilliſche Meer, wie das Mittelländiſche, „ein Binnenſee, der plötzlich mit dem Ocean in Verbindung „trat *).“

Viele dieſer Inſeln haben unſtreitig ſeit dieſer Zeit neue und wichtige Revolutionen zu beſtehen gehabt. „Die Inſeln Cuba, „Hiſpaniola und Jamaica enthalten noch die Reſte des hohen „Glimmerſchiefer-Gebirges, welches jenen inländiſchen See „nördlich begränzte. Es iſt auffallend, daß gerade da, wo „dieſe drei Inſeln ſich am meiſten nähern, die höchſten Gipfel „liegen. Man mögte vermuthen, der Hauptgebirgsſtock die„ſer antilliſchen Kette habe zwiſchen Cap Tiburon (St. Do„mingo) und Morant Point (Jamaica) gelegen **).“ Auch ſind vielen noch jetzt die lebendigen Spuren des vulkaniſchen Feuers tief eingedruckt. Andere leiden dagegen gleichſam vor unſern Augen noch täglich auf einem langſamern ruhigern Wege bedeutende Veränderungen.

Es iſt nämlich, nach dem was wir jetzt von dem bewundernswürdigen Anwachs der Corallen kennen, ſehr glaublich, daß viele Antillen durch die ſtets fortzeugenden Meerpolypen, Tubularien, und andere ähnliche Erbauer der Madreporen, Milleporen, und ſonſtigen Korallen, welche dieß ungeheure Meeresbecken gleichſam austapezieren, ſich beträchtlich vergrößern. Beſteht doch eine ſehr große Anzahl derſelben faſt gänzlich aus den kalkigen Wurmwohnungen ***).

Da mehrere dieſer Inſeln wiederum ſprechende Beweiſe ihrer Volkanität an ſich tragen, ſo wäre es dem Geologen vielleicht nicht unmöglich, eine Eintheilung nach ihrer verſchiedenen Entſtehungsart unter ihnen einzuführen. Allein man bedenke, da dergleichen Erdrevolutionen und Umſtürzungen ſicher mehrmal, zu verſchiedenen Zeiten Platz gehabt haben, ſo können ſelbſt ſolche Inſeln, welche auch dem ſubmarinen Feuer ihr Daſeyn verdanken, nachmals wiederum bald durch große Fluten überſpült, und mit neuen Erdſchichten bedeckt ſeyn, theils von jenem zwar langſam, aber ſeit Jahrtauſenden unaufhörlich fortarbeitenden Seegewürm mählig mit kalkartigen Schichten übertüncht worden ſeyn.

Schicklicher bleibt daher ſtets diejenige Eintheilung, welche die Natur der heutigen Lage und der Meteore dem Nautiker vor Augen legte.

Jenes nordliche Außenwerk des geſammten Archipels, die Bahama-Inſeln, trennte die Natur ſelbſt durch einen Kanal,

---

*) v. Humboldts Anſichten der Natur S. 50.

**) Ebend.

***) M. ſ. beſonders *Robin* Voyages T. I. p. 184 u. f.

ein bedeutendes Fahrwaſſer, durch den Bahama-Kanal; dieß gäbe die erſte Abtheilung.

Hierauf folgte dann die Kette der großen Antillen von Weſten nach Oſten gerechnet; Cuba führte die Reihe auf, das Mittel machte St. Domingo nebſt Jamaika, und Porto Rico beſchlöſſe den Zug.

Gleich nach letzterer Inſel nähme ſodann mit den ſogenannten Jungfern-Inſeln der nach Oſten hinausliegende Bogen der eigentlichen kleinen Antillen ſeinen Anfang, dieſe laufen bis zu dem Orenoko hinab, und werden, jedoch mit Ausſchluß jener kleinſten (Virgin Islands) die Caraibiſchen Eilande benannt.

Und hier paßt denn die Unterabtheilung derſelben, welche der Seemann von dem Winde hernahm. Er nannte diejenigen die Inſeln im Winde (Windward Isles, Iles du Vent), welche dem ſteten Oſtwinde der heißen Zone am weiteſten entgegen ſtehen, die ihn alſo früher erhalten; die übrigen hingegen, zu denen er wegen ihrer Lage ſpäter gelangt, die Inſeln unter dem Winde (Leward Isles, Iles sous le Vent).

Die Spanier treten bei ihrer Eintheilung auf gewiſſe Weiſe der Wahrheit noch näher. Sie belegen nämlich alle hier genannte Caraibiſche Inſeln mit dem Namen der Inſeln im Winde (barlo Vento); dagegen aber diejenigen, welche völlig innerhalb jenes großen Inſelbogens ſelbſt, nahe an den Küſten des Continents von Amerika gelegen ſind, z. B. Curaſſao, Buon Air, Blanca, Orchilla, Margarita u. a. Inſeln unter dem Winde (sotto Vento) genannt werden; denn freilich ſind dieſe gleichſam durch jene Caraiben vor dem Oſtwinde geſchützt.

Klima, Jahreszeiten, und allgemeine Ueberſicht der Produkte.

Innerhalb des 32ſten und des 10ten Grades der Breite eingeſchloſſen, ſtehen faſt alle dieſe Inſeln (die Bermuden hauptſächlich ausgenommen) unter dem Gebiete der heißen Zone. Das ſie umgebende Meer mindert indeß die Macht des lothrechten Strahls. Der Morgenwind, welchen der Gang der Sonne (der Erde Umdrehung) ſelbſt unter der heißen Zone hervorbringt, wird eben von dieſer großen Waſſermaſſe gekühlt. Größere Erfriſchung über dieſe Inſeln ergießen aber die Seewinde.

Wenn daher das Thermometer am Senegal bis zu der enormen Hitze von 116 Graden (Fahrenh.) hinan getrieben iſt, in welcher der Sand die Eier ſiedet, und dem Neger die Fußſohle aufreißt, ſo ſteigt das Queckſilber auf unſern Inſeln ſelten über 85 Grad.

Weſtindien hat, gleich den übrigen Ländern der heißen Zone, nur zwei Jahreszeiten. Die hohe, minder ſchiefe Sonne, und

die langen Tage, erzeugen bei uns die wärmſte Jahrszeit, die ſchönſten Produkte der Natur, kurz, den Sommer. So wie aber in Europa der Strahl ſchiefer wird, die Sonne zu dem Zeichen des kalten Steinbocks hinabſteigt, ſo kürzt ſich der Tag; Froſt und Kälte bilden den Winter.

Auf den Antillen iſt dieß alles gleichſam umgekehrt. Wenn die Sonne über den Scheitel der Antillen tritt, alſo im Sommer unſerer gemeinſchaftlichen nördl. Hemiſphäre, ſo zieht ihr heftiger Strahl eine ſo erſtaunliche Waſſermaſſe aus dem Meere und den Sümpfen dunſtförmig in die Höhe, daß dieſe ſich ſofort in Tropfen vereinigen, und in ununterbrochnem Regen herabſtrömen. Dieſe Jahrszeit vom April bis zum November, die naſſe Jahrszeit, nennt man dort den Winter; denn dieſe höchſt ungeſunde Feuchtigkeit iſt erkältend und erzeugt vielartige Krankheiten. Dennoch treiben aber darin alle Pflanzen; die Vegetation geht wie bei uns ihren großen Gang, und die trefflichſten Blüthen erfüllen die Luft mit balſamiſchen Gerüchen. Auch die Thiere fühlen dieſen Trieb zum Verjüngen und Vermehren. Sie kommen von den Gebirgen herab. Die Schalfiſche ändern ihre Schalen. Das Gewürm bekömmt eine neue Haut; die Fiſche, welche wegen Trockniß zum Meere eilten, treten wieder in die Flüſſe zurück.

Steigt aber die Sonne zum Wendekreiſe des Steinbocks hinab, dann vermag ihre, zwar ſtets anſehnliche, aber dennoch verminderte Stärke, nur eine reine Hitze hervorzubringen; das Land wird trocken und die Luft heiter.

Dieß iſt indeß nur im Allgemeinen der Stand der Meteorologie von Weſtindien. Geht man nur einigermaßen darüber ins Detail, ſo bieten ſich dadurch eben ſo heilſame, als maleriſche Abwechſelungen dar, die oftmals durch die Verſchiedenheit des Lokals noch merkwürdiger werden.

Der Mai, obgleich ſchon der Anfang der naſſen Jahrszeit, der periodiſchen Regen, hat dennoch in ſeiner letzten Hälfte ziemlich trocknes Wetter. Sodann zeigt ſich die ganze Herrlichkeit des tropiſchen Sommers. Die geſammte Natur entfaltet ihre jugendliche Schönheit. Keine Wolke trübt den Himmel, und ehe die Seewinde die Luft kühlen, iſt freilich der Strahl oftmals angreifend; aber die neue Vegetation pranget im herrlichſten Gewande, und die zuvor traurigen Savannen (Wieſen) ſchmückt nun ein ſammetartiges Grün. Alsdann ſind die Nächte von unbeſchreiblicher Schönheit. Die Helle und Klarheit des Himmels, die ruhige Heiterkeit der Luft, theilt der Seele ſelbſt eine gleiche Stimmung mit. Der Mond leuchtet weit ſtärker als bei uns. Schon bei ſeinen Vierteln lieſt man ſogar kleine Schrift; ſeinen Lichtmangel im Neumonde erſetzt aber der Glanz der Milchſtraße. Die Venus

ſtrahlt hier wie ein zweiter Mond; Bäume und andere Gegenſtände werfen bei ihrem Glanze einen deutlichen Schatten.

Aber eben dieſe Nächte ſind dennoch empfindlich kalt, und die durch die Tageshitze weit geöffneten Poren werden gezwungen, ſich plötzlich zu verſchließen. Dieſe Kälte bringt die in ungeheurer Menge in der Luft ſchwimmenden Waſſerdünſte näher zuſammen. Sie fallen ſodann reichlich in Geſtalt des Reifes herab; auch durchdringt die ſo fein aufgelöſte Feuchtigkeit alle Körper mit bewundernswürdiger Thätigkeit. Die Degenklingen roſten in der Scheide, und das Räderwerk genau verſchloſſener Uhren wird ſelbſt in der Taſche davon angegriffen. Daher ſaufen die Thiere auf einigen Antillen wenig, und der kürzlich angekommene Europäer vergießt vielen Schweiß, der ihn indeß nicht ſehr ermattet; er iſt mehrere Monate hindurch gleichſam mit einem Dunſtbade umfloſſen.

Die gebirgigen inneren Gegenden der großen Antillen erleuchtet noch ein Sternheer von anderer Natur, große Schaaren Feuerfliegen von zweierlei Art; die größeren, die Candelarien (Fulgora Laternaria? L.) laſſen ihr Licht aus ſphäriſchen Erhabenheiten an den Seiten des Kopfs herausſtrömen, die kleineren hingegen aus den Seitenöffnungen der Reſpiration.

Die hier beſchriebene herrliche Periode dauert indeß unter geringen Abweichungen nur bis gegen die Mitte des Auguſts. Denn nun wird die Hitze drückend; ſie treibt das Queckſilber über 90 Grad (Fahr.) und die erquickenden Seewinde ſchwinden hinweg.

Dieß ſind die Vorzeichen des Herbſtes. Wolken ſteigen empor, ziehen ſich zuſammen, und thürmen ſich in ungeheure Maſſen auf. Die Gipfel der Berge bleiben indeß noch unbedeckt; die Gegenſtände zeigen einen bläulichen Schein, und erſcheinen dem Auge näher als gewöhnlich. Endlich verbirgt jene ſtets wachſende Dunſtmaſſe auch das höhere Gebirge, und kündigt jeden ihrer weiteren Schritte durch dumpfrollenden Donner an. Sie hallen in dem Gebirge wieder, und ſelbſt das Meer gibt ſie mit lautem Echo zurück. Die ganze Größe der furchtbar-ſchönen Natur zeigt ſich aber zu Nachts in den tauſendfach-kreuzenden Wetterſtrahlen.

Nun entladen ſich jene Waſſerbehälter in monat-langen Strömen. Mehr als 65 Zoll hohes Gewäſſer ſtürzen ſie auf das Land herab; ja auf Barbadoes rechnet man ſogar 80 Zoll hohes Regenwaſſer.

Wie weiſe paßt indeß eine ſo erſtaunliche Quantität für dieſes Klima! Dieſe Waſſermaſſe, faſt das Dreifache von der, welche jährlich im Durchſchnitt auf Europa herabfällt, würde unſern Erdtheil erſäufen, hier aber, wo die Ausdünſtung durch die Hitze unermeßlich iſt, wo die ſteten und die periodiſchen Winde ſchnell alles austrocknen, hier verſiegten

ohne ſie alle Quellen und Teiche; Thiere und Pflanzen, die ganze organiſirte Natur würde verſchmachten.

In dieſer Jahreszeit äußern ſich denn aber auch jene ſchrecklichen Phänomene, wodurch dort die ſo heftig bearbeitete Atmoſphäre alles auf das wohlthätigſte wiederum in das nothwendige Gleichgewicht ſtellet, nämlich die Orkane. Sie wüthen am häufigſten in den drei eigentlichen Sommermonaten, und werden nur zu oft mit Erdbeben begleitet. Ein Paar Beiſpiele mögen die Größe ihrer Verheerungen verſinnlichen.

Am 14ten Auguſt 1766 erhob ſich auf Martinique ein furchtbarer Sturm. Mit ſchweren Wettern und mit Erderſchütterungen vergeſellſchaftet, ſtürzte er binnen kaum 4 Stunden Wohnhäuſer, Zuckermühlen und Kirchen um; riß die Bäume aus und vernichtete faſt alle Pflanzungen. Eine große Zahl Frauen und Kinder von beiderlei Farbe, welche nicht ſchnell genug auf der Flucht waren, wurden unter den einſtürzenden Gebäuden erſchlagen; kleine und große Fahrzeuge, damals auf der Rhede, ſahe man bald theils auf das Land ſchleudern, theils an dem Ufer zerſchmettern.

Die während dem Orkane aus den Wolken herabſtürzenden Waſſer riſſen alle Pflanzen und Kräuter mit ſich ins Meer, und brachten den traurigſten Mangel an Lebensmitteln hervor.

Größer und ſchrecklicher wüthete im Junius des Jahrs 1692 das Erdbeben des Orkans auf Jamaika. Der Himmel war bis gegen Mittag blau und heiter. Plötzlich nahm er eine düſtere, röthliche Farbe an; er glich einem glühenden Ofen. Ein fürchterliches Getöſe im Innern der Gebirge und unter der Erde, begleitet mit dem heftigſten Sturm von der See her, war das Signal der großen Kataſtrophe.

Der Sand auf den Straßen ſtieg wie die Wellen des Meeres in die Luft, hob die Menſchen empor und verſenkte ſie beim Zurückfallen in die Erde. Zu gleicher Zeit brach eine Waſſerflut herein, und rollete über dieſe Unglücklichen her, die ſich zu ihrer Rettung an den Balken und Trümmern der Häuſer feſthielten.

An andern Orten that ſich plötzlich der Boden von einander. Ein Augenzeuge ſahe über dreihundert ſolcher Oeffnungen, in welche mehrere Menſchen hinab ſanken. Einige ragten bis zur Mitte des Körpers hervor, und die Erdſpalten zerquetſchten ſie; andere wurden hingegen gänzlich verſchlungen, aber oftmals durch mächtige Waſſerſtrahlen wieder hervorgeſpieen. Größere Erdfälle verſchlangen Häuſer und andere Gebäude. Beſonders furchtbar und groß zeigte ſich der Orkan in den blauen Bergen, welche die Inſel durchſchneiden. Unter lautem Krachen ſtürzten einzelne Berge zuſammen; zwei derſelben wurden plötzlich mit einander vereinigt; nicht weit von Yellows zerſplitterte ein anſehnliches Gebirge; einer ſeiner

Theile hüpfete gleichſam fort, und bedeckte eine ganze Pflanzung, die eine (engl.) Meile davon entfernt lag, nebſt neunzehn Menſchen.

Auf der Nordſeite der Inſel wurden ebenfalls ſehr große Strecken Landes verſchluckt. Ein Anbau von 10 Tauſend Morgen Landes verſchwand plötzlich; ein Teich trat an deſſen Stelle, und obgleich dieſer bald darauf verſiegte, ſo fanden ſich dennoch keine Spuren jener verſunkenen Gebäude oder Bäume.

Das Meer wetteiferte gleichſam in Wuth mit dem Lande. Nicht nur kleine Fahrzeuge, ſondern ſelbſt ein Kriegsſchiff ward über die Gipfel der Häuſer hinweg geſchleudert; dennoch ſtürzte es hiebei nicht um, und es fanden ſich die Menſchen darin auf das Sonderbarſte erhalten.

Dieſer ſchreckliche Orkan gab der Inſel gleichſam eine andere Geſtalt; Berge waren verſchwunden und Quellen verſiegt; ja Sachkundige behaupten, daß das Klima ſelbſt ſich ſeitdem verändert habe. Das treffliche Klima hat indeß den ungeheuern Schaden, den die Pflanzer erlitten, nachher völlig wieder gut gemacht, und der Flor von Jamaika iſt zu dem höchſten Gipfel geſtiegen.

Die Orkane und weniger bedeutende Stürme reinigen hier die Luft, heben alle Stockungen der ungeheuern Dunſtmaſſe, und erhalten die Geſundheit der Atmoſphäre. So vereinigt ſich hier denn alles um jene erſtaunliche Produktionskraft für alle organiſche Weſen der milden und der heißen Zone hervorzubringen. Reichthum der Arten findet ſich hier mit Nutzbarkeit und Schönheit gepaart. Nur der vierfüßigen Thiere ſind dort wenige. Sie machen kaum acht verſchiedene Arten aus, worunter das Moſchusſchwein (S. Pecari) und der Raton (Ursus Lotor) die anſehnlichſten ſind. Die größern Quadrupeden, nämlich die eigentlichen Hausthiere, führten die Europäer dort ein. Dagegen belebt eine kaum zählbare Menge des ſchönſten Gefieders die Waldungen. Von dem größten Aras (Psittacus Macao L.) herab bis zu dem kleinen Sperlings-Papagei (Psittacus passerinus L.), welch eine Abwechſelung! Und dieſe übertreffen dennoch an Schönheit jene Geſchöpfe, welche gleichſam die Mittelſtufe zwiſchen dem Vogel und dem Schmetterling einzunehmen ſcheinen, die von vielfarbigem Golde glühenden Colibris (Trochilus Linn.).

Selbſt unter den Tauben iſt hier, nach Catesby, ein großer Reichthum von Farbenſpiel. Längs dem Geſtade tritt der 4 Fuß hohe Flamingo (Phoenicopterus ruber L.), im ſchönſten Scharlach gekleidet, majeſtätiſch einher, die Tropikvögel, Fregatten, Albatroſſe, Seeraben und Meven kreuzen ununterbrochen über dem mit den nahrhafteſten Schildkröten reichlich verſehenen Meere; und die ſchöngeſpiegelten Entenarten durchplätſchern die Gewäſſer.

Die Wälder wimmeln von den ſchönfarbigſten Schlangen, welche faſt alle, wie Edwards behauptet, unſchädlich ſind; die Wandelplätze werden aber durch die vielen Arten bunter, harmloſer Eidechſen geziert. Nur der Alligator ſchreckt zuweilen den Wanderer; doch iſt dieſer leicht wegen ſeiner Größe zu vermeiden.

In dieſem Lande der Fülle und der Macht der Plaſtik war es dem mit dem Klima ſelbſt wuchernden Menſchen nicht ſchwer, die Produkte des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen. Pflanzen *), Thiere und Menſchen führte der europäiſche Spekulationsgeiſt aus der alten Welt nach Oſtindien hinüber. Er vermiſchte den Europäer mit dem Neger, und dieſen ebenfalls mit dem Amerikaner, er pfropfte die Menſchen für ſeinen Gewinn in einander; bildete hierdurch ſogar neue Menſchenracen, und opferte alle dieſe von ihm der Natur gleichſam abgezwungenen Racen ſeiner niedrigen Gewinnſucht.

Alles dieß verdient nun näher bekannt zu werden.

Es bedarf beſonders einer genaueren Auseinanderſetzung des vegetabiliſchen Reichthums jener uns anjetzt ſo nothwendig gewordenen Stapelwaaren dieſer Inſeln. Nicht minder müſſen wir die Menſchen darſtellen, die hier einheimiſch waren, oder die ſich hier anſiedelten.

Um aber dieſes Gemälde nicht zu unvollſtändig zu laſſen, ſcheint es nothwendig, mit einigen der Hauptinſeln, der Hauptmagazine jener dem Gaumen und dem übrigen Luxus fröhnenden Waaren, ſpecieller bekannt zu werden.

Mag die größte aller Antillen den Anfang machen.

Cuba, von Columbus bei ſeiner erſten Reiſe (1492) entdeckt, und für ein Continent angeſehen, iſt zwiſchen dem 20ſten und 13ten Grade nördlicher Breite gelegen. In dieſer Richtung iſt dieſe Inſel indeß nur ſchmal, nur an einem einzigen Ort hält ſie von Norden nach Süden einige 40 Seemeilen **). Bei den übrigen hingegen ſchmälert ſie ſich bald mehr bald minder, im Weſten zu wenigen Meilen.

Der Länge nach, nämlich von Oſten nach Weſten, iſt dagegen ihre Erſtreckung ſehr bedeutend. Sie nimmt nämlich volle 11 Längengrade ein.

Ihre Geſtalt iſt ſonderbar. Aus einem ziemlich breiten Fuße ſteigt gleichſam ein bogenförmiger Aſt von Südoſten nach Nordweſten hervor, und endigt ſich in Weſten beim Cap St. Antonio in eine kaum anderthalb Seemeilen ſchmale Spitze.

Faſt die ganze Inſel iſt mit einer Menge kaum aufzuzählender kleiner Inſelchen und Riefe eingefaßt. Nur der ſüdlichſte Theil der Baſis von Cuba iſt davon frei. Sie liegen theils

*) M. ſ. hierüber weiterhin Jamaika und St. Vincent.

**) Zwanzig auf einen Aequatorgrad.

gruppenweiſe, theils einzeln um ſie her. Nur eine derſelben iſt von einiger Bedeutung, nämlich die Fichten-Inſel (Isla de Pinos) am ſüdweſtlichen Ende.

Die ſpaniſchen Nachrichten geben den ganzen Umfang von Cuba zu 600 ſpaniſchen Seemeilen an *). Sie hat mehrere bedeutende Gebirgsketten. Eine derſelben ſoll, den ältern Karten zufolge, der Länge der Inſel nach darüber hinlaufen; auch findet ſich eine Reihe von Gebirgen unweit des ſüdlichſten Endes des hier als Fuß angenommenen Theils der Inſel unfern der Küſte unter dem Namen Sierras del Cobre. Aehnliche Bergreihen zeigen ſich an der weſtlichſten Spitze. Indeß wird die Orographie von Cuba, ſo wie überhaupt ſeine phyſiſche Geographie, der Erdkunde ziemlich verborgen gehalten, wie dieß bisher bei den meiſten Colonien Spaniens der Fall war. Was wir noch am ſicherſten von der Inſel wiſſen, hat uns ein Aufſatz in dem Viager Universal **) gelehrt.

Dieſe Gebirge ſind nicht arm an Mineralen. In den ältern Zeiten ſoll man 2000 Centner Kupfer daraus erzielt haben, und alle Kanonen des Hauptforts der Havana, El Morro, wurden davon gegoſſen.

Auch rühmte man damals das Gold von Cuba, und zog es ſelbſt dem von St. Domingo vor. In unſern Zeiten iſt indeß von allen dieſen Minen nicht mehr die Rede; wahrſcheinlich hatte der einträglichere Anbau der Stapelwaaren Weſtindiens dieſe Gruben verſchüttet.

Cuba hat zwar keine bedeutende Flüſſe, wenigſtens keine ſchiffbare; an ſonſtigen Gewäſſern zählt man dagegen 148, hierin ſind dann gleichfalls die Teiche mit eingeſchloſſen.

Ohne uns hier in die politiſche Geographie weiter einzulaſſen, verdient dennoch die Havana, der Hauptort der Inſel, als einer der erſten Stapelplätze von Amerika, ja der ganzen Erde, eine Erwähnung.

Alle Waaren der alten und neuen Welt, ſowohl die, welche von Europa nach dem ſpaniſchen Amerika, oder von dort aus nach Europa verſchifft werden ſollen, müſſen hier verpackt, niedergelegt und regiſtrirt werden. Welch ein ungeheurer Verkehr, und wie muß nicht hierdurch der Wohlſtand der Stadt und ihre Bevölkerung zunehmen!

Der Hafen iſt einer der ſicherſten und größten, er kann gegen 1000 Fahrzeuge aller Art aufnehmen, nur ſind die Kriegsſchiffe wegen der Untiefen genöthigt durch einen engeren Kanal ein- und auszulaufen. Obgleich von einer Kette von Hügeln eingefaßt, iſt er indeß nicht gänzlich gegen ſehr heftige Orkane geſchützt.

---

*) 11 1/2 auf den Aequatorgrad.

**) Den dortigen Aufſatz über Cuba hat uns des Barons von Zach ſchätzbare monatliche Correſpondenz geliefert. Jan. 1801. S. 1 u. f.

Zur Vertheidigung dieſes wichtigſten Handelsplatzes des ſpaniſchen Amerika dienen beſonders zwei Forts: das Caſtel El Morro, (man ſieht dieß zuerſt bei der Ankunft), und das nur erſt nach der Einnahme der Havana durch die Engländer (1763) erbauete Fort Don Carlos de la Cavana. Dieſen folgt noch eine bedeutende Anzahl kleinerer feſten Schlöſſer, womit die Hügel, welche die Stadt umgeben, beſetzt ſind. Dieß gibt der Havana für den ankommenden Reiſenden einen reizenden Anblick.

Die Stadt liegt an der Weſtſeite des Hafens, und berührt hinterwärts die beiden Arme des Fluſſes Lagida. Die Häuſer ſelbſt ſind übrigens gröſtentheils nur niedrig, die Straßen anjezt bis auf die Vorſtadt gepflaſtert. Sie hält außer einer Menge Klöſter und prächtiger Kirchen, den Palaſt des General-Capitains, ein großes Hoſpital, welches 12,000 Stück von Achten Einnahme hat, das See-Arſenal, und viele große zum Schiffbau gehörende Magazine. Vorzüglich iſt die Faktorei oder Fabrik des ſo berühmten Tabaks zu bemerken; ihre Erbauung und ganze Einrichtung koſtete dem König 200,000 Piaſter.

Ein Hauptmangel der Stadt iſt gutes Trinkwaſſer. Man hilft ihm durch Ciſternen einigermaßen ab.

Die Anzahl der Einwohner muß wahrſcheinlich über 30,000 betragen, da bereits für Baracoa, die älteſte, aber jezt nur, dem Range nach, die zweite Stadt, dieſe Summe angegeben iſt.

So wie überhaupt die bedeutenden Städte Weſtindiens, ſetzt die ſonderbare Miſchung der Neger, Mulatten und Weißen auf den Straßen den Ankommenden in Verwunderung. Die Weißen zeigen ſich indeß ſelten zu Fuß. Zum Kirchgange oder bei vorkommenden Gelegenheiten ſind ſie verhüllt. Die Neger und Mulatten tragen Strohhüte, grobe Hemden und weite Beinkleider.

Noch ſeltener ſieht man bei Tage Frauenzimmer von Stande. Die Kultur iſt hier noch weit zurück. Die Univerſität und viele der Erziehungsanſtalten ſind in den Händen der Dominikaner; indeß haben auch einige andere Orden Lehranſtalten errichtet. Hier beſteht doch anjezt eine patriotiſche Geſellſchaft, welche zugleich wöchentlich zweimal eine Volksſchrift bekannt macht.

Auch die Vergnügungen der Einwohner verdienen kein großes Lob. Sie beſtehen in Stier- und Hahnengefechten, und herumziehenden Comödianten und Gauklern; denn das ſtehende Theater iſt von hier nach Mexico gewandert.

Seit der gänzlichen Abtretung von St. Domingo an Frankreich iſt gleichfalls der oberſte Gerichtshof oder vielmehr das Apellationsgericht hierher verlegt.

Das Innere der Inſel Cuba hat große Strecken Wal-

dung, iſt wenig bekannt, und wird wenig beſucht. Man findet daher keine Gaſthöfe, und hängt lediglich von der Gaſtfreundſchaft der wirklich gutmüthigen Bewohner ab.

Außer der Havana und Baracoa iſt St. Jago, die vormalige Hauptſtadt, zugleich der Sitz des Biſchofs, noch jetzt die wichtigſte. Sie ſoll auf 20,000 Menſchen enthalten. Puerto del Principe wird auf 30,000 angegeben.

So wenig vortheilhaft dieß Bild von dieſer großen in ſich fruchtbaren Inſel auch wirklich iſt, ſo zeigt ſich dennoch auch hier das Fortſchreiten zum Beſſeren. Sowohl der Anbau als der Handel und die Künſte, freilich dann auch der Luxus ſind im Steigen, und die Exporten haben ſich, ſo wie die Population, beſonders in den letzteren Zeiten ſehr gehoben.

Raynal gab vormals die geſammte Volkszahl nur zu 276,000 Köpfe an; jetzt ſoll ſie 500,000 betragen. Sind hierunter indeß wirklich nur 28766 Neger, ſo ſcheint dieſe Angabe deßhalb übertrieben, weil die Zahl der Schwarzen gewöhnlich in Weſtindiens Kolonien bei weitem die der Weißen und der Mulatten überſteigt.

Der Werth der auf Cuba angebaueten Stapelwaaren, wovon wir das Detail, ſo weit es uns bekannt iſt, nachmals ſehen werden, hat ſich beſonders in den letztern Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts beträchtlich vermehrt.

Merkwürdig iſt es, daß die nur erſt 1764 von einigen Anſiedlern aus Florida herüber geführten Bienen ſich ſo erſtaunlich vermehrt haben, daß bereits 1794 auf 20,000 Aroben Wachs (zu 25 ℔.) ausgeführt wurden.

Der Lage ſowohl als der Größe nach folgt unter den großen Antillen das jetzt ſo unglückliche St. Domingo, urſprünglich Hayti genannt. Columbus, der dieſe Inſel 1593 entdeckte, nannte ſie Eſpannola, woraus man nachmals Hiſpaniola gemacht hat.

St. Domingo hält von Norden nach Süden auf 140 engliſche Meilen, von Oſten nach Weſten hingegen faſt 300 (290). Der öſtlichſte Punkt iſt unter 18° 20′ n. Br. bei 68° 40′ weſtl. Länge von Greenwich gelegen. In Weſten ragt bei ihm ein ſehr langer ſchmaler Arm, eine Erdzunge von mehreren ſolcher Meilen, gleichſam wie ein Stiel hervor; aber der übrige Körper hat eine regelmäßigere, faſt parallelogrammenartige Bildung. In Oſten findet ſich die Inſel, oder den neueren Karten zufolge, die Halbinſel Samana (bei 70° 30′ Gr. L.); ſie hängt nur vermittelſt einer äußerſt geringen Landenge mit der Inſel zuſammen *).

---

*) So zeigt es die neuere Karte von *la Rochelle*, General Chart of the Westindian Islands. London 1796. — Die ältern, ſelbſt die von Edwards, geben noch Samana als eine Inſel an.

Viele kleine Inſeln umgeben die Hauptinſel, ſo wie ebenfalls viele Korallenriefen und Felſen.

In den ältern Zeiten waren die Gebirge von St. Domingo viel bekannter. Die von Cibao enthielten, außer andern Metallen, reiche Goldadern; man rechnete ihre jährliche Ausbeute auf 100,000 Pf. Sterling. Da ſich in dieſen Gebirgen gleichfalls Bimſtein zeigte, ſo läßt ſich auch auf dieſer Antille das volkaniſche Feuer nicht leugnen.

Kühngethürmte Felſenmaſſen mit unerſteiglichen Bergwänden und Vorgebirgen, die ſich weit in das Meer hinausdehnen, zeichnen an vielen Stellen die ſpaniſche Küſte aus; an andern iſt ſie unausſprechlich ſchön, und entzückt das Auge mit Hügeln, Thälern, Wäldern und Flüſſen, die auf das lieblichſte mit einander abwechſeln. Das im Allgemeinen üppige Anſehen des Landes findet faſt durchgängig Statt; ſelbſt an der öden Nordoſtküſte zeigen ſich nur wenig Spuren von Unfruchtbarkeit. Am Abhange der Gebirge erblickt man die reichſten Wälder mit dem herrlichſten Grün; und mit der Fruchtbarkeit des bebauten Landes, es ſey, in welcher Gegend es wolle, iſt nichts zu vergleichen. In der unermeßlichen Ebene der Los Llanos *), die ſich längs des ſüdöſtlichen Theiles der Inſel hinſtreckt, gedeihen alle tropiſche Produkte, und da ſie einen Vorrath von Flüſſen hat, ſo kann ſie zu jeder Zeit bewäſſert werden. Dieß gilt auch von der weiter nördlich liegenden Vega Real, durch welche die Yuna und der Kotuy über einen Strich von funfzig bis zu hundert Meilen fließen, bis ſie in geringer Entfernung von der Küſte ihre Fluten vereinigen, und ſich dann in die Samanabai ergießen. Auf der Nordküſte, an welcher Columbus zuerſt auf der Inſel landete, iſt ebenfalls ein großer Strich Landes, der, ob er gleich ungeheuern Heerden wilden Viehes aller Art zum Aufenthalt eingeräumt wurde, doch ſeine Fruchtbarkeit dadurch bewies, daß er nicht nur die Fortdauer dieſes Handelsartikels hinlänglich ſicherte, ſondern auch verſchiedenen Meierhöfen, die ſich ausſchließend mit den Graſungen beſchäftigen, und im Norden der Demarkationslinie liegen, ihr Entſtehen gab.

Die Produkte ſind gegenwärtig Zucker, Ingwer, Kakao, Tabak, Baumwolle, Indigo, Mais und Kaſſavewurzeln; was von dieſen entbehrt werden konnte, wurde zugleich mit dem gewonnenen Färbeholze an das Mutterland überlaſſen. Die vornehmſten Ausfuhrartikel blieben aber doch die Häute des Hornviehs, das wild in den Ebenen umherirrte, und keine andere Hüter hatte, als die Namen oder die Zeichen derer, welchen es zugehörte. In ſpätern Zeiten fing man auch an, auf das Fleiſch Werth zu legen; denn da die Nachbarn dieß den

---

*) Man ſpreche Lianos.

Spaniern mit Vergnügen abnahmen, ſo wurde es eine ſehr ſchätzbare Quelle von Gewinn. Sie beſchränkten ſich dann nicht mehr bloß auf Hornvieh, ſondern lieferten auch Pferde und Mauleſel in großen Zahlen, weil die Zucht derſelben mit wenig Mühe verbunden war, und ſie gleichwohl der Franzöſiſchen Kolonie, wenn ſie ihr Thiere dieſer Art ablaſſen konnten, einen wahren Gefallen erwieſen.

Ob es gleich unmöglich iſt, die Volkszahl genau zu beſtimmen, ſo hat doch die Angabe des Herrn von Charmilly, der ſie zu 60,000 anſchlägt, viel Wahrſcheinlichkeit für ſich. Die Zahl der Weißen betrug aber gewiß mehr, als 2000, und die der Neger weniger, als die Hälfte der Totalſumme; das Uebrige beſtand aus freien Leuten von gemiſchter Abkunft, und zwar von einem jeden Grade derſelben. (Rainsford.)

Der Spaniſche Antheil an Hiſpaniola bringt alle Arten tropiſcher Gewächſe und Thiere hervor.

Die Gebirge des vormals franzöſiſchen Antheils zeigen ſich beſonders an der gegen das Cap Tiburon hervorragenden Erdzunge. Hier bilden ſie, den neueren Karten zufolge, eine Kette, welche, nachdem ſie in Norden in einen ſpitzen Winkel gebrochen, ſodann mehrere Meilen der Küſte parallel nach Oſten bis zum Cap Mongon hinabläuft.

Dieſe Gebirge ſenden dann eine ſehr große Anzahl von Flüſſen faſt nach allen Richtungen herab; und wenn gleich keiner darunter ſehr anſehnlich iſt, ſo bringen ſie dennoch eine ſo treffliche Bewäſſerung über dieſe herrlich gelegene fruchtbare Strecke, daß man mit Recht St. Domingo das Paradies von Weſtindien nannte. Dieſe Fruchtbarkeit iſt ſo ausgezeichnet, daß vormals die Franzoſen ihre Kolonialwaaren, beſonders den Zucker, über 15 pro Cent wohlfeiler geben konnten als die Engländer.

Die genauere Anzeige ihres (ehemaligen) Werths wird bei der Auseinanderſetzung der Stapelwaaren Weſtindiens vorkommen.

Vor der unglücklichen Revolution hielt der geringe franzöſiſche Antheil etwas mehr als $\frac{1}{3}$ der ganzen Inſel, nämlich nur 1700 Quadr. Lieues, da das Ganze beinahe 5000 (4900) ausmachte.

Die Demarkationslinie zwiſchen dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Antheil nahm in Norden ihren Anfang bei der Mündung des ominös genug genannten Fluſſes Maſſacre in der Bay von Manzanilla, folgte anfangs dieſem Fluſſe, wandte ſich ſodann gegen Weſten, durchſchnitt den Punkt, woſelbſt die Flüſſe la Trouble und Plaisance zuſammenſtrömen, nahm ihre Richtung nach Süden, lief durch die Flüſſe la petite riviére, Arbour und de Fer, durchſchnitt den kleinen See von Cul de Sac, wandte ſich nach Südoſt und endigte an der Südküſte mit dem kleineren Fluß à Pitre, etwa gegen 72° 34'

weſtlicher Länge von Greenwich, und 18° 11′ nördlicher Breite.

Von dieſem kleinen franzöſiſchen Theil machten die unkultivirten Gebirgsgegenden 1134 Quadr. Lieues unbenutzbar. Dennoch war die Ausbeute des kleinen Ueberreſts von 378 Q. Lieues im Jahre 1789 über 135½ Million Livres.

Es lebten dort 405,528 Neger, 21,808 Freigelaſſene, und 27,717 Weiße. Und jetzt! Nur allein 300,000 Neger ſollen umgekommen ſeyn; um dieſe zu erſetzen, wird ein Capital von mehr als 6 Millionen Pf. Sterling *) erfordert.

Da die, durch Frankreichs blutigen Wahnſinn, St. Domingo und das Mutterland ſelbſt zu Grunde richtenden Unglücksfälle nicht zu unſerm Zweck gehören, ſo bringen wir nur noch einiges über die dortigen vormals beträchtlichen Städte und Ortſchaften bei.

Der wichtigſte Ort war vormals Cap Français. Er hielt 8000 Weiße und freie Leute überhaupt, außer den Truppen und Matroſen, nebſt 12,000 Hausſklaven. Zwar war die Stadt an einen hohen Berg, le Morne du Cap gelehnt, hierdurch ward der Landwind zurückgehalten, und die Hitze prallete vom Gebirge gegen die Stadt. Dafür genoß ſie aber der friſcheſten ſchönſten, von oben herabſtrömenden Gewäſſer, und der trefflichſten Gartenfrüchte. Der bequeme, große Hafen machte ſie opulent, und dieß ward erhöhet durch die große Fruchtbarkeit der Fläche, welche in Oſten an der Stadt gelegen war. Ein Theil derſelben von zwölf deutſchen Meilen in die Länge, und drittehalb in die Breite, war nur allein dem Anbau des Zuckerrohrs gewidmet. Die Befriedigung der einzelnen Pflanzungen waren Hecken von Orangen, Citronen und Limonen, und ſelbſt der Engländer geſteht, daß vielleicht die ganze bewohnte Erde keine reichere Ausbeute aufzuweiſen vermogte **).

Cap Français zeichnete ſich daneben durch Schönheit und Regelmäßigkeit beſonders aus. Die Stadt hielt über 30 gerade Straßen, die einander in rechten Winkeln ſchnitten, gegen 900 bequeme ſteinerne Häuſer außer den großen Waarenlagern, und hatte zwei treffliche Carrées, beide durch Springbrunnen erfriſcht, ferner lange Reihen von Niederlagen und öffentlichen Kaufläden; eine prächtige Barake für die Garniſon; ein königliches Arſenal; ein Schauſpielhaus; zwei Hoſpitäler, und ein Gefängniß; kurz ſie konnte mit vielen europäiſchen Städten vom erſten Range wetteifern.

In dem großen, ehemals ſpaniſchen Antheil iſt dann die Stadt St. Domingo die wichtigſte; jetzt iſt auch dieſer letzte Sitz wahrſcheinlich den Franzoſen von den Negern entriſſen.

---

*) Den Neger nur zu 20 Pf. Sterling.

**) Bryan Edwards III. 140.

Der groſse Colon legte ſie an; er gab ihr den Namen zu Ehren ſeines Vaters.

Sie iſt auf der Südküſte der Inſel amphitheatraliſch, am Hafen, den der Fluſs Ozama bildet, und der von beiden Seiten durch Felſengründe geſchützt wird, gelegen. Neben ihr hin dehnt ſich eine fruchtbare, herrliche Ebene aus, die faſt neunzig Meilen lang und 30 breit iſt, und vorzugsweiſe die Llanos (Lianos oder Ebene) genannt wird. Die Stadt liegt ſehr maleriſch auf einem Theil dieſer Felsbank erhoben, auf welchem ewig grüne Lianen tapetenförmig herabhangen. Am andern Ufer des Fluſſes, gerade der Stadt gegenüber, dehnt ſich ein weites Thal aus, beſchattet von hohen Palmen und reichen Piſangs.

Dieſe treffliche Lage wählte der Entdecker (1494) ſelbſt, und ſie macht ſeinem Genie Ehre. Denn bei dem ſichern Hafen und dem ſchönen Fluſſe genieſst ſie durch ihre Erhabenheit ſtets der kühlenden Winde. Dabei ſind die Umgebungen der Stadt von höchſter Fruchtbarkeit. Reiche Weiden nähren das trefflichſte Hornvieh, und der Mahagonybaum, der Cacao, die ſchönſten Palmen, die Orangen- und Caffeebäume bilden groſse Waldungen; was könnte dieſe Inſel für Frankreich, ja für Europa werden, wenn der Genius der Vernunft und ruhigen Kultur endlich wieder ſeine Rechte behauptete!

Auſser der Hauptſtadt fanden ſich in dieſem groſsen ſpaniſchen Antheil noch 8 Städte, hierunter la Vega, St. Jago, Zeibo, St. Thomas, Azua und Iſabella. Die übrigen Orte waren nur elende Dörfer. (Rainsford.)

Porto Rico, die öſtlichſte der groſsen Antillen, hat faſt die Form eines Parallelograms, deſſen längſte Seite gegen 100, die kleinſte etwa 40 engliſche Meilen geſchätzt wird. So trefflich das Land iſt, ſo ſchlecht ward es bisher von den Spaniern benutzt.

Der Hauptort, mit der Inſel gleiches Namens, liegt im Norden auf einer kleinen Inſel, und von dieſer Inſel wird ein ſehr ſtarker Schleichhandel mit den Engländern getrieben, wenn gleich keine europäiſche Macht ſo viel aufwendet, dieſen zu verhindern, als Spanien.

Man ſchätzt die geſammte Bevölkerung etwa auf 80,000 Menſchen, hierunter nur 6½ Tauſend Sklaven; alſo faſt gänzlich in umgekehrtem Verhältniſs gegen die Anzahl der Neger und der Weiſsen in den engliſchen Inſeln.

Die Wohnungen ſind dort nur iſolirt, und gröſstentheils ohne Verbindung unter einander. Die Natur begabte die Inſel nicht mit ſchiffbaren Strömen, aber die Indolenz ihrer Einwohner vernachläſſigte ſogar die ſo leicht zu bewerkſtelligende Anlegung guter Landwege. Faſt alle Kolonialwaaren müſſen auf Laſtthieren fortgeſchafft werden.

Beinahe alle Ländereien haben dort Herren; aber nur wenige laſſen ſie bearbeiten. Der Caffee iſt faſt die einzige Kolonialwaare, welche exportirt wird.

Der Hauptreichthum der Koloniſten beſteht in Hornvieh. Jeder iſt gebunden, eine Quantität für die Hauptſtadt zu liefern; da dieß aber zu einem ſehr niedrigen Preis geſchehen muß, ſo verkaufen ſie das beſte Vieh heimlich an die Amerikaner, oder an ſonſtige, dort landende Schiffe als Contrebande.

Der ſchlammige Boden von Porto Rico hatte dann aber auch eine der furchtbarſten Giftarten des Pflanzenreichs am meiſten begünſtigt. Ganze Wälder des ſchädlichen Mankanillenbaums mußten hier die Europäer längs der Küſte ausrotten, bevor ſie einen Anbau unternehmen konnten. Dieſer Baum, Hippomane Mancanilla foliis ovatis serratis (Monoecia Adelphia L.), iſt anſehnlich ſtark, unſerm Birnbaum oder Apfelbaum an Geſtalt ähnlich. Die Aeſte entſpringen meiſtens drei und drei beiſammen, und ſind mit zahlreichen, wechſelsweiſe ſtehenden Blättern beſetzt, welche eirund und ſägenartig gezackt, ſpitz und glatt, an ihrer Baſis oder oben an den Stielen eine rundliche bräunliche Drüſe tragen. Die Blumen wachſen in lockern, grünen Aehren, welche aufrecht an den Zweigen ſtehen. Jede Aehre beſteht aus etwa 30 männlichen Blumen, die weiblichen ſitzen dagegen einzeln, bald an den männlichen Blumenähren, bald auf beſondern Zweigen. Sie geben eine, unſern Goldpippins ähnliche, dem Auge angenehme Frucht. Sie iſt inwendig mit vielem milchigen Safte angefüllt, und enthält eine ſiebeneckige, mit ſpitzen Fortſätzen verſehene Frucht.

Wenn es gleich, wie der berühmte Jacquin aus eigener Erfahrung bezeugt, übertrieben iſt, daß ſelbſt der Schatten dieſes Baums bereits tödtlich ſey, ſo ſtehet es dennoch nicht zu läugnen, daß der Milchſaft, der ſich in allen Theilen des Baums verbreitet findet, eine der höchſten Giftarten iſt. Dieſer Saft iſt ſo kauſtiſch, daß ein einziger Tropfen davon auf der Haut des Menſchen ſofort, wie Feuer, Blaſen zieht, und daher die Frucht zu genießen ſchon deshalb tödtlich wäre, weil das Innere des Mundes und des Schlundes auf das ſchrecklichſte entzündet würde. Wenn die Indier dieſen Baum wegen ſeines ſchönen, harten, zu den feinſten Tiſchlerarbeiten nutzbaren Holzes umhauen, umwinden ſie Naſe und Mund, und ſichern, ſo viel es thunlich iſt, durch Hinwegwenden oder augenblickliches Verſchließen, die Augen. Catesby machte ſelbſt die traurige Erfahrung, daß man durch den geringſten Tropfen des Safts auf mehrere Stunden blind wird.

Die Indier ſollen dadurch ihre Pfeile vergiften, daß ſie die Spitzen in den verdickten Saft eintauchen. Ja Bomare behauptet, er habe in Brüſſel Proben mit angeſehen, da Hunde, welche mit ſolchen Pfeilen verwundet wurden, eines ſchnellen

Todes ſtarben, obgleich dieſer Pfeil bereits 140 Jahr in Europa geweſen war. Vielleicht war dieſer Pfeil aber auch in den ſtärkſten Gift, den die Südamerikaner, nach Condaminens Verſicherung, aus mehreren Pflanzen ziehen, getunkt. Tödtlich bleibt indeß der Saft des Mankanillenbaums jederzeit, und es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß daher mehrere Fiſch- und Krabbenarten gefährlich werden, wenn ſie von den herabgefallenen Früchten gefreſſen haben. Das Salz, und in ſoweit auch das Seewaſſer, ſoll ein Mittel dagegen ſeyn.

Umſchloſſen von den drei großen Inſeln Cuba, St. Domingo und Porto Rico, den großen Antillen, liegt dann das engliſche Jamaica, ein redender Beweis des hohen Werths menſchlicher Betriebſamkeit.

Zwar nur etwas größer als Porto Rico, und dabei nicht vom fruchtbarſten Erdreiche, iſt der Ertrag der brittiſchen Inſel ungleich größer als der des großen ſpaniſchen Cuba. Jamaica, unter 18° 12′ n. Br. und 77° 45′ weſtl. Länge von London gelegen, hält auf 4,080,000 engl. Morgen (Acres). Hiervon 240,000 für gebirgiges Land. Im Jahre 1789 waren hiervon 1,907,589 von der Krone zum Anbau vertheilt; allein wirklich angebauet waren damals nur 1,740,000. Beſonders lagen in Nordoſten der Grafſchaft Middleſex, in Trelawny noch ſehr fruchtbare Ländereien zu benutzen übrig.

Der Boden dieſer Inſel beſteht hauptſächlich aus Kalk, der mit Mergel *) gemiſcht iſt. Schwerlich iſt dieß indeß wohl die Natur der hohen Gebirgsketten, die der Richtung der Inſel ſelbſt folgen, von Oſten nach Weſten die Inſel ſchneiden, und unter welchen die ſogenannten blauen Berge die anſehnlichſten ſind. Sie haben faſt eine Höhe von 8000 Fuß. Schon in der Höhe von 4000 Fuß hört das Gedeihen der tropiſchen Früchte auf. Dagegen kommen dort unſere europäiſchen Gewächſe vollkommen fort. Das Thermometer, welches ſich gewöhnlich in Weſtindien über 80 Grad Fahr. erhebt, ſinkt hier auf 44 hinab, und ein Caminfeuer iſt in ſo hoch gelegenen Landſitzen nicht bloß angenehm, ſondern wirklich nothwendig; dafür athmet man dann auch eine reine geſunde Luft.

So hat die Natur hier eine treffliche Stufenfolge von Klimaten, und daher von Produkten hervorgebracht.

Dieſe Gebirge tragen, beſonders von Süden her, ganz das Gepräge der Zerſtörung und großer Revolutionen.

Unter den ländlichen Merkwürdigkeiten von Jamaica verdient vorzüglich eine hochgelegene Savanne, Peters Ebene (Pedro Plains) in S. W. von St. Elizabets Kirchſpiel (Cornwallis), unſere Erwähnung. Sie erſtreckt ſich auf 20 engl. Meilen in die Länge, und über 5 Meilen in die Breite. Ihr

*) Edwards I. 239.

Boden iſt zwar ein dunkelrother, wahrſcheinlich eiſenhaltiger Letten, der dabei von der Sonne wie gebacken, dennoch aber ſo ſchwammig iſt, daß er den ſtärkſten Regen ſofort verſchluckt.

Ueberall ſieht man die ſchönſten Gruppen von Bäumen, und unter den hohen Gewächſen zeichnen ſich beſonders die Aloe und die großen Fackeldiſteln aus. Sie nehmen oft auf das üppigſte ganze Morgen Landes ein.

Auf dieſen, mit kurzem Graſe überdeckten Fluren leben große Heerden von vielen Tauſend Stücken des ſchönſten Hornviehs und vorzüglicher Pferde. Vielleicht in keinem Lande der Erde *) findet man wie hier das Pferd im wilden Zuſtande. Da es dieſer ganzen Gegend an Quellen und ſelbſt an Teichen mangelt, ſo ſind dieſe wilden (wildgewordenen) Pferde gezwungen, zu den künſtlich gegrabenen Brunnen herabzuſteigen; und ſodann finden die Jäger Gelegenheit, ſie einzufangen. Dieß ſcheint aber der Anführer, der Leithengſt, voraus zu befürchten, denn er führt ſein Rudel oder ſeine Familie mit bewundernswürdiger Vorſicht in die Befriedigung, und kaum hat er ſeinen Durſt geſtillt, ſo ſucht er die Seinigen ſo ſchnell als möglich ins Freie vor ſich hin zu treiben. Er vergönnt keinem fremden Pferde den Zutritt; auch erlaubt er keinem von ſeinem Zuge oder ſeiner Familie ſeitwärts abzuſchweifen. Dieſe Race iſt außerordentlich dauerhaft, aber oftmals wegen ihrer Wildheit ſehr ſtörriſch.

Auf dieſer erhabenen Ebene iſt die Luft bewundernswürdig geſund. Man ſahe hier freigelaſſene Neger im höchſten Alter neben trottirenden Pferden an der Hand, über zwei deutſche Meilen laufen. Hier kann der Jäger den ganzen Tag hindurch das Wildpret ohne Ermattung verfolgen, und die große Menge der Perlhühner gibt ihm eine reiche Jagd.

Hier gedeihen die Schaafe auf das trefflichſte; das Hammelfleiſch iſt dem beſten in England an Güte gleich, und alle Früchte erreichen den höchſten Grad der Güte. Beſonders trefflich ſind die Melonen.

Das Land, welches 1791 wirklich zu Pflanzungen benußt war, producirte an Kolonialwaaren (wir werden nachmals die einzelnen Artikel davon beizubringen Gelegenheit haben) zum Exportiren für 2,136,440 L. St. **), alſo für mehr als 12 Mill. Thaler. Kaffee und Zucker machen hiervon die bedeutendſten Artikel; von erſterm wurden 1802 achtzehn Millionen Pfund, an Zucker, ohne den Syrup, 840,548 Centner, und Baumwolle 2 Mill. Pfund ausgeführt.

---

*) Br. Edwards kannte wohl die Tatarei nicht.

**) Man rechnet übrigens auf Jamaica nach dortigen Pfunden. Dieſe verhalten ſich zu den engliſchen wie 10: 14 oder 5/7. Größtentheils ſieht man dort nur ſpaniſche Piaſter. Die kleinſte Münze heißt ein Bits, und iſt etwa nur 5 d. engl.

Die Anzahl der Schiffe, welche dieſer Handel jährlich beſchäftigt, betrug 400, zuſammen von 78,863 Tonnen mit 8,849 Matroſen. Da die unglückliche Revolution Frankreichs St. Domingo gleichſam für Europa vernichtet hat, ſo iſt begreiflich die Exportation dieſer und der übrigen brittiſchen Inſeln Weſtindiens bedeutend geſtiegen.

Die zuvor bemerkten Abſtufungen der Klimate haben dem raſtloſen Fleiße der Britten die ſchönſte Gelegenheit dargeboten, nicht bloß unſere ſchätzbarſten Früchte und Gartengewächſe auf Jamaica zu bauen; ſie haben zugleich die vorzüglichſten Produkte der heißen Zone der übrigen Welttheile mit dem glücklichſten Erfolg hinüber geführt. 1773 ward bereits ein botaniſcher Garten unter öffentlicher Aufſicht errichtet, und man erſtaunt über die Menge dadurch auf Jamaica zum Theil auf das glücklichſte einheimiſch gewordener nutzbarer Vegetabilien, wenn man in dieſer Rückſicht den Catalogus des vormals Caſtenſchen, jetzt öffentlichen Gartens durchgeht *).

Hierunter finden ſich der treffliche Mango, der Sago und die Dattelpalme, und beſonders die Gewürze Oſtindiens. Admiral Rodney führte davon bereits 1782 den Zimmtbaum ein, und er hat ſich jetzt über viele Theile der Inſel verbreitet.

Sir J. Banks, ſtets bemühet, das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft zu befördern, vermogte die heutige, väterlich ſorgende Regierung Englands, den unſchätzbaren Brodfruchtbaum aus dem Südmeere dahin zu verpflanzen.

Doch nicht genug. Sogar die hier einheimiſchen Stapelwaaren **) hat man durch neue zu erhöhen geſucht. Das oſtindiſche Zuckerrohr hielt man für ergiebiger, als das weſtindiſche. Noch entſchiedener iſt dieß aber der Fall bei dem Zuckerrohr der Südſee-Inſeln, beſonders dem von Tahiti. Daher iſt dieß durch den engliſchen Admiral Laforey zuerſt nach der Inſel Antiqua und ſodann nach Jamaica gebracht; auch hat ſich dieſes Rohr anjetzt über mehrere Inſeln Weſtindiens verbreitet. Hier beweiſet dann abermals Oſtindien ſein Uebergewicht über die neue Welt; denn ſein Zuckerrohr gibt über $\frac{1}{5}$ mehr als das gewöhnliche von Weſtindien.

Gleichfalls ſind bedeutende Medicinalwaaren beider Continente dort glücklich angebauet, z. B. die Quaſſia, der Campherbaum und andere.

Denkt man ſich nun hierzu die reiche Flora Weſtindiens ſelbſt, ferner alle Abwechſelungen der Citronen und Orangen, die prächtige Pompelmueß mit einbegriffen, wie auch das Steinobſt und den Küchengarten von Europa (denn unſere Früchte und Kräuter gedeihen innerhalb der kühleren Gebirge),

*) Hortus Eastensis im 3ten Bde. von Bryan Edwards Hist. of the West. p. 366 u. f.

**) M. ſ. hiervon mehr weiter unten über die Stapelwaaren.

was bleibt ſodann dem Bewohner von Jamaica zu wünſchen übrig?

Die Bevölkerung der ganzen Inſel betrug 1791 faſt 317,000 Menſchen *). Hiervon waren nur 28,000 Weiße; 9000 Frei-Neger und Mulatten; und 280,000 Negerſklaven; die Maron-Neger **) ſind hierin nicht begriffen. Im Jahre 1797 waren ſie bis auf 300,000 vermehrt worden ***). Man darf daher die geſammte Population anjezt vielleicht über viertehalb hundert Tauſend annehmen.

Die Regierungsform iſt der des glücklichen Mutterlandes ähnlich. Ein General-Gouverneur (ſein Gehalt beträgt über 6000 Pf. Sterling) präſidirt im Juſtizcollegio, das aus zwölf der angeſehenſten, durch Wahl beſtimmten Männern beſteht; dieſe machen den hohen Rath, gleichſam das Oberhaus, da wiederum die Aſſembly aus 43 Mitgliedern für das Unterhaus gelten kann. Die Einnahmen der Regierung werden durch ſelbſt aufgelegte Taxen erhoben. Die vorzüglichſten darunter ſind: 20 Sh. von jedem eingeführten Neger; ferner eine Abgabe von dort conſumirtem Rum und andern geiſtigen Getränken, ſodann eine Kopfſteuer und eine Abgabe auf alle Reiter und alle Fuhrwerke. Der General-Gouverneur iſt zugleich Commandeur aller dortigen Truppen. Begreiflich liegt dem Mutterlande ſehr viel an der Erhaltung dieſer reichen Colonie; daher iſt hier eine ſtehende Miliz von mehr als 8000 Mann; hierunter drei Regimenter Cavallerie. Dabei ſind alle Mannsperſonen vom 15ten bis zum 60ſten Jahre aufgeſchrieben, um im Fall der Noth, z. B. bei einem bedeutenden fremden Angriff, oder einem Aufſtande der Neger, unter die Waffen zu treten.

Der Siz des Gouverneurs und der Regierung iſt anjezt zu Kingston, als der Hauptſtadt der ganzen Inſel, und zugleich der Hauptort der Grafſchaft oder des Cantons Surry, da die ganze Inſel in 3 Cantone: Surry in Oſten, Middleſex in der Mitte, und Cornwallis in Weſten, getheilt iſt.

Kingston hielt 1788, in 1600 gut gebaueten Häuſern (außer den Negerhütten und Magazinen), über 26,000 Einwohner. Mehrere Häuſer im obern Theile der Stadt ſind prächtig, und die Marktpläze vorzüglich. Der Handel iſt ſehr beträchtlich, und der Hafen trefflich; auch genießt Kingston, ſeitdem man die Waldungen um die Stadt ſtark ausgehauen hat, ein völlig ſo geſundes Klima, als nur irgend eine Stadt in Europa.

Der Luxus iſt hier bedeutend, ſowohl in Kleidern als in Meublen und Equipagen. Verhältnißmäßig iſt aber die wiſ-

*) *Sir Will. Young's* West-India Common Place Book. London 1807.
**) M. ſ. hiervon umſtändlicher weiter unten.
***) *Edwards*. p. 284.

ſenſchaftliche Kultür noch geringe; unſtreitig weil die Hauptabſicht der Pflanzer faſt ausſchließlich auf Gewinn und ſinnlichen Genuß gerichtet iſt.

Dieſe großen Antillen ſind (von 22° nordl. Breite bis 27°) in Nordweſten durch die Lucaien oder Bahama-Inſeln gleichſam eingefaßt; eine Reihe kleiner Inſeln, hervorragende Bruchſtücke des antiken Landes, von welchem ſie jeßt durch den Bahama-Kanal, berühmt wegen jenes Golphſtroms *), getrennt ſind.

Von dieſen ſubmarinen Gebirgsſpißen hub dann zuerſt unſere Kenntniß der neuen Welt an. Colon entdeckte am 10. Oct. 1492 hiervon zuerſt die Inſel Guanahani oder Cat Island, und nannte ſie St. Salvador.

Die geſammte Gruppe beſtehet aus einigen hundert Inſeln. Sie fangen an mit den kleinen Inſeln Gallapagas, wovon die Hurrican-Inſel bis auf 27½ Grad nach Florida hinauf liegt, und endigen mit den Caiguar- und Turks-Inſeln, die auf 21° 3′ hinablaufen.

Alle finden ſich von Corallenriefen und Untiefen gleichſam in eigene Diſtrikte oder Bänke getheilt. Hierunter ſind beſonders berühmt: die nordlichſte, die kleine Bahama-Bank, hierin die Inſel Groß-Bahama; und die große Bahama-Bank.

Die ganze Bevölkerung dieſer Inſeln beſtand 1791 nur aus 2000 Weißen und 2241 Negern.

Auf der Hauptinſel Neu-Providence (New Providence) 25° n. Br. iſt Naſſau die wichtigſte Stadt und der Siß der Regierung; leßtere iſt der in Jamaica ähnlich.

Die Produkte kommen mit denen der übrigen Inſeln Weſt-Indiens überein. Catesby hat uns von der Schönheit des dortigen Gefieders überzeugt. Quadrupeden gab es nur originell zwei, den Waſchbären, und das (amerik.) Murmelthier.

Der Hauptwerth der Ausfuhr beſtand in 1500 Säcken Baumwolle.

Nur allein um keine Station zwiſchen uns und der Neuen Welt in dieſer Richtung fehlen zu laſſen, mögen die iſolirten, noch weiter gegen die Alte Welt hin gelegenen Bermuden oder Sommers-Inſeln hier einen Plaß finden.

Sie ſind auf einer großen Entfernung von beiden Continenten unter dem 32ſten Breitengrade und 65 weſtl. von London gelegen. Vom äußerſten Punkte Englands, Landsend, rechnet man 1500 Seemeilen; von Madera 1200; und von der Neuen Welt, von Carolina, 300.

Ein Spanier Bermudez ſoll ſie 1593 entdeckt haben, und von einem engliſchen Seemann Georg Sommer, der

---

*) M. ſ. oben S. 2.

1669 daran Schiffbruch gelitten, erhielten ſie ihren zweiten Namen.

Die geſammte, in einer Krümmung gelegene, Gruppe ſoll einige hundert kleine größtentheils unbewohnte Inſeln enthalten. Auch ſie ſind mit Felſenriefen verpalliſadirt, daher wird denn die Landung dort ſchwierig: walled with rocks, ſagt Waller, der Poet, welcher unter Carl I. dahin flüchtete, in dem Gedicht, worin er ihre Schönheiten, ſo wie die Geſundheit und Heiterkeit ihrer Bewohner beſang.

Die ganze Summe des anbaufähigen Landes ſteigt, dem Bericht des eignen Gouverneurs Brown zufolge, auf 12 bis 13,000 Morgen; indeß iſt der Boden den eigentlichen Stapelwaaren Weſtindiens nicht ſehr günſtig. Daher denn die Einwohner das meiſte Land zum Maiz und zu Gartenfrüchten benutzen, hauptſächlich aber um Cedern zum Schiffbau für den Wallfiſchfang zu ziehen.

Die Hauptinſel St. Georg beſteht faſt gänzlich aus einer an einander hangenden Ortſchaft, mit etwa 500 Einwohnern. Hier hat auch der engliſche Gouverneur ſeinen Sitz.

Unter den übrigen Inſeln verdienen noch St. Davis, Sommerſet, Ireland, Long und Coopers Island benannt zu werden. Die geſammte Bevölkerung belief ſich im Jahre 1791 auf etwas über 10,000, die Summe der Neger war faſt der der Weißen gleich. Wir kehren nach dieſer nicht unnützen Abſchweifung zu den eigentlichen Antillen zurück.

Jene großen Antillen ſind durch eine zahlreiche Gruppe ſehr kleiner Inſeln mit den ſogenannten Caraibiſchen Eilanden verbunden. Columbus entdeckte ſie 1493, und benannte ſie den 11 tauſend Jungfrauen zu Ehren, die Jungfern-Inſeln (Virgin Islands). Ein zweiter Beſuch, den ſie ein Jahrhundert nachher (1596) von dem Herzog von Cumberland bei ſeinem Angriff auf Porto Rico erhielten, erklärte ſie nur für einen Klumpen kleiner, unfruchtbarer, ſandiger Inſeln. Indeß haben ſie in unſern Tagen dieſen Vorwurf von ſich abgelehnt. Unter den 40 Inſeln, woraus dieſe Gruppe hauptſächlich beſteht, zeigen viele eine höchſt einträgliche Fruchtbarkeit. Sie ſind unter drei Herren getheilt. England beſitzt davon über 15, worunter Tortola und Penniſtan (fälſchlich spanish town) auch Virgin Gorda genannt, die wichtigſten ſind.

Spanien eignet ſich beſonders viere davon zu; die Krabben-Inſel, und noch etwa vier minder bedeutende.

Die Dänen haben dagegen das beſte Loos erhalten durch die ſehr einträglichen Inſeln St. Thomas, St. Croix und St. John. Ihren Werth verſparen wir, ſo wie die Behandlung ihrer Neger, zu einer folgenden Gelegenheit.

Von hier kommen nun die Caraibiſchen Inſeln, deren bereits oben im Allgemeinen gedacht iſt.

Die Anzahl der Caraiben mag gegen 70 betragen. Da hierunter aber viele ſehr unbedeutend ſind, (ſo zählt man z. B. 30 Grenadinen) ſo wählen wir nur die vorzüglichſten.

Sie gehören hauptſächlich drei Seemächten, England, Frankreich und Holland. Schweden erhielt nur erſt durch den Traktat von Amiens (1801) die kleine, bis jetzt nur Baumwolle erzeugende, Inſel St. Bartelemi.

Die wichtigſten und größten dieſer Inſeln ſind die franzöſiſchen. Guadeloupe, die größte von allen, unter $16\frac{1}{2}°$ n. Br. hält auf 45 engl. Meilen in die Länge, und iſt 30 Meilen breit. Das Meer theilte ſie in 2 Theile, vermittelſt eines engen, nur von kleinen Fahrzeugen zu benutzenden Kanals; er iſt etwa 15 bis 40 Toiſen breit; der kleinere weſtliche Theil der Inſel (Bas de Terre) mit dem Hauptorte gleiches Namens, iſt fruchtbarer als der größere öſtliche Theil (Grande Terre), durch die ſtarke Bewäſſerung von den hohen fürchterlichen Gebirgen.

Der berühmte Berg, la Soufrière genannt, wegen ſeines großen Schwefeldunſtes, zeigt hinreichend den volkaniſchen Urſprung.

Die Exporten betrugen 1787 am Werthe 510,014 Pf. St. Die Mähriſchen Brüder hatten auch hier eine Miſſion.

Die einträglichſte Inſel für Frankreich iſt indeß Martinique. Sie iſt unter $14\frac{1}{2}°$ Breite gelegen, und hält bei einer von N. W. nach S. O. geſtreckten ovalen Lage 16 Meilen (Lieues) in der Länge, und 45 Meilen im Umfange.

Auch bei dieſer Inſel zeigen die hohen und ſchroffen Gebirge die Volcanität. Beſonders beweiſt dieß der höchſte Berg, Montagne Pilée genannt, im nördlichſten Theile der Inſel. So ſehr iſt dieſe Inſel mit volcaniſchen Gebirgen beſetzt, daß Robin ſie einen Kern volkaniſcher Subſtanzen nennt. Indeß bringen dieſe Gebirge den wichtigen Vortheil, daß durch die daraus entſpringenden Flüſſe Martinique ſehr bewäſſert und fruchtbar iſt.

Die Küſten der Inſel ſind vom Meere hin und wieder ſehr tief eingeſchnitten. Hierdurch bilden ſich vorzügliche Baien, Culs de Sac genannt, worunter die in Südweſten, Cul de Sac Royal, eine der vorzüglichſten iſt, wegen des ſchönen Hafens des Fort Royal, welcher an der nördlichen Küſte dieſer weiten und ſichern Bai liegt. Die Moräſte ihrer Nachbarſchaft haben freilich veranlaßt, daß man die Haupthandlung anjetzt höher gegen Norden hinauf in St. Pierre betreibt; auch war ein anderer Grund hierzu der, daß die Handelsſchiffe hier nicht wie in Fort Royal Königliche Garniſon und Marine vorfanden.

Um nicht auf die Darſtellung des Landes nochmals wieder zurückgehen zu müſſen, ſo anticipiren wir hier wie bei Jamaica eine kurze Anzeige der hieſigen ſtädtiſchen Einrichtungen, obgleich die ſpecielle Beſchreibung des Bewohners der Antillen nur erſt weiterhin vorkommt. Robin, einer der neueſten und beſten Beobachter, mag unſer Führer ſeyn.

St. Pierre iſt gleichſam unter überhangenden Felſen erbauet. Längs der Küſte zwiſchen den Gebirgen und dem Meerufer liegt ſie faſt auf eine halbe Meile (Lieue) hingeſtreckt, auf einem ſo unebenen Boden, daß man ſich deshalb nie einer Equipage bedienen kann. Daher ſieht man hier nur Porte-Chaiſen oder Hangematten (Hamaks), von Negern getragen.

Jene ſchwarzen Felſen, welche den Häuſern gleichſam ſtets den Ueberſturz drohen, und wegen der Meeresnähe nur ſehr kurze Quergaſſen erlauben, gewähren indeß dem Orte wichtige Vortheile. Sie ſchützen ihn vor der Sonne, und laſſen die erfriſchendſten Caſcaden von ſich herabſteigen, die nicht nur die Hitze mildern, ſondern zugleich den Boden auf das fruchtbarſte bewäſſern.

Schade daß die Gaſſen, wenn gleich ziemlich nach der Linie gebauet, für dieſes Klima zu enge, und zugleich ohne Alleen, mithin ohne Schatten ſind. Vorzüglich büßt der Fremdling hierfür durch tödtliche Sonnenſtiche oder hitzige Krankheiten.

Die Häuſer, von Stein erbauet, halten ein bis zwei Etagen; allein die Vertheilung der Zimmer iſt bei weitem nicht ſo ſorgfältig und ſo geſucht als in Frankreich.

Die Coloniſten dichten und trachten nur auf Vergrößerung ihres Vermögens und auf ſinnlichen Genuß; die Vergnügen des Geiſtes ſcheinen ihnen faſt unbekannt. Deßhalb beſtehen die meiſten Wohnungen ſowohl der Kaufleute als der Pflanzer großentheils aus hellen, mit Fenſtern verſehenen Vorraths- und Weinbehältern. Die eigentlichen Wohnzimmer, ſelbſt der Reichen, welche oftmals Gold und Juwelen den Mädchen oder der Pharobank in Maſſe opfern, ſind nur ſchlecht; einige opulente Familien haben ſich freilich auf erhabneren und luftigern Plätzen ſtattlicher angebauet. Indeß ſind außer dem Fußboden, der oftmals von Marmor iſt, die Meublen einfach und ſchlecht; beſonders ſieht man nur wenige, und altmodige Spiegel, und von Gemälden höchſtens die Portraits der Vorfahren, wobei dann nie die rothen Ordensbänder vergeſſen ſind. Dennoch haben ſie bei der Anlage der Häuſer auf alles geſehen, was den Luftzug befördern kann; daher anſehnliche Säle, offne Galerien, offne Gänge und ähnliche Anlagen, um ſtets einer friſchen, kühlen Luft zu genießen.

Aber auch ſelbſt den ſchönſten Gebäuden fehlen ſchattenreiche, maleriſche Gärten; und wie ließen ſich dieſe nicht hier, bei ſo

luxurirender und vielartiger Vegetation, bei dem ganzen Pomp der tropiſchen Flora, anlegen!

Martinique hielt 1788 überhaupt gegen 90,000 Menſchen, hierunter 10,600 Weiße, 4850 Mulatten oder Freineger, und 73400 Sklaven. Der ganze Werth ſeiner Exportation nach Frankreich belief ſich auf 24,640,000 Livres, alſo 6,160,000 Thaler. Die geſammte Anzahl der Pflanzungen (welche beſonders wegen ihres trefflichen Caffees berühmt ſind) iſt 1515.

Dieß mag hinreichend ſeyn zur Kenntniß der häuslichen Einrichtung auf den franzöſiſchen Inſeln.

Von den übrigen franzöſiſchen Inſeln erwähnen wir nur noch mit wenigen Worten der Inſeln St. Lucie und Tabago. Erſtere, gleich unter Martinique gelegen, hat zwei vorzügliche Häfen, enthält über 20,000 Menſchen, und liefert auf 4 Millionen Livres an Stapelwaaren.

Tabago, die ſüdlichſte der Antillen, war im Jahre 1788 von 14,000 Menſchen bewohnt, und ihre Ausbeute belief ſich auf etwas über 3 Millionen Livres.

Von den vielen der kleinen Antillen, die den Britten gehören, führen wir nur die nördlichen, z. B. Anguilla, Barbada, St. Chriſtopher (gewöhnlich St. Kitts genannt), ſo wie Nevis und Montferrat den Namen nach an. Sie ſind von geringerer Bedeutung, und ihre Produkte werden bei den Stapelwaaren Weſtindiens angezeigt werden.

Nur Antigua iſt wichtiger, beſonders weil ſie der Sitz des Gouverneurs aller Inſeln unter dem Winde iſt. Die Regierung hat Aehnlichkeit mit der auf Jamaika; ſie ſowohl als der Gouverneur reſidiren in der Hauptſtadt St. John. Auch befinden ſich hier 2 Regimenter engliſcher Truppen. Die geſammte Population war im J. 1774, 2590 Weiße und 37,800 Neger. Die Arealfläche beträgt 59,838 Morgen Landes; die Produktion ſoll auf 600,000 Pf. Sterl. größtentheils an Zucker abwerfen. Auf dieſer Inſel haben die Mähriſchen Brüder mit großer Anſtrengung und beſtem Erfolg für die Neger gearbeitet. Young, ein dortiger angeſehener Pflanzer, ſagt von dieſen Menſchenfreunden: ihr Wandel iſt untadelhaft, ſie zeigen ſich eben ſo vorzüglich in Rückſicht ihres Charakters, als ihrer feinen Sitten, und ihre Lehrer predigen Frieden und Rechtſchaffenheit *).

Die ſüdlichen Inſeln Dominica, Barbadoes, St. Vincent und Grenada ſind nicht bloß weit anſehnlicher, ſondern es finden ſich bei einigen noch beſondere erwähnungswerthe Merkwürdigkeiten. Dominika, von Columbus (1493) ſo genannt, weil er ſie am Sonntage entdeckte, iſt unter 15° 27′ der Breite gelegen. Es hält 29 engl. Meilen

*) *Sir Youngs* Tour through the Windward Islands. p. 266.

in die Länge bei einer mittleren Breite von 16. Die ganze, in zehn Kirchſpiele vertheilte Länderfläche von 186,436 Morgen (Acres) lieferte im Jahre 1787 an Stapelwaaren einen Werth von mehr als 300,000 Pf. Sterling. Der Zucker war hier der beträchtlichſte Artikel.

Dieſe Inſel ſcheint faſt gänzlich volkaniſchen Urſprungs, denn mehrere Gebirge werfen noch Dampf und rauchenden Schwefel aus; neben ihnen finden ſich heiße Bäder. Einer der höchſten Berge hält auf ſeinem Gipfel einen tiefen unergründlichen See vom ſüßem Waſſer; wahrſcheinlich der antike Crater.

Die Hauptſtadt Roſeau, von den Franzoſen erbauet, da bekanntlich Dominika nur erſt ſeit 1763 im Pariſer Frieden an England abgetreten wurde, iſt nicht ſchlecht, enthält aber anjezt nur 500 Häuſer.

Die bedeutende Inſel Barbadoes iſt unter 13° 10′ n. Br. und 59° w. Länge von London gelegen, ſie iſt daher die öſtlichſte von allen, hält gegen 106470 Morgen Landes, und liefert an Stapelwaaren über 530,000 Pf. St. (539,605 im Jahre 1787). Hierunter aber iſt kein Caffee; er wird dort nicht gebauet. Die Anzahl der Bewohner beträgt noch nicht 80,000 Köpfe, hiervon über 60,000 Neger. Bridgetown, die Hauptſtadt, hat einen lebhaften Handel und den Sitz des Gouvernements.

Die fruchtbare Inſel St. Vincent, faſt unter eben demſelben Parallelkreiſe mit der vorhergehenden, nur gegen 1½ Grad weſtlicher, hält eine Fläche von 84,000 Morgen Landes. Hiervon ſind indeß nur 23,605 den Britten eigen, faſt eben ſo viel den ſogenannten ſchwarzen Karaiben, welche wir bald näher werden kennen lernen, und der Reſt bleibt, als unfruchtbar, bis jezt unbenuzt. Der Hauptcharakter dieſer Inſel beſteht in tiefen Thälern, beſchattet von plözlichen Abgründen. Der Hauptort und Reſidenz des Gouverneurs iſt Kingston. Die Menſchenzahl der Inſel beſteht nur aus 1400 Weißen und gegen 9000 Negern. Auch dieſe Inſel hat einen trefflichen botaniſchen Garten, der die ſchönſten Vegetabilien beider Indien enthält. Die Ausfuhrartikel betragen gegen 200,000 Pf. Sterling.

Die gleich in Süden von dieſer Inſel gelegenen Grenadinen (kleine Inſeln, 30 an der Zahl) gehören bis einſchlußweiſe der Inſel Union Island noch unter die Gerichtsbarkeit von St. Vincent. Die Inſel Cariacon und die übrigen hingegen ſchon zu Grenada. Bedeutend ſind von ihnen überhaupt nur etwa ſieben.

Grenada ſelbſt iſt gegen 24 engl. Meilen lang, aber nur halb ſo breit. Den Karten zufolge iſt ſie gebirgig; die Flüſſe haben faſt alle aus dem Mittelgebirge ihren Urſprung, und

auf dieſem ſieht man zu oberſt einen ſehr großen Teich, vermuthlich ebenfalls ein ausgebrannter Crater. An Höhe kommen indeß diese Gebirge bei weitem denen von St. Vincent nicht gleich. Die ganze Landesfläche ſoll 80,000 Morgen betragen, hiervon ſind indeß nur 50,000 angebauet, und dieſe bringen über 600,000 Pf. Sterl. ein; man bauet hier zwar hauptſächlich Zucker und Caffee, doch ebenfalls alle übrigen Stapelwaaren.

Die Hauptſtadt St. George (vormals Fort Royal) iſt nach Youngs Bemerkung eine hübſche Stadt, faſt ganz von Ziegeln erbauet.

Die letzte ſüdlichſte Inſel Trinidad, welche nur erſt ſeit dem J. 1801 im Beſitz Englands iſt, zeichnet ſich ſowohl durch ihre Größe als durch die Natur ihres Bodens von allen übrigen aus. Wir haben anjetzt eine eigne Beſchreibung und Karte dieſer bedeutenden Inſel *).

Unter dem 10ten Grade der Breite gelegen, bildet ſie mit dem feſten Lande von Cumana den Buſen von Paria, auf einigen Karten auch Golfo triste genannt. Dieſer Buſen, welcher nach Despons, 25 Stunden von Oſten nach Weſten, und 15 Stunden von Norden nach Süden miſſet, wird hauptſächlich durch drei kleine Inſeln zwiſchen der Landſpitze Punta Salina des Continents von Cumana, und der Inſel Trinidad geſchloſſen. Die hierdurch entſtandenen vier Oeffnungen führen den Namen der Drachenöffnungen (Bocas del Drago), und nur die vierte Oeffnung, nämlich die zwiſchen der letzten Inſel und unſerer Inſel Trinidad iſt ſo ſchmal, daß ſie deßhalb den Schiffen gefährlich bleibt. Südlich dieſer ſchnabelförmig hervorragenden Landenge von Trinidad iſt dann der geräumige und ſichere Hafen Chaguaran gelegen, und noch tiefer in dem Buſen von Paria hinab der Hauptort der Inſel, Puerto de Espanna. Dieſe ſonſt regelmäßige Stadt hat in einem Keſſel von Bergen eine ungeſunde Lage; daß die Gegend volkaniſchen Urſprungs iſt, beweiſt hauptſächlich ein in der Nähe befindlicher ausgebrannter noch offner Crater.

Höchſt wahrſcheinlich iſt alſo dieſe ganze Inſel vom Continente bei einer großen Kataſtrophe losgeriſſen. Auch ſpricht für die Volkanität der Inſel ſehr entſcheidend der große, am Cap la Brea gelegene Aſphaltſee von drei engl. Meilen im Umfange, und 50 Fuß über der Meeresfläche, in einer von volkaniſcher Aſche und Schlacken gebildeten Gegend. Die Schiffer bedienen ſich dieſes mineraliſchen Harzes ſtatt des Pechs zum

---

*) Mc. Callum Travels in Trinidad etc. London 1805. Die geographiſchen Ephemeriden haben einen guten (verkleinerten) Nachſtich von der Karte, nebſt einer lehrreichen Anzeige des Buchs gegeben. Bertuchs Allg. G. Ephem. 1806. Mon. Decbr.

Kalfatern. Ueberdieß findet ſich noch an mehreren Orten Erdpech in flüſſigem Zuſtande, wie auch einige heiße Quellen.

Trinidad ſelbſt hat einen Umfang von 330 engl., alſo über 66 deutſche Meilen. Die Gebirge, die zum Theil mit Waldungen von gutem Schiffholze bedeckt ſind, laufen in drei parallelen Reihen von Weſten nach Oſten über die Inſel. In den hohen, ſonſt wenig bekannten Gebirgen des Innern der Inſel zeigt ſich eine anſehnliche Salz-Lagune. Von dieſen Gebirgen ſtrömen nach allen Seiten mehrere zum Theil gar nicht unbedeutende Flüſſe. Hierunter zeichnen ſich an der Weſtſeite für den Buſen von Paria aus: der Caroni in Norden, und der Guaracara in Süden. Beide ſind auf 20 engliſche Meilen ſchiffbar. Von den Flüſſen, die ſich in Oſten ins Atlantiſche Meer ergießen, ſind der Guatura in Süden, und der Oropucha in Norden die anſehnlichſten. Man ſucht den Caroni mit dem Guatura vermittelſt eines Canals zu verbinden.

Trinidad iſt fruchtbar. An weſtindiſchen Produkten lieferte ſie im Jahre 1801: 69,551 Centner Zucker; 19,537 Gallonen Rum; 3327 Ctr. Caffee und 1,239,573 Pf. Baumwolle.

Die Bevölkerung belief ſich im Jahre 1797 überhaupt nur auf 16,536 Köpfe. Hierunter waren 2081 Weiße, 10,000 Negerſklaven und 4466 farbige Menſchen.

Da die Population aber ſeit der Zeit der Beſitznehmung von den Engländern bereits auf 38,000 geſtiegen iſt, da hierbei der Boden und die Lage trefflich ſind, und man die Thätigkeit Englands kennt, ſo gewährt dieß zuſammen die beſten Ausſichten für die Zukunft.

Durch die hier gegebene Ueberſicht der Inſeln von Weſt-Indien vorbereitet, wollen wir nun ſuchen ihre vielartigen Bewohner genauer kennen zu lernen.

Der Menſch; der Bewohner Weſtindiens.

1) Der Originalbewohner.

Als Colon die neue Welt entdeckte, ward er auf den Bahama-Inſeln und den nördlichen großen Antillen von einem gutmüthigen, ruhigen Volke aufs freundſchaftlichſte aufgenommen. Ueber das Mirakulöſe der europäiſchen großen Schiffe, und über ihre bärtige Mannſchaft erſtaunt, zeigten ſie freilich anfangs Furchtſamkeit gegen Weſen, welche ſie als Halbgötter, wie vom Himmel gekommen, verehrten; allein ſie wurden bald zutraulich. Sie kamen den Spaniern in allem zuvor, und mehrere von ihnen, welche Columbus von Sankt Salvador oder Guanahani, ſeinem erſten Entdeckungsorte,

nach den großen Antillen als Dolmetſcher mit ſich fortführte, ſahen ſogar dieſe Art von Gefangennehmung für eine ehrenvolle Auszeichnung an.

Allein ſie gaben zugleich warnend den Spaniern Nachricht von einer kühnen, tapfern, rohen Menſchenrace, welche mehrere dieſer Inſeln bewohnte, ihren natürlichen beſtändigen Gegnern, die das Blut ihrer Feinde tränken, und ſich ſelbſt von ihrem Fleiſche nährten. Sie nannten ſie Caribis oder Charaibes, und ſchilderten ſie als gänzlich von ihnen an Sitten und Geſtalt verſchieden.

Schon unter den Urbewohnern gab es alſo zwei verſchiedene Menſchenracen, oder wenigſtens ſehr von einander abweichende Stämme.

Jener erſten ſanfteren Menſchenrace, welche Cuba, St. Domingo, Portorico, wie auch mehrere der kleineren Antillen, bewohnte, ward das traurige Loos gutmüthiger ſchwacher Nachgiebigkeit zu Theil. Sie ward von dem ſtärkern, hochkultivirten boshaften Europäer völlig unterjochet und ſogar vernichtet. Mit Entſetzen lieſt man die Gräuel, die ſich die Chriſten unter dem Vorwande ihrer wohlthätigen, ſanften Religion, gegen dieſe harmloſen Heiden zu Schulden kommen ließen.

Der edle Vertheidiger dieſer unſchuldigen Schlachtopfer des grauſamſten Geizes und blindeſten Fanatismus, der ſpaniſche Biſchof Las Caſas, lieferte als Augenzeuge ein ſchaudererregendes Gemälde der Unthaten ſeiner Landsleute.

Viele Tauſend Indier kamen durch die härteſten Land- und Bergwerksarbeiten um; andere wurden ohne Rückſicht auf Geſchlecht und Alter wie Wildpret erſchoſſen. Viele Spanier thaten ein Gelübde, zur Ehre des Seligmachers der Welt und ſeiner heiligen Apoſtel, an jedem Morgen dreizehn dieſer Ungläubigen zu erwürgen. Andere ließen ſie durch große Doggen zerreißen, welche völlig wie die ſpaniſchen Soldaten regelmäßig ihre geſetzte Löhnung zu dieſem Endzwecke erhielten.

Doch genug von dieſen Schandthaten; es reicht hin, hier anzuzeigen, daß die Spanier von den anderthalb Millionen Eingebornen auf St. Domingo innerhalb 15 Jahren nur noch 60 Tauſend übrig gelaſſen hatten; und daß von der ganzen Bevölkerung der weſtindiſchen Inſeln, welche bei ihrer Entdeckung, Robertſons mäßiger Angabe zufolge, völlig drei Millionen Menſchen enthielten, binnen kurzer Zeit kaum einige Spuren übrig waren.

Dieſe eine gutartige Hälfte der Originalbewohner der Antillen verdient aber hier eine Anzeige, da ſie verſchiedenen noch jetzt vorhandenen Völkern des feſten Landes von Amerika, vorzüglich den Arrowauks oder Arwacks von Gujana, gleichen,

worüber wir bei anderer Gelegenheit weitere Auskunft geben werden. Auch wurden ſie für Abkömmlinge dieſer ſüdlichen Landesbewohner gehalten.

Sie waren von gutem ſchlanken Wuchs, gewandt im Laufen, und beſaßen große Leichtigkeit im Tanz, den ſie leidenſchaftlich liebten, und dabei eine bewundernswürdige Genauigkeit im Takt zeigten. Für ſchwerere Arbeit waren ſie dagegen zu ſchwach. Ihr Körper hatte eine röthliche Kupferfarbe; das dunkelſchwarze Haar war lang geſtreckt und ſtraff. Da ſie den Kindern das Vorderhaupt zuſammendrückten, ſo erhielt der Hinterkopf hierdurch eine ſonderbare Erhöhung, und zugleich eine widernatürliche Dicke.

Einer der damaligen Scribenten bezeugt: daß die Säbel der Spanier oftmals auf dieſen harten Schädeln zerſprungen wären. Hätten ſie doch dafür durch Rückwirkung die Schädel dieſer europäiſchen Ungeheuer ſelbſt geſpalten!

Das Geſicht ſelbſt war breit, die Naſe etwas flach und die Züge im Ganzen grob. Dennoch bezeugt P. Martyr, nach den Angaben des Columbus, daß in der Phyſiognomie Gutherzigkeit und Redlichkeit geherrſcht habe. Sie lebten friedlich und froh in der ſchönen Natur, und die Liebe war nicht vorübergehend, wie bei den rohen Caraiben, ihren Todfeinden. Dieſe Leidenſchaft machte vielmehr eine dauernde Beſchäftigung ihres Lebens, die Quelle ihrer ganzen Glückſeligkeit aus. Sie fröhnten ihr ſo ſehr, daß einige Schriftſteller darin den Urſprung jenes fürchterlichen Uebels ſuchen, welches ſeit dieſer Zeit in der alten Welt oftmals den höchſten Genuß des Lebens ſo traurig verbittert. Denn man ſey über das wahre Vaterland dieſer Krankheit noch ſo ſehr getheilter Meinung, ſo iſt ſie doch unläugbar ſeit der Entdeckung der neuen Welt unendlich ſtärker verbreitet worden, als zuvor.

In Rückſicht der civilen Kultur ſtanden dieſe Indier weit über die Jägervölker von Nordamerika. Die derzeitigen gültigſten Schriftſteller bezeugen, daß ſie den Acker ſehr gut anbaueten. Maiz und Manioc erzielten ſie in hinreichender Menge für eine ſolche Bevölkerung, wovon Las Caſas ſagt, daß ſie der der Ameiſenhauſen gleich gekommen; und hierbei verſtanden ſie, nach dem Oviedo, die Bewäſſerung der Aecker bei eintretender Trockniß aus weit entlegenen Flüſſen. Aus ſelbſt gezogener Baumwolle webten ſie vorzügliche Zeuge, auch verſtanden ſie dieſe auf das trefflichſte zu färben. Und obgleich ihnen, gerade wie den kürzlich entdeckten Bewohnern der Südſeeinſeln, das Eiſen fehlte, ſo wußten ſie dieſen Mangel durch ſteinerne Werkzeuge hinreichend zu erſetzen und ſehr große Bäume zu fällen. Aus denſelben erbaueten ſie achtrudrige Fahrzeuge, welche oftmals den Galeeren der Spanier an Länge nichts nach-

gaben, und die durch Matten von Palmblättern große Bedekkung gegen den Regen führten.

Auch bei der Verfertigung ihrer Hausgeräthe zeigten ſie große Geſchicklichkeit. Als der Bruder des Columbus die Prinzeſſin Anacoana auf St. Domingo beſuchte, beſchenkte ihn dieſe mit 14 Stühlen von Ebenholz; das Schnitzwerk daran ſtellte viele Thierarten ſehr natürlich vor.

Ihre Regierungsform war monarchiſch, und erblich. Gutmüthigkeit ſetzte hauptſächlich der Gewalt ihrer Oberherren (Caciquen), welchen die Völker auf das tiefſte ergeben waren, billige Gränzen. Einige Inſeln waren unter mehrere Caciquen vertheilt; auf andern gehorchten die kleinern Herren einem einzigen, mächtigen Oberherrn. Man verehrte ſie nach dem Tode ſogar; ſetzte ihre Körper als Mumien aufgetrocknet in eigene Höhlen; doch war die Gewohnheit, dem Verſtorbenen eine Favoritin zu opfern, nur einzelnen Inſeln eigen, und überhaupt ſehr ſelten.

Wenn gleich der Aberglaube und die ihm angemeſſenen Gebräuche ihre Religion verunſtalteten, ſo glaubten ſie dennoch an ein höchſtes Weſen; ja ſie gaben Beweiſe von einer religiös-moraliſchen Denkart. Hierdurch zeichneten ſie ſich ſehr weit vor den Bewohnern der Südſee Inſeln aus, mit welchen ſie im Uebrigen Manches gemein hatten.

Ein trefflicher Zug dieſer Denkart verdient vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit. Er findet ſich in der Anrede eines indiſchen Oberhaupts an den Columbus, als dieſer bei ſeiner zweiten Reiſe in Cuba eindrang. Ein bei der erſten Reiſe nach Spanien geführter Indier, dem man dort den Namen Didacus gegeben hatte, diente hierbei zum Dolmetſcher; ihre Authenticität wird aber von zweien der gültigſten Schriftſteller verbürgt.

Der Greis überreichte mit Anſtand und Würde dem Entdecker Indiens einen Korb voll Früchte, uud redete ihn dann auf folgende Weiſe an:

„Ob ihr Götter oder Sterbliche ſeyd, dieß iſt uns unbe„kannt. Ihr dringt in unſere Länder mit ſo übernatürlichen „Kräften, daß es Thorheit von uns wäre, ihnen widerſtehen „zu wollen. Wir ſind daher völlig in eurer Willkühr. Wenn „ihr aber ſterblich ſeyd wie wir, ſo kann es euch nicht unbe„wußt ſeyn, daß es nach dieſem Leben ein künftiges gibt, in „welchem dem Böſen ein ganz anderes Loos beſchieden iſt, „als dem Guten. Erwartet ihr daher ſo wie wir den Tod, „und glaubt ihr, daß Jedermann in jenem Zuſtand den Lohn „erhalten werde, den ſeine gegenwärtigen Thaten verdienen, „dann werdet ihr denen kein Uebels thun, welche euch nichts „anthaten."

Und ſolche Menſchen erwürgten die (ſogenannten) Chriſten!

Dieſe Hauptrace des Menſchen auf den Antillen, unſtreitig die beſſere, ſanftere und regelmäßig conſtitutionirte, iſt von ihren Eroberern faſt ganz und gar aufgerieben; nur in dem gegenüberliegenden feſten Lande zeigen ſich ihnen ähnliche Völker.

Die zweite, die wildere Race, die der Caraiben, hat ſich dagegen beſſer erhalten. Sie leiſteten größern Widerſtand, und ob ſie gleich nach und nach den boshafteren, geſcheidteren Europäern weichen, und auf kleine öde Inſeln fliehen mußten, ſo zwingt dennoch ihre hartnäckige Tapferkeit den hoch kultivirten Räuber, den Europäer, ihnen noch jetzt auf einzelnen Flecken der von ihm uſurpirten Inſeln, eine Art von Unabhängigkeit zuzugeſtehen.

Aeltern Nachrichten zufolge wanderten die Caraiben aus dem Theile von Nordamerika aus, welcher nordweſtlich von Florida gelegen iſt. Sie ſollen hierzu von einer mächtigern Nation, von den Apalachiten gezwungen worden ſeyn; ſollen von dort zuerſt einige der Lucaien, nachmals aber die ſüdlicher liegenden Antillen eingenommen haben. Wahrſcheinlicher iſt es indeß, daß ihre Nation aus Südamerika abſtamme. Die Galibis von Gujana (Terra Ferma) und andere Nationen dieſes großen Landes, zeigen ſehr viel Aehnlichkeit mit den Caraiben der Antillen, auch bilden ſie dort ſelbſt noch ein eigenes Volk.

Die Spanier ſuchten die Caraiben, welche ſie auf den Inſeln vorfanden, unter dem Vorwande ihrer Menſchenfreſſerei zu vertilgen, oder ſie als Sklaven in die Minen der großen Antillen zu ſchicken. Endlich ſahen ſie ſich aber wegen des großen Verluſtes, den ſie bei dieſen Kriegen erlitten, genöthiget, dieſem tapfern Gegner den Frieden anzubieten. Allein außer den Caraiben auf Dominika und St. Vincent vergaß dieſes höchſt rachſüchtige Volk nie die alte Feindſchaft.

Die Franzoſen, Holländer und Engländer erhandelten von ihnen das Land zur Anlegung ihrer Etabliſſements, und der einfältige Caraibe fühlte es nicht früh genug, daß der gierige Europäer ſie hierdurch nur auf eine geſchliffnere Weiſe ihres väterlichen Bodens berauben würde.

Nachdem ſie ſich aber ſtets weiter und weiter fortgedrängt ſahen, klagten ſie oftmals ſehr laut über dieſe Uſurpation.

„Du Chriſt,“ ſagte einer ihrer Anführer, „haſt mich von „St. Chriſtopher, von Antigoa, von Nevis, von Guadeloupe, „Barbados, St. Euſtach u. ſ. w. verjagt. Dieſe Inſeln ge„hörten dir alle nicht; du konnteſt auch nicht den mindeſten „Anſpruch darauf machen. Und du droheſt, mir zuletzt die „kleine Strecke Landes zu rauben, die mir noch auf dieſen In„ſeln übrig iſt? Was ſoll denn zuletzt aus dem unglücklichen „Caraiben werden? Soll er wie der Fiſch das Meer bewoh„nen? Fürwahr, dein Vaterland muß ein ſehr ſchlechtes Land

„ſeyn, weil du es verläßſt, um mir das meinige gewaltſam „zu nehmen! Oder du mußt ſehr boshaft ſeyn, weil du mich „ohne alle Scham und Gewiſſen verfolgen kannſt.“

Der Caraibe, wegen der vormaligen Gewohnheit ſich mit dem Fleiſche ſeiner Feinde zu nähren, auch Canibale genannt, iſt gut gebildet, aber gewöhnlich von etwas kleinerm Wuchſe als der Europäer. Dagegen äußert ſein breitſchultriger Bau hohe Schnellkraft und Stärke. Durch das Barfußgehen haben die muskulöſen Beine einen ſehr breiten Fuß. Die Weiber ſind zwar beträchtlich kleiner, allein ſie ſind rund und faſt zu ſehr zum Fettwerden geneigt. Es iſt eine ſonderbare Gewohnheit dieſes Geſchlechts, das Bein vom Fuße bis gegen die Wade hin, gleich zu Anfange der Mannbarkeit (im 12ten Jahre) durch einen eigenen dazu verfertigten Viertelſtrumpf einzuſchließen. Unter dem Knie ſchnürt gleichfalls ein eigenes Band das Bein ein. Durch beides wird die Wade ungewöhnlich hervorgedrängt, und ſchwillt zu einer widernatürlichen Härte und Größe an. Da dieſer untere Zierrath nachmals nicht wieder abgelegt wird, ſo bekommt hierdurch das Bein eine eigene Bildung; indeß bringen dieſe prallen Waden keinen Uebelſtand hervor.

Das runde Geſicht des Caraiben iſt nicht ohne Annehmlichkeit, wozu vorzüglich das ſchwarze funkelnde Auge, wenn es gleich nicht ſehr groß iſt, und der kleine mit ſehr ſchönen weißen Zähnen beſetzte Mund viel beiträgt. Vorzüglich ehemals, und noch jetzt bei den auf St. Vincent übriggebliebenen rothen Caraiben, drückten ſie vermittelſt zwei kleiner Bretter das Geſicht und den Hinterkopf des neugebornen Kindes etwas flach. Dadurch erhält der Kopf ein etwas cubiſches widriges Anſehen.

Das lange ſtraffe Haar iſt von glänzender Schwärze. Die Caraiben, wenn ſie ſich gleich ſonſt alle Haare des Leibes, ſo wie auch ſelbſt den Bart, ausreißen, halten ſehr ſorgfältig auf das Haupthaar. Die Männer tragen es oftmals vorn kürzer, aber ſie ſchmücken es mit ſchönen Federn; den Weibern hängt es hingegen ſtets ſehr lang herab; aber ſie ſcheiteln es. Letztere tragen verſchiedene Arten von Ohrringen. Die Männer zieren ſich vorzüglich mit dem Caracoli. Dieß iſt ein 2½ Zoll langes halbmondförmig gebildetes Stück Tombak (oder ähnliche Compoſition), welches an einer kleinen Kette von den Ohren und ſelbſt vom Munde herabhängt. In früheren Zeiten durchbohrten ſie ſogar das Naſenbein, und verunſtalteten ſich mit dadurch geſteckten Federn oder Fiſchknochen. Auch noch jetzt (1791) putzten ſie ſich, als ſie den Engländer Young beſuchten, mit großen Nadeln, welche durch die Lippen geſteckt waren.

Hierin ſowohl als durch die Einſchnitte auf der Haut, hatten ſie viel Aehnlichkeit mit mehreren Völkern des großen Süd-

meers. Bis zu den Jahren der Mannbarkeit zeigen ſich beide Geſchlechter völlig im Stande der Natur. Alsdann wird aber dem Mädchen nebſt jenen perennirenden Halb- oder Viertel-Stiefeln, das Camiſa angelegt. Es beſteht nur aus einem viereckigen Lappen Zeug, der um die Hüften gebunden, vorn ziemlich tief herab hängt. Die Männer tragen einen Strick um die Hüften, der ihnen dazu dient, ein Meſſer gleich einem Degengehenk zu halten, auch bedecken ſie durch einen 6 Zoll breiten Cattunſtreifen etwas ihre Blöße. Die Knaben gehen völlig nackend. Heutiges Tages kleiden ſie ſich auf einigen Inſeln wie die Neger.

Die Farbe der Haut iſt von Natur gelblich braun, oliven-farb; allein dieſes natürliche Colorit wird nur ſehr ſelten ſicht-bar. Die Caraiben überziehen nämlich den ganzen Körper mit der Farbe des mit Oel zubereiteten Roucou (Orleans, Orellana Linnaei), wodurch der Körper die Röthe eines ge-kochten Krebſes erhält. Um ihre Schönheit zu erhöhen, ſetzen ſie vielgeſtaltige Figuren von Weiß, Schwarz und Blau hinzu.

Dieſer Anſtrich iſt indeß nicht ganz ſo thöricht, als er es anfänglich ſcheint. „Hierdurch,“ ſagte ein Caraibe zu dem Cap. Stedman, welcher ihn deßhalb belachte, „erhalte ich „mir die Haut geſchmeidig, ſchütze mich gegen die Stiche der „Maringoins, und vermindere die zu heftige Ausdünſtung. „Sehet, dieß iſt der Werth des Färbens, ohne einmal die Schön-„heit in Anſchlag zu bringen. Jetzt ſagt mir aber,“ indem er auf den Puder in den Haaren des Hauptmanns hinzeigte, „warum malt ihr euch ſo weiß? Ich finde doch nicht die „mindeſte Urſache, Euer Mehl auf die Art zu verſchwenden, „Eure Kleider zu beſchmutzen, und in jungen Jahren als Greiſe „mit weißen Haaren zu erſcheinen.“

Sonſt iſt dieſe Nation in jeder Rückſicht ſehr reinlich. Sie wäſcht ſich ſehr häufig, und würde ſogar einen Garten bei der geringſten Vermuthung verlaſſen, daß der Menſch ihn verun-reinigt hätte.

War der Caraibe dem Aeußern nach bereits ſehr von jener erſten Menſchenrace der größern Antillen verſchieden, ſo iſt er es noch weit mehr in Rückſicht ſeines Charakters und ſeiner Sitten. Unabhängigkeit, Muth bis zur Tollkühnheit und dauernde Rachſucht zeichnen ihn beſonders aus.

Gleich nach der Entdeckung von Amerika zeigten ſie gegen die Spanier, wie weit ſie von jenen friedfertigen Bewohnern von St. Domingo unterſchieden wären. Ein Canoe, welches nur mit 4 Männern dieſer Nation, zwei Weibern und einem Knaben beſetzt war, fand ſich von mehreren ſtark bemanneten Fahrzeugen der Spanier eingeſchloſſen. Unerſchrocken griffen die Caraiben bei dieſer übermäßigen Ungleichheit die Europäer an; und der großen ſpaniſchen Schilde ungeachtet verwunde-

ten ſie viele derſelben. Selbſt da das Canoe umgeſtürzt ward, fochten ſie ſchwimmend fort.

Krieg und Rache iſt gleichſam dasjenige, worin der Caraibe lebt und webt. Ruhe und häusliches Glück ſcheint ihm verächtlich, und das Weib ſogar iſt nur wichtig als ein durch Kriegsthaten errungener Preis.

Selbſt vor der Muttermilch ſucht der Caraibe ſeinem neugebornen Kinde dieſen wilden Inſtinkt einzuflößen. Kaum thut der Knabe den erſten Athemzug, ſo läßt ſich der Vater, welcher ſtatt der Wöchnerin in dem Hamak liegt und dort faſtet (faire la couvade), mit ſcharfen Thierzähnen die Schultern zerreißen; mit dem herausfließenden Blute wird der Säugling beſpritzt. Dieſe ſchmerzhafte Operation muß aber der Vater mit lachendem Muthe überſtehen; im entgegengeſetzten Falle würde jedes Zeichen des Schmerzes für den künftigen Muth des Kindes als ein böſes Zeichen, dem Vater aber zur höchſten Schande dienen.

So wie der Knabe heranwächſt, ſind ſeine Hauptbeſchäftigungen: mit Kühnheit zu ſchwimmen, Fiſche zu fangen, Carbets oder Häuſer zu errichten, und beſonders den Bogen zu ſpannen. Um ihn aber ſchon in den früheſten Jahren zum Treffen zu gewöhnen, hängt man ihm das Frühſtück an einen Zweig. Dieſen muß der Knabe zerſchießen, um durch die dann herabfallende Koſt ſeinen Hunger ſtillen zu können; mit zunehmenden Jahren wählt man ſtets höhere Zweige.

Treten die Jahre der Mannbarkeit ein, ſo wird der Jüngling härteren Proben ausgeſetzt. Der Vater faßt einen großen Raubvogel, Mansſenis genannt, lebendig bei den Beinen, und erſchlägt ihn auf dem Jüngling, und dieſer darf, wenn gleich von den Schlägen, dem Geſchrei und dem Blute des Thiers ganz betäubt, dennoch keine Klagen von ſich hören laſſen. Sodann zerſchneidet er dem Sohne den Rücken mit den Zähnen des Agouti (Cavia Agouti Linn.) und läßt ihn mehrere Tage hindurch faſten. Er wird hierauf mit einem neuen Namen unter die Tapfern, unter die Männer aufgenommen.

Am härteſten ſind aber die Proben, welche ein Anführer der Caraiben beſtehen muß. Er muß ſeine Nebenbuhler nicht nur im Schwimmen, Tragen und Heben übertreffen; er muß ſchon mehrere Feinde erlegt haben; er muß das Geißeln und Zerſchneiden der Haut mit lachendem Muthe ertragen, und zuletzt ſich dem langen Faſten ausſetzen, während man unter dem Hamak, der ihm zum Lager dient, Feuer von den ſtinkendſten, erſtickendſten Kräutern anzündet. Ehemals beliefen ſich dieſe Proben auf 80, jetzt ſind ſie aber durch den Umgang mit den Europäern ſehr vermindert.

Die Krieger haben ihre beſondere Kriegsſprache, welche den Weibern und den unmündigen Knaben unverſtändlich iſt.

Die Caraiben führen vergiftete Pfeile, erſchlagen ihre männlichen Gefangenen, eſſen ihr Fleiſch und beſtreichen ihre Kinder mit ihrem Blute. In dieſer Rückſicht heißen ſie mit Recht Cannibalen. Glücklicherweiſe ſind doch dieſe Scheußlichkeiten einigermaßen gemildert.

Dagegen behauptet dieſes Volk, daß ihr Charakter ſich im Ganzen durch die Europäer ſehr verſchlimmert habe. Wir werden bald, ſprechen ſie, ſo ſchlecht werden, als ihr Chriſten. Und allerdings waren ihnen viele Laſter ehemals völlig fremd. Ihrer Nacktheit ungeachtet, waren ſie keuſch; eine ungetreue Ehefrau war etwas höchſt Seltenes; auch war ihre Strafe unerläßlich der Tod; ſie ward geſteinigt. Noch unbekannter war bei den Caraiben der Diebſtahl. Ihre Carbets (Häuſer) ſtanden und ſtehen noch beſtändig offen. Sicher iſt ein Chriſt hier geweſen, iſt ihr gewöhnlicher Ausdruck, ſobald ſie etwas in ihren Häuſern vermiſſen.

Völlig unbegreiflich bleibt ihnen die Gier des Europäers nach dem Golde.

„Siehe da," ſagte eines ihrer Oberhäupter zu den Spaniern, indem er ein Goldſtück vor ihnen auf die Erde warf, „ſiehe da den Gott der Chriſten! Um ſeinetwillen kommt ihr „aus eurem entfernten Vaterlande, um uns unſere Freiheit zu „rauben, und die ſchrecklichſte Barbarei gegen uns auszuüben. „Um ſeinetwillen lebt ihr ſtets in Sorgen, Zwietracht und „Streit; um ſeinetwillen ermordet ihr euch einer den andern: „kurz es iſt kein Laſter, keine Infamie zu groß, die ihr nicht „ſeinetwegen beginget." Wie wahr!

Viel zu ſehr iſt der Caraibe von ſeiner Ungebundenheit eingenommen, als daß er ein allgemeines Oberhaupt oder eine ariſtokratiſche oder monarchiſche Regierung anerkennen könnte; nur ſobald die Nation angegriffen wird, bilden ſie ein einziges Volk. Jeder Hausvater iſt Herr in ſeiner Familie, und alle ſind ſich gleich. Nur gelten die Hauptleute (Caciquen) im Kriege als Obere. Selbſt die väterliche Gewalt hört bei ihnen ſehr früh auf. Die Kinder werden niemals gezüchtiget, doch wird das Alter ſehr geehrt. Die Caraiben leben in Polygamie, und die Weiber gelten, ſo wie faſt bei allen rohen Völkern, nicht viel beſſer als die Hausſklaven; ſie dürfen nicht einmal in Geſellſchaft des Mannes eſſen, obgleich ſie die Speiſen bereiten, den Maiz ſtampfen, und die Caſſave backen. Da letztere eben ſo ſonderbar als für Weſtindien unentbehrlich iſt, ſo verdient ſie ſchon eine beſondere Erwähnung.

Die Caſſave oder Caſſabi iſt das allgemeine Brod der Neger, Indier und vieler Europäer, kurz die Hauptnahrung des dortigen Menſchen. Dennoch ſtammt ſie von einer von Natur höchſt giftigen Pflanze.

Der Manioc oder Manihot (Jatropha Manihot Linn.)

gehört zu den Geſträuchen mit halb getrennten Geſchlechtern (Monoecia), und erreicht Mannshöhe. Er wird bloß wegen ſeiner knolligen Wurzel gebauet, welche einen Fuß lang und gegen 6 Zoll dick iſt. Die Anpflanzung iſt ſehr leicht, da jeder Zweig, ſobald er in die Erde geſenkt wird, Wurzel gewinnt. Ein Acker ſolcher Wurzeln verſchafft faſt eben ſo viel Nahrung, als 6 Aecker Korn. Dieſe Wurzel enthält indeß einen weißen ſüßlichen, aber ſo giftigen Saft, daß er roh genoſſen ſowohl den Menſchen, als mehrere ſeiner Hausthiere, z. B. Schaafe, Schweine und Federvieh tödtet. Die ſicherſten Gegengifte ſind, theils Oele, theils Milchrahm mit rohem Pfeffer. Um die Wurzel dieſes Gifts zu berauben, wird ſie nach abgeſchabter braunen Rinde auf einem Reibeiſen klein gerieben, und das Ganze ſodann bald durch eigene Preſſen, bald durch große Gewichte, ſcharf gepreßt, damit aller Saft in ein eigenes Gefäß abfließt. Der zurückbleibende Teig wird getrocknet und geſiebt, und als weißes Mehl zu dünnen Kuchen auf eiſernen Platten gebacken. Sie ſind nahrhaft, und ſchmecken, beſonders friſch mit Butter gegeſſen, angenehm. Werden ſie nachmals zu hart, ſo beſprengt man ſie mit Waſſer oder Wein zum Erweichen.

Die Wurzel verliert den Gift durchs Backen, und ſelbſt den giftigen Saft verwandelt das Kochen von mehreren Stunden in eine ſehr geſunde, kräftige Brühe an Fiſche und andere Speiſen, nur muß er ſtets dabei geſchäumt werden. Es gibt fünf Varietäten dieſer höchſt nützlichen Pflanze; eine derſelben iſt ohne alles Gift, allein dieſe wird weniger gebauet, da ſie bei weitem nicht ſo reichliches Mehl gibt, als die giftigen.

So weiß der Menſch die Natur zu ſeinem Nutzen zu zwingen.

Der Manioc iſt denn auch die Pflanze, welche der Caraibe, ſo wenig er übrigens den Ackerbau liebt, aus Noth anpflanzt. Sonſt iſt ſein Hausſtand, ſo wie ſein Ameublement, ſehr einfach. Ein ſchlechter Stuhl, der Hamak, nebſt einigen irdenen Töpfen, machen letzteres aus; indeß verſtehet er ſaubere Körbe zu flechten, welche ſogar waſſerdicht ſind.

Die Religion dieſer Völker hat dennoch die beiden Hauptlehren, den Glauben an Gott und einen künftigen Zuſtand, zur Grundlage. Auch fürchten ſie ein böſes Weſen unter dem Namen Maboye, und haben, wie faſt alle rohe Völker, Zauberer und Aberglauben.

Es bleibt eine für die Geſchichte der Menſchheit ſehr bemerkungswerthe Erſcheinung, daß die Sprache der Caraiben unwiderſprechliche Aehnlichkeit mit den 4 Dialekten der orientaliſchen Sprache, dem Hebräiſchen, Chaldäiſchen, Samaritaniſchen und Syriſchen enthält. Hiervon hat uns kürzlich ein engliſcher Sprachkundiger durch mehrere Beiſpiele überzeugt. Einige werden hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Rochefort lieferte im Jahre 1658 ein kleines, auf viel-

jährige Erfahrung gegründetes caraibiſches Wörterbuch. Hierin finden ſich folgende Namen und Redensarten, welchen man ſchwerlich die Aehnlichkeit mit den benannten abſprechen wird.

Caraibiſch.	Orientaliſch.	Deutſch.
Liani	Li Hene	Seine Frau.
Yene-neri	Hene Herani	Meine Frau.
Hac yeté	Aca ati (Samar)	Kommt her.
Karbet	Qir (od. Kra) Bit	Oeffentliches Haus.
Encka	Onq	Halsband.
Yena kali	E Onq ali	Mein Halsband.
Nane guaete	Nanecheti	Ich bin krank.
Halea tibou	Yeha lie tibou	Sey willkommen.
Phoubae	Phouhe	Blaſen.
Bayou boukau	Boua Bouak	Geh hinweg.
Aika	Akl	Eſſen.
Nichiri	Ncheri	Die Naſe.
Natoni boman	Natoni bamen	Gib mir Nahrung (zu Trinken.)

Mag dieß nun die Sprachforſcher und beſonders die Liebhaber der Abſtammung und Wanderungen der Völker, ſo wie die ſtrengen Vertheidiger der moſaiſchen Geſchichte, beſchäftigen, wie es will, ſtets bleibt dieſe Analogie (ſie wird noch auffallender, ſobald man die Worte nach engliſcher Mundart ausſpricht) eine äußerſt merkwürdige Thatſache.

Kaum ſcheint es möglich, daß der Zufall dieſe Summe von Worten einander ſo ähnlich ſollte gebildet haben. Wenn daher nicht ſo viele natürliche Hinderniſſe in den Weg träten, unter welchen die weite Trennung durch das atlantiſche Meer nicht einmal die größte wäre, ſo deutete dieß vielleicht auf eine höchſt merkwürdige, vormalige Verbindung der alten und neuen Welt, oder auf eine Wanderſchaft der Völker, die noch unbegreiflicher wäre, als jener antediluvianiſche Zuſammenhang.

Dieß iſt im Ganzen das Bild dieſer wichtigſten Race der Original-Einwohner Weſtindiens. Im Jahre 1763 waren von den echten rothen Caraiben nur noch 100 Familien auf St. Vincent; und auch dieſe vermindern ſich beträchtlich durch eine von ihnen ſelbſt zum Theil abſtammende Menſchenvarietät, durch die ſchwarzen Caraiben, von welchen ſogleich die Rede ſeyn wird.

Auf Dominika, dem zweiten heutigen Hauptſitze der echten Caraiben der Antillen, fand Atwood 1790 nur etwa 30 Familien, und auch dieſe ſchienen ſich zu vermindern. Auf Martinique fand Iſert gleichfalls noch einige caraibiſche Familien, ſo wie Young auf Tabago, alle ſind indeſſen im Abnehmen.

Nur das feſte Land, Gujana, mag den folgenden Jahrhunderten noch die Trümmer eines anſehnlichen Volks, ehemals der Schrecken eines großen Theils der neuen Welt, eine Zeitlang aufbewahren. Aber der überhandnehmende, hochkultivirte Verheerer aller natürlicheren, minder laſterhaften Nationen, der Europäer, wird dann nach und nach jene jetzt noch undurchdrungenen Waldungen von Südamerika durchdringen; er wird wie ein gieriger Wucherer darin nach Gold oder Goldeswerthen Produkten umherwühlen; er wird die darin ſich verborgen haltenden Kinder der Natur für ſeine Sklaverei gewaltſam daraus hervorſchleppen, oder beim mindeſten Widerſtande dieſe Harmloſen durch die Ueberlegenheit ſeiner Feuerwaffen erwürgen, und ſodann den bis dahin rohen Boden mit neuen Nahrungsmitteln und mit dort bisher unerhörten Laſtern auf das reichlichſte bepflanzen!

O der herrlichen Perſpective, ſie blendet das Auge des Menſchenfreundes!

2) Der dort Angeſiedelte; der Fremde.

Jetzt nun zu den neuen Anſiedlern Weſtindiens, zu den Menſchenracen, die theils raſtloſe Gewinnſucht, durch höheres Talent geleitet, dorthin führte, theils der Zufall an dieſe Küſten warf.

Die erſtern, die heutigen Europäer Weſtindiens, theilen ſich in zwei Klaſſen, Europäer, welche bei uns geboren, nur eine Zeitlang dort zu wohnen, um ſich zu bereichern, hinüber kommen; und zweitens Menſchen von europäiſchen Eltern in Weſtindien von unvermiſchtem Blute geboren, welche dort feſt angeſiedelt ſind, und ſeit langer Zeit Weſtindien als ihr Vaterland anſehen. Letztere nennt man Creolen oder Criolen; und dieſer Ausdruck erſtreckt ſich, ſonderbar genug, ſogar auf die von hinübergebrachten europäiſchen Hausthieren abſtammenden Thiere; ja man benennt ſogar die auf den Inſeln gebornen Neger Creolen; freilich ſind ſie gänzlich von den Creolen, von welchen hier die Rede iſt, zu unterſcheiden.

Die Macht des Klima zeigt ſich ſehr deutlich bei dem aus Europa in Weſtindien ſeit langen Zeiten angeſiedelten Menſchen. Ja ſie zeigt ſich ſogar ſchon nach wenigen Jahren bei ſolchen Engländern, welche im Mutterlande verheirathet, nach Weſtindien gegangen ſind. Die von ihnen in Weſtindien erzeugten Kinder ſollen ein creoliſches Anſehn haben. Gehen nun die Aeltern wieder nach England zurück, ſo ſollen die nachmals in England erzielten Kinder jenes creoliſche Anſehn verlieren und den Europäern gleichen.

Die Creolen der engliſchen und franzöſiſchen Beſitzungen machen eine Menſchenrace von anſehnlicher Größe. Bei einer höheren Statur als die der gewöhnlichen Europäer, fehlt ihnen

nur die dazu verhältnißmäßige Stärke oder Beleibtheit. Der Obertheil des Körpers iſt gewöhnlich kurz; der von den Hüften an dagegen länger. Dieſe Bildung nähert ſie der griechiſchen Form, und gibt ihnen ein Anſehen von Schönheit und Gewandtheit. Letztere beſitzen ſie denn auch wirklich. Die Biegſamkeit ihres Gliederbaues zeigt ſich beſonders beim Fechten, beim Tanzen und ähnlichen Uebungen. Die leichte Kleidung des Frauenzimmers, welche das Klima dort nothwendig macht, erhöhet dieſe Reize; ſie zeigt das ganze Spiel der ſchöngeformten Glieder.

Dagegen liegen bei ihnen die Augen tiefer als bei dem Europäer; für die übermäßige Wirkſamkeit des dortigen Sonnenlichts dient dieß zu beſſerm Schutze, zu beſſerer Erhaltung des Auges. Auch die Geſichtsfarbe der Creolen weicht der unſerigen. Sie ſind bräunlich, und die Roſen auf der Wange der Engländerin ſind durch die alles verſengende Hitze Weſtindiens verblühet. Dem ſo eben aus dem Mutterlande angelangten Fremden ſcheint das hieſige Frauenzimmer gleichſam wie eben aus dem Bette oder gar aus einer Krankheit erſtanden. Die ganze Phyſiognomie hat etwas Mattes, Schmachtendes, Ausdruckvolles, Einnehmendes und ſtark für ſich Sprechendes. Dieß erhöhet unendlich ihr ſchwarzes, funkelndes Auge. Die langgezogene Wimper von orientaliſchem Schnitte gibt ihm dazu unwiderſtehliches Intereſſe. Ihr Mund iſt mit den ſchönſten Zähnen beſetzt; dieſe wiſſen ſie durch den bittern Saft eines Rhamnus, deſſen Holz ſie ſich als Zahnbürſte zerſplittert beſtändig bedienen, trefflich zu erhalten. Sie ſchminken ſich auf den engliſchen Beſitzungen nicht, Frezier hingegen gibt dieß den Creolinnen im ſpaniſchen Amerika ſchuld. Und ſicher ſind bei den Creolen überhaupt in Rückſicht der Sitten mehrere Verſchiedenheiten, welche von ihrem Original-Lande herrühren. Denn B. Edwards und Atwood ſchreiben dem Geſchlechte der engliſchen Creolen die reinſten Sitten zu. Jede Art europäiſcher Ausſchweifungen, ſagen dieſe, ſind ihnen unbekannt; ſie kennen weder geheime Rendezvous, noch hohes Spiel oder nächtliche Aſſembleen, wodurch bei uns die Geſundheit eben ſo weit herabgebracht wird als das Vermögen. Sie ſind von größter Enthaltſamkeit in jeder Rückſicht, und dem Atwood zufolge, werden ſie die beſten Ehegatten und die zärtlichſten Mütter.

Correal und Andere ſprechen hingegen ſehr ſtark über die Galanterien der ſpaniſchen Creolinnen in Südamerika.

Dagegen ſchildern Andere die franzöſiſchen und holländiſchen Creolinnen ſehr verſchieden. Aeußerſt der Sinnlichkeit ergeben, heftig in der Liebe und in allen Vergnügungen. Höchſt reizbar ſcheint wohl überhaupt das creoliſche Frauenzimmer auch auf den Inſeln zu ſeyn, und in ſo fern zu heftigen Auf-

wallungen der Eiferſucht und des Zorns geneigt. Bald wird ſich Gelegenheit zeigen, ſich hiervon durch einige traurige Beiſpiele zu überführen.

In Anſehung der übrigen Eigenſchaften der Creolen von beiden Geſchlechtern vereinigen ſich doch die meiſten Nachrichten mit einander für ſie auf das günſtigſte. Edelſinn, Großmuth und Milde ſchreiben ſie ihnen mit einander zu.

In einer andern höchſt merkwürdigen Eigenſchaft der Creolen kommen die Nachrichten gleichfalls mit einander überein. Die Seelenkräfte entwickeln ſich, ſo wie im heißen Klima der Menſch überhaupt, bei dem Creolenkinde ungewöhnlich früh. Kinder von zwei bis drei Jahren reden geſcheidter als der europäiſche ſechsjährige Knabe. Ihre Fähigkeiten nehmen bis zu dem 25ſten Jahre ſchnell zu; allein von dieſem Zeitpunkte an nehmen ſie dann auch faſt eben ſo ſchnell wiederum ab. Ja oftmals laſſen ſie aus Trägheit alle weitere Benutzung ihrer Geiſteskultur ſchon früher fahren, oder bleiben ſodann plötzlich in der Ausbildung ſtehen.

Der Hauptantagoniſt und höchſt unbillige Verächter der Amerikaner, wie faſt aller Produkte dieſes Welttheils, der (verſtorbene) Hr. von Paw nahm hieraus einen neuen Beweis der Dürftigkeit und Schlechtigkeit der neuen Welt. Wirklich bleibt es äußerſt merkwürdig, daß die gültigſten Schriftſteller über die Originalbewohner einiger Theile der neuen Welt (z. B. Markgraf über die Braſilianer) ausdrücklich behaupten, die Kinder derſelben äußerten ſehr frühzeitige Fähigkeiten, welche ſich aber mit den Jahren der Mannbarkeit wieder vermindern. Es ſcheint daher dennoch, als ob das Klima der wärmſten Theile von Amerika, der höchſten Vollkommenheit und Entwickelung der Geiſteskräfte des Menſchen nicht gerade das zuträglichſte ſey; doch muß man ſich ſtets erinnern, daß einmal dieſes Klima durch den Anbau und durch die Zeit verändert wird, daß ferner mancher Creole wirklich Talente zeigt. War doch Eliſa Draper, die Geliebte eines Sterne, eine Creolin? Auch hält der Mangel an Unterricht, der auf den Inſeln ſehr groß iſt, ferner der Reiz zum Nichtsthun, den der Wohlſtand und die Hitze des Klima befördert, die weitere Ausbildung offenbar zurück.

Auf den Inſeln laſſen die Creolinnen ihre Kinder häufig von Negerammen ſtillen. Die Afrikanerin, dieſem Klima ſchon angeartet, daher viel ſtärker und munterer, als die aus dem Norden ſtammende Europäerin, ſchafft durch die geſundere Milch ein ſtärkeres Kind; dafür erhält ſie auch gewöhnlich ihre Freiheit.

Jetzt nun zu der zweiten Menſchenvarietät, welche in Weſt-Indien fremd iſt, zu dem Neger. Dieſe beiden Fremdlinge, der Europäer und der Neger, bilden durch ihre Vermiſchung

hauptſächlich jene vielfachen Mittelſchlachten, die wir unter dem Namen der farbigen Menſchen (Hommes à Couleur) kennen. Hierzu tragen denn gleichfalls die wenigen Ueberreſte der Originalbewohner das Ihrige, obgleich in ungleich geringerem Maße, bei.

Als der Zerſtörungsgeiſt der Spanier, von wahnſinnigem Fanatismus erhöhet, endlich die rechtmäßigen, gutmüthigen Beſitzer Weſtindiens durch Ueberlegenheit an Waffen, Talenten und Bosheit, Millionenweiſe vernichtet hatte, fühlte man ſich nicht etwa minder aufgelegt, Heiden zu würgen, aber wohl nothgedrungen, Menſchen zum Goldgraben und Länderanbauen zu erhalten.

Der Biſchof Las Caſas ſchlug aus Menſchenliebe vor, die Ueberbleibſel der freien Amerikaner zu ſchonen, und dagegen zu den harten Arbeiten Neger aus Afrika anzukaufen. Dieſe ſchon zu Hauſe größtentheils Sklaven und zur Feldarbeit gewöhnt, würden jene ſchwächere Menſchen vielfach erſetzen.

So kam jener Menſchenhandel zu Stande (1517), deſſen wir ſchon im vorigen Theile umſtändlich gedacht haben, und wovon wir den Verfolg ſogleich darlegen werden. Ihm mag eine kurze Ueberſicht der Menſchenracen oder Mittelſchlachten vorangehen, welche durch Vermiſchung der Weißen, der Schwarzen und der Amerikaner entſtanden ſind.

Unſtreitig entſchuldigt es zum Theil das phyſiſche Bedürfniß, daß der nach Weſtindien eilende Europäer ſich zu den ſchwarzen Schönen geſellet. Faſt alle Europäer gehen nur allein dorthin, um binnen wenigen Jahren ein beträchtliches Vermögen zu erwerben. Solche Glücksritter fanden und finden nicht ſofort Eingang bei der ſtolzen Creolin. Die ſchwarze Sklavin ergibt ſich bald dem Willen ihres Herrn, ja faſt eines jeden Weißen; und Letzterer, täglich mehr an die Farbe gewöhnt, findet außer dieſer Nachgiebigkeit ſehr häufig eine ſehr ſchöne Leibesgeſtalt. Der treffliche Wuchs, die ſammtne Haut des gutmüthigen ſchwarzen Mädchens, läßt dann die Roſen und Lilien der Europäerin vergeſſen, ja von mehreren wird mehrmals die Schwarze der Creolin vorgezogen. Hierüber iſt die Klage der Letzteren auch nur zu groß; durch dieſe Afterehen bleiben ſelbſt mehrere der dort gebornen weißen Mädchen unverheirathet; auch gab es Anlaß zu einer beſondern Art von Vielweiberei, die freilich Ausſchweifungen und früheres Hinſterben der Europäer herbeiführte.

Indeß gewann die Population der Inſeln, und es entſtand eine Menſchenrace, eine Mittelſchlacht zwiſchen Weißen und Schwarzen, von braungelber Farbe; wir nennen ſie Mulatten. Dieſer Ausdruck ſollte, um alle weitere Verwirrung zu verhüten, nur allein der Mittelſchlacht des weißen und ſchwarzen Menſchen und ihren direkten Abſtufungen angehören.

Hiermit war nun ein groſser Spielraum für alle Nüancen der Haut zwiſchen Weiſs und Schwarz eröffnet. Auch beweiſen dieſe Mulatten, da ſie fortdauernd eben ſo fruchtbar ſind als ihre Aeltern, daſs der Weiſſe und der Schwarze völlig zu einer und eben derſelben Menſchenart gehören.

Natürlicherweiſe konnte der Mulatte gleichfalls durch Vermiſchung des männlichen Negers mit der wirklichen Europäerin oder der Creolin entſtehen. Es iſt aber ſehr merkwürdig, und es ſpricht zugleich ſehr laut für das Zartgefühl dieſer Damen, daſs ein ſolcher Fall ſich dort wenig oder gar nicht ereignet. Faſt jeder Neger iſt dort Sklav; der hohe Begriff, den die Europäer und ſelbſt die Creolen von ihrer Erhabenheit über die unglücklichen Schwarzen haben, läſst dieſe Vermiſchung gleichſam als ein unnatürliches Laſter anſehen. Daher leidet auch in einigen Theilen Weſtindiens der Neger, welcher das Unglück hat, bei einer Weiſſen ergriffen zu werden, die Todesſtrafe. Unſtreitig hält die Scham, durch die Farbe und das Wollhaar des Kindes dereinſt einen öffentlichen Beweis dieſes Vorwurfes vor ſich zu ſehen, das weiſſe Frauenzimmer von dem Neger dort ſtärker zurück als in Europa; Labat führt indeſs hiervon ein Paar Ausnahmen, jedoch gleichfalls als groſſe Seltenheiten, an.

Man hat aber ſogar Beiſpiele auf dieſen Inſeln von Negerkindern, die nicht etwa braungelb waren, ſondern deren Haut groſſe weiſſe Flecken, ja ganze weiſſe Maſſen zwiſchen der ſchwarzen Hautfarbe zeigte. Einen ſolchen Neger ſahe man noch vor 10 Jahren in London (in der ſogenannten Exeter-Change), welcher dort die fremden Thiere und zugleich ſich ſelbſt ſehen lieſs.

In den Blumenbachiſchen Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände iſt er gezeichnet. Auch ſieht man im 6ten Supplementbande zum Büffon eine ſchöne Darſtellung eines ſo gefleckten wackern Mädchens (Enfant Negre-pie), die er jedoch ohne hinreichenden Grund für einen Abkömmling eines weiſſen Negers (Albinos) anſah. Warum ſollte es nicht vielmehr möglich ſeyn, daſs dieſe elſterfarbigen ſeltenen Menſchen als Proben der beiden Original Aeltern dienten? und da würde freilich eine weiſſe Mutter dieſen Negre-pie, der noch lauter als ein junger Mulatte die inneren Angelegenheiten ihres Bettes verkündigte, mit den widrigſten Gefühlen vor ſich wandeln ſehen.

Indeſs haben wir noch kein Beiſpiel von der Fortartung dieſer buntſcheckigen Menſchenrace; vielleicht hat es aber nur an Gelegenheit dazu gefehlt; doch ſcheint es eher wahrſcheinlich, daſs ſelbſt zwei ſolche bunte Menſchen bald in das alte, in das der Natur gewöhnlichere Gleis der einfarbigen Mittelfarbe zurückkehren würden.

Wir erwähnen hier der weißen Neger, der ſogenannten Albinos nicht mehr, da ſie zuvor bereits angezeigt ſind, und ihr Daſeyn nur einer Krankheit der Neger, nicht aber einer Vermiſchung des Negers mit dem Weißen oder mit dem Amerikaner zu verdanken haben *).

Verfolgt man die weitern Abſtufungen der Farbe, und nimmt dabei den Weißen als Vater an, ſo ergeben ſich in Weſtindien folgende Spielarten.

Mit der Mulattin erzeugt er den Terceron. Edward's nennt dieſen bereits Quarteron. Paſſender hieße er der Mulatte des zweiten Grades. Von einer ſolchen Mulattin und einem Weißen entſpringt dann der Quinteron, ſehr unrichtig nach Andern der Muſti oder Meſtize genannt; denn dieſe Benennung ſollte gar nicht bei den Mittelſchlachten des Weißen und Schwarzen gebraucht werden; Mulatten des dritten Grades wäre der natürliche Name.

Von hieraus verliert ſich die geſchwächte Tinte des Schwarzen ſo ſehr, daß das ungewohnte Auge die Nachkommen gar leicht für Creolen hält.

Je weiter ſich dann der Mulatte von ſeinem ſchwarzen Ahnherrn entfernt, deſto heller wird die Abkunft; jemehr er ſich ihm hingegen wieder durch Heirathen nähert, deſto dunkler.

Der Schwarze erzeugt mit der Mulattin, oder auch der Mulatte mit der Negerin den Sambo. Der aus dieſer letztern Verbindung entſprungene Menſch iſt von ſehr dunkler Kupferfarbe; das ſchwarze Haar rollt ſich in ſehr große Locken. Die Samboſklaven ſind ſehr ſchön und nervig, dabei zu allen Arbeiten geſchickt, daher man ſie vorzüglich zu Hausſklaven benutzt. Dagegen ſind ſie äußerſt verderbt, ja allen Laſtern ergeben. „Der Ausdruck Sambo bedeutet in der ganzen Terra firma einen vollendeten Tagenichts, Dieb, Trunkenbold und Meuchelmörder. Alle dieſe Laſter ſind dieſer Menſchenklaſſe im hohen Grade eigen. Unter zehn Verbrechen, die begangen werden, fallen gewiß neun den Sambos zu. Dieſe vollendete Immoralität wird weder bei den Negern noch bei den Mulatten, noch bei irgend einer andern ſowohl reinen als gemiſchten Menſchenklaſſe gefunden, und die Sambos ſind wirklich eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte der Menſchheit.“ (Desponts.)

Mit dem Urbewohner, mit dem kupferrothen Amerikaner erzeugt der Europäer den wahren Metis oder Meſticen. Und dieſer Ausdruck müßte ausſchließlich für dieſe Spielart gelten. So wie ſich dieſe von dem Amerikaner entfernen und dem Europäer nähern, zeigt ſich bei ihnen nicht bloß ein minder dunkler Anſtrich, ſondern zugleich ein ſtärkerer Bart. Denn

*) M. ſ. den erſten Theil. S. 135.

wenn gleich der Original-Amerikaner nicht ganz unbärtig iſt, ſo iſt er dennoch unläugbar minder behaart, als der Einwohner der alten Halbkugel.

Dieſe Abſtufungen oder Mittelſchlachten zwiſchen dem Europäer und Amerikaner gehen unter verſchiedenen Namen, z. B. der Caſtizen u. A. bis zu den Octavon hinab; die Spanier nennen letztere Puchuela. Sie ſind von den Creolen, ja oftmals vom Europäer ſelbſt ſo wenig zu unterſcheiden, daß, je nachdem der Vater von Haaren blond iſt und blaue Augen hat, ſich auch dieſe bei ihnen finden.

Von dieſen Meſtizen bringt die Verbindung des Negers mit dem Originalbewohner der neuen Welt, mit dem rothen Caraiben, eine ſehr merkwürdige Menſchenrace hervor.

Folgender Zufall gab hierzu Anlaß. Ein Sklavenſchiff hatte im Jahre 1675 viele Neger auf der Bay von Benin eingehandelt. Sie waren von der Nation der Mokos, einem kühnen Volke, tief aus dem Binnenlande nordoſtwärts vom Fluſſe Calabar, Nachbarn der großen Nation der Ibo. An der kleinen Inſel Bequin oder Bequvia, zwei Seemeilen ſüdlich von St. Vincent, ſcheiterte das Schiff; aber die größte Anzahl der Neger rettete ſich durch Schwimmen auf St. Vincent. Die Caraiben, welche dieſe Küſten zum Fiſchen beſuchten, nahmen ſie mit ſich und hielten ſie als Sklaven. Indeß fanden die Neger Eingang bei den caraibiſchen Schönen; ſie vermehrten ſich und erzeugten mit ihnen die ſogenannten ſchwarzen Caraiben. Ihre Anzahl nahm aber noch beträchtlicher zu, da ſich bald mehrere Afrikaner, welche ihren Herren, den europäiſchen Pflanzern von Barbados entwiſchten, auf St. Vincent zu ihnen geſelleten. Jetzt fingen ſie an den Caraiben ſelbſt gefährlich zu werden, und dieſe beſchloſſen daher ihren Untergang. Sie nahmen ſich vor, auf einmal alle männliche Kinder dieſer Fremdlinge umzubringen; allein das Vorhaben ward den Schwarzen verrathen. Sie ſtanden in Maſſe gegen ihre rothen Herren auf, ſchlugen ſie in mehreren Gefechten, raubten ihnen ihre Weiber und Mädchen, und zwangen ſie, ſich in andere Theile der Inſel zurück zu ziehen.

Zwar verſuchten die rechtmäßigen Bewohner und Herren der Inſel, als ſie 1719 die Franzoſen von Martinique zu Hülfe riefen, die Neger zu vertilgen; allein der Verſuch ſchlug fehl, die rothen Caraiben ſahen ſich von dieſer tapfern Mittelſchlacht verdrängt.

St. Vincent ward nachmals im Jahre 1763 den Engländern von Frankreich abgetreten. Die ſchwarzen Caraiben äußerten aber fortdauernd ſo viel Vorliebe für die Franzoſen, daß ſie ſtets mit ihnen auf Martinique in enger, Englands Intereſſe widriger Handelsverbindung ſtanden. Als der engliſche Capitain Quinland, im Auguſt 1769 vier große, mit

Schieſsgewehr und Ammunition beladene, und von ſchwarzen Caraiben geführte Canoes zwiſchen den Inſeln St. Lucia und St. Vincent antraf, befahl er durch Zeichen von ſeinem bewaffneten Fahrzeug, die Fahrzeuge ſollten ſofort einzeln zu ihm an Bord kommen. Die vier Canoes näherten ſich aber deſſen ungeachtet alle zu gleicher Zeit, und zeigten die feindſeligſten Geſinnungen. Der Capitain ſahe ſich, bei ſeiner wenigen Mannſchaft, gezwungen, Feuer auf ſie zu geben, und da die Caraiben fortfuhren auf ihn zu zu rudern, und ihn mit Muskentenſchüſſen angriffen, bohrte er ſie, um ſich ſelbſt zu erhalten, in den Grund. Dieſs ward nun die Urſache des unauslöſchlichen Haſſes aller ſchwarzen Caraiben gegen die Engländer *).

Auch brachten es dieſe muthigen, höchſt rachſüchtigen Blendlinge nach vielen Fehden dahin, daſs man ihnen auf der Inſel St. Vincent einen eigenen bedeutenden Theil des Landes contraktmäſsig abtreten muſste.

Ihre vielen und grauſamen Verheerungen gaben 1795 der engliſchen Regierung Anlaſs, auf die gänzliche Ausrottung, oder wenigſtens Verpflanzung dieſer wilden, unbezähmbaren Menſchenrace zu denken. Man wollte ſie mit einander auf die kleine, den Spaniern abgenommene Inſel Rattan der Honduras Bay verſetzen. Im Jahre 1763 gab es von den rothen (den wahren) Caraiben nur etwa hundert Familien, der ſchwarzen hingegen über 2000.

Als W. Young 1792 die ſchwarzen Caraiben beſuchte, fand er mehrere Häupter von ihnen, z. B. Chatoyers und deſſen Bruder du Vallee als geſcheidte, thätige Menſchen mit dem Ackerbau beſchäftigt. Sie hatten Pflanzungen von Baumwolle, Tabak u. dgl.; verſtanden ſich trefflich darauf, mit ihren Canoes von Orten, wo der Britte es wegen der See nicht wagte, Waaren an die Schiffe zu bringen, kannten den Werth des Geldes, und hielten mehrere wirkliche Neger als Sklaven, verſtanden ſehr gut mit unſerm Schieſsgewehr umzugehen, kleideten ſich wie die Neger, und hatten keinen unbedeutenden Grad von Civiliſation. Man hat ihnen ſeit 1773 den nördlichſten Theil der Inſel eingeräumt. Sie zeichnen ſich von den Caraiben durch ihr dunkles Colorit und krauſes Haar aus; haben aber mehrere Gewohnheiten der wahren Caraiben, z. B. das Zuſammendrücken des Kopfs bei dem Kinde, beibehalten; auch iſt ihre polygamiſche Haushaltung in vielen Stücken der der wahren Caraiben ähnlich.

Nach dieſer Ueberſicht der Hauptracen der farbigen Menſchen lieſsen ſie ſich auf Mulatten, Meſtizen nebſt ihren weitern Abſtufungen und ſchwarze Caraiben zurück brin-

---

*) Account of the black Caraibs in the Island of St. Vincent, by Sr. Will. *Young*. London, 1795. 8vo.

gen. Von dieſen gehen uns beſonders die Mulatten hier nä-her an, da ſie auf den Colonien, die Neger ausgenommen, die zahlreichſten ſind.

In den Colonien hängt der civile Stand des Menſchen von der Mutter ab. Iſt die Mutter Sklavin, ſo bleibt auch das Kind ein Sklav, wenn gleich von einem freien Weißen erzeugt. Indeß behält die Natur bei leztern häufig ihre Rechte. Der Vater liebt ſein braungelbes Kind; er erläßt ihm die Feldar-beit der Neger; er vertraut ihm die gemächlichern Dienſte des innern Haushalts, gibt ihm eine beſſere Erziehung, bildet aus dem jungen Mulatten einen Schreiber, Buchhalter oder Auf-ſeher. Das Mädchen wird reichlicher ausgeſteuert, erhält hö-here Kultur und beſſere Gefühle; oder er ſchenkt ihr wohl gar die Freiheit. Auf dieſe Weiſe entwickeln ſich bei den Mulat-ten größere Vollkommenheiten des Körpers und des Geiſtes.

Unter dieſen Mulatten ſchäzt man beſonders die des zwei-ten und dritten Grades, von einigen Quarteronen und Quin-teronen genannt. Ihre Tinte nähert ſich den Creolen ſehr, auch iſt ihr Wuchs gewöhnlich vorzüglich. In den holländi-ſchen Colonien von Weſtindien iſt dieſe ſchöne Race von Scla-vinnen ſehr beliebt.

Ihr Anzug iſt eben ſo reinlich als verführeriſch. Unter einem runden Caſtorhut mit goldener Schleife wallt das ſchwarze lockige Haar. Das enge ſeidne weit ausgeſchnittene Mieder, vorn leicht geſchnürt, thut dem ſchön gewölbten Buſen kaum den mindeſten Zwang an. Ein einziger ſeidener Rock mit ei-nem Falbala von Gaze beſezt, über ihren herrlichen Körper geworfen, zeigt das ganze Spiel der Glieder, und feuert die Einbildungskraft weit mehr an, als die wirkliche Nacktheit. Der runde Arm iſt, ſo wie der Hals, mit goldnen Ketten und anderm Geſchmeide geziert. Nur der nackte Fuß, den ſie als Sklavinnen behalten müſſen, iſt anfänglich dem Auge min-der angenehm.

Mit dieſen ſchönen Perſonen leben die Europäer weit häu-figer als mit den Negerinnen, und wenn gleich dieſer Miß-brauch die eigentlichen Ehen vermindert, ſo darf man dennoch deshalb die Mulattinnen nicht gerade eines ſehr ausſchweifen-den Temperaments beſchuldigen. Auf eine wirkliche Ehe mit einem Weißen oder mit einem Creolen, können ſie faſt nie Anſprüche machen, da dieſe leider die Mulatten als tief unter-geordnete Weſen betrachten. Auf den brittiſchen Inſeln wird nur erſt das Kind frei, welches nach dem dritten Grade von der Negerin entfernt iſt, wodurch mithin ſelbſt der Quinteron noch Sklave bleibt; ferner wird dort ſogar der freie Mulatte weder zu geiſtlichen noch weltlichen Aemtern zugelaſſen, auch werden ihnen alle Vermächtniſſe über 2000 Pf. Sterl. als ille-gal abgeſprochen, ja ihr Zeugniß gegen einen Weißen iſt nicht

einmal gültig. Durch dieſen letzten Punkt ſind ſie faſt un⸗glücklicher als der Sklave, denn dieſes letztern nimmt ſich doch ſein Herr an.

Selbſt im ſpaniſchen Amerika, wo ſogar die Neger milde behandelt werden, ſehen ſich die Mulatten vielen Kränkungen ausgeſetzt. Sie ſind, ſo wie alle freie Neger und Negerinnen, einer Kopfſteuer unterworfen. Auch mag durchaus kein far⸗biger Menſch, er ſey ſo reich er wolle, einen Indianer im Dienſt haben.

„Die weißen Frauenzimmer haſſen ganz vorzüglich die oft⸗„mals ſchöneren Mulattinnen. Die erſtern genießen eines be⸗„ſondern Vorrechts, daß ſie in der Kirche auf wollenen Decken „knieen dürfen. Ein einziger Tropfen afrikaniſches Blut, das „noch in den Adern des Frauenzimmers fließt, iſt hinreichend, „um ſie dieſes Vorrechts zu berauben; und wenn ſie nicht voll⸗„kommen weiß ſind, (ich dächte doch, daß auch manche Spanie⸗„rin ziemlich dunkel gefärbt wäre? Z.) ſo müſſen ſie ihre „Kleider durch den Staub in den Kirchen beſchmutzen laſſen, „und ihre Knie auf dem harten Boden wund liegen.“

„Die Heirathen zwiſchen freien farbigen Menſchen und den „Weißen ſind zwar nicht verboten, allein ſie werden dennoch „mit der größten Strenge von Seiten letzterer vermieden. Sollte „gar ein weißes Mädchen, durch Temperament verleitet, ei⸗„nen Fehltritt begehen, und das Unglück haben ſchwanger zu „werden, ſo wird es nicht nur ſelbſt auf immer entehrt, ſon⸗„dern ſeine ganze Familie zugleich mit ihm. Es bleibt ihm „in der Verzweiflung kein Ausweg übrig, als mit verbreche⸗„riſchen Händen die Natur ſelbſt zu bekämpfen, und die Frucht „der Liebe zu erſticken. Widerſteht dieſem aber die Mutter⸗„liebe, ſo wird das unglückliche Kind in der Straße ausge⸗„ſetzt, und dem ſchrecklichen Schickſale, von den Hunden oder „Schweinen gefreſſen zu werden, überlaſſen. Merkwürdig „genug werden dergleichen Kinder dann zuweilen nur allein „durch farbige oder gar freie Negerinnen aufgenommen, und „wie ihre eigenen Kinder erzogen.“ (Desponts.)

Sind nun dieſe Erniedrigungen an ſich ſelbſt empörend, ſo erſchweren ſie es gleichfalls dem männlichen Mulatten ſehr, eine Frau anſtändig zu halten, wenigſtens wird die Maitreſſe des Pflanzers, des Beamten, Officiers, Kaufmanns oder Spe⸗diteurs, ſtets eines weit größern Wohllebens genießen.

Es iſt übrigens nicht verzeihlich, ja kaum begreiflich, mit welcher Gefühlloſigkeit viele dieſer Afterehemänner ihre Nach⸗kommenſchaft als Sklaven bald ſelbſt behandeln, bald ſie ſo⸗gar mit den Müttern als Sklaven verkauft wiſſen.

Sonach iſt es freilich nicht zu verwundern, wenn die farbi⸗gen Menſchen, bei ihrer größern Freiheit, bei der weitern Entwickelung ihres Geiſtes, bei den daher wachſenden Bedürf⸗

niſſen, mit ihrem Schickſale unzufrieden, viele Mittel, letztere zu befriedigen, hervorſuchen.

Daher denn die lebhafte und fürchterliche Vereinigung der Mulatten mit den Negern gegen die Coloniſten, ſobald die Nationalverſammlung den wahnſinnigen Einfall einer plötzlichen Befreiung aller Neger auf den franzöſiſchen Inſeln laut werden ließ. Auch fühlten ſie hier bis dahin eine bedeutendere Demüthigung als faſt irgendwo. Es war nämlich nicht erlaubt, daß ſelbſt die freien farbigen Leute dort Schuhe und Strümpfe, noch irgend eine Art von Geſchmeide tragen durften.

Die farbigen Leute der brittiſchen Inſeln zeigten ſich daher ſelbſt während des allgemeinen Geſchreis von Freiheit und Gleichheit, und unter dem häufigen Aufwiegeln, ſtets als redliche treue Anhänger ihrer Regierung.

In der That müſſen ihnen ihre Gegner einräumen, daß ſie, wenn ſie ſich gleich herrſchſüchtig gegen ihre Sklaven beweiſen, dennoch im Uebrigen große Beſcheidenheit äußern. Dieſe herrſcht ſogar unter jenen Frauenzimmern, mit welchen die Pflanzer leben; ja es gibt darunter gefühlvolle, edle Seelen. Davon mag die ſchöne Johanna des engliſchen Capitains Stedman zum Beweiſe dienen.

Johanna war die Frucht der Liebe der ſchönen Cery, einer ſchwarzen Sklavin, und des edlen Kruythoefs, eines angeſehenen Pflanzers auf Suriname. Aber Cery gehörte nicht ihrem Liebhaber, ſondern dem gefühlloſen Beſitzer der Plantage Fauconberg. Herr B. Kruythoef bot letzterem 1000 Pf. Sterl. für die Freiheit ſeines Mädchens; der Unmenſch hatte aber hiefür kein Ohr. Der Schmerz, dieſe fortdauernd in Feſſeln zu ſehen, brachte den redlichen Liebhaber um ſeinen Verſtand, und gleich darauf um ſein Leben. Die Gerechtigkeit des Himmels ſchwieg indeß hiezu nicht. Die Tyrannei des Herrn der Cery hatte alle ſeine Schwarze empört; ſie entliefen. Der Böſewicht ward zu Grunde gerichtet, alles fiel ſeinen Gläubigern zu, ſeine gute Frau nahm ſich der unglücklichen Johanna an, behandelte ſie edel, und gab ihr eine gute Erziehung.

Hier war es, wo der Engländer Stedman ſie ſah. Die Natur hatte an der ſchönen anſehnlichen Geſtalt dieſes funfzehnjährigen Mädchens alle Reize verſchwendet, und ſie durch Sittſamkeit und Beſcheidenheit erhöhet. Jeder Blick, der ſich auf ſie heftete, färbte ihre obgleich bräunliche Wange. Das Feuer des großen ſchwarzen Auges ward durch höchſte Sanftmuth gemildert; das dunkele lockige Haar wallete um den ſchönſten Kopf; den etwas zu ſehr hervorragenden Mund verſchönerten zwei Reihen perlengleicher Zähne. Ein nachläſſig über die Schultern geworfener Shwal bedeckte gewöhnlich nur die eine Hälfte des reizendſten Buſens; und ein einziger Rock von

den lebhafteſten Farben und dem feinſten Gewebe verrieth das griechiſche Contour der übrigen Glieder.

Dennoch war dieß bei weitem der geringere Werth der von Stedman Geliebten. In dem trefflichen Körper wohnte die gefühlvolleſte und edelſte Seele.

Stedman's männlich ſchöne Geſtalt nahm das Mädchen ein, er war ſo glücklich, ſich von ihr auf das heftigſte geliebt zu ſehen. Mehr als einmal wagte ſie ihr Leben für ihn. Anſteckende, faulichte Krankheiten rafften täglich in dem Hoſpitale viele Menſchen hinweg. Johanna blieb in dieſer äußerſten Gefahr Tag und Nacht der Wärter ihres Geliebten. Indeß ſchien ihre ängſtliche Sorge umſonſt zu ſeyn. Schon legte man ihn auf das Stroh; man nahm bereits das Maß zu ſeinem Sarge; nur allein die treue Johanna verließ die vermeinte Leiche nicht; ſie ahnete noch einige Spuren des Lebens. Stundenlang rieb ſie die Schläfe mit ſcharfem Eſſig, umwickelte die erſtorbenen Glieder mit darin getauchten Tüchern, und es gelang ihr endlich, einige Tropfen warmen Wein in den Mund zu bringen. Das Leben kehrte zurück. Der erſte Athemzug, welch ein Moment! Und der erſte Blick! Dem Tode entriſſen und in den Armen der Geliebten! Ein ohnmächtiger Händedruck und eine die Wange hinabrollende Thräne waren mehr als alle Beredtſamkeit!

Faſt hätte aber dieß edle Mädchen ihre Treue mit ihrem eigenen Leben gebüßet. Die Anſteckung ergriff ſie ſelbſt, und ſie entging nur nach ſchweren Leiden dem Tode.

Dennoch wies ſie alles zurück, wodurch ihr Geliebter ſeine Dankbarkeit bezeugen und ſie aufheitern wollte. Er ſchenkte ihr für 20 Pf. St. Putz und Geſchmeide. Wie erſtaunte er, dieſe Summe gleich darauf auf ſeinem Tiſch zu finden! Das redliche Mädchen war mit den Geſchenken zu den Kaufleuten zurückgegangen, hatte ſie durch Bitten und Zulegen von dem Ihrigen vermogt, die Waaren gegen baares Geld wieder zu nehmen. „Nein, Stedman, ſagte ſie, Sie ſind nicht reich; „ich bin durch Ihre Liebe hinreichend belohnt; für Sie bedarf „ich keines weitern Schmucks, für Andere aber durchaus nicht."

Schon vorhin war der Engländer darauf bedacht, ſeiner Geliebten die Freiheit zu erkaufen; man denke ſich nun, wie dieſes großmüthige Benehmen ſeine Sorgfalt dafür erhöhete. Sie hatte ihn durch einen ſchönen Knaben zum Vater gemacht; er ſann jetzt innigſt darauf, ſie als die Seinige mit ſich nach Europa zurück zu führen. Johanna fühlte den ganzen Werth dieſes Glücks, aber ſie fühlte auch ſchon den bittern Neid, mit welchem die Europäerinnen ſowohl als die Eingebornen der Colonie deshalb auf ſie hinſahen.

Nach tauſend Hinderniſſen und Kränkungen ward endlich Johanna nebſt ihrem Sohne frei. Allein keine Ueberredung vermochte ſie, ihrem Geliebten nach Europa zu folgen.

„Nach Europa folge ich Ihnen nicht, Stedman. Dort „wäre ich Ihnen zur Laſt; Ihre Familie würde Ihnen herbe „Vorwürfe machen; ſie würde ſich durch mich beſchimpft halten, „und dieß verdiene ich nicht. Obgleich nur als Sklavin ge„boren, ſchlägt dennoch in meinem Buſen ſicher ein eben ſo „edles Herz, als in der Bruſt irgend eines Europäers. Laſſen „Sie mich hiet bei denen, die mich ſchätzen, weil ſie mich ken„nen; ewig dauert meine Liebe und Dankbarkeit für Sie."

Und hiernach blieb das erhabene Mädchen unbeweglich. Der erſchütternde Augenblick der Trennung warf ſie indeß ohnmächtig zu Boden, und nachmals in Schwermuth. Sie blieb ihren zu großmüthigen Aufopferungen getreu, aber ſie überlebte die Trennung nicht lange. Sey es Kummer oder Gift, den ihr die Scheelſucht gab, dieſe heldenmüthige Frau ſtarb bald nachher im 19ten Jahre. Jeder, der ſie kannte, beweinte ſie. Ihre Pflegemutter, Mad. Godefroy, ließ ſie in einem Orangenhaine beſtatten. Der Sohn kam hierauf nach Europa, ward in England für die Marine erzogen, und blieb, nachdem er ſich im ſpaniſchen Kriege rühmlich ausgezeichnet hatte, als Seeofficier auf der Höhe von Jamaica.

Unter dieſen farbigen Menſchen, Mulatten, Meſtizen und ihren vielfachen Abſtufungen gibt es viele freie Menſchen; ſie machen mit den freien Negern einen ſehr bedeutenden Theil der Population von Weſtindien aus.

Es iſt aber ein höchſt merkwürdiges Phänomen, daß die Hauptmaſſe aller heutigen Bewohner der Inſeln, die Originalbewohner faſt ſo ſehr verdrängt haben, daß dieſe in den dortigen Bevölkerungsliſten kaum eine Erwähnung verdienen, und daß die Zahl der dort eingeführten Neger ein ſo übermäßiges, und daher höchſt gefährliches Verhältniß gegen die Weißen, gegen ihre Herren und die Beſitzer der Pflanzungen habe.

Im Jahre 1791 war der Bevölkerungszuſtand der brittiſchen Inſeln folgender:

	Weiße.		Negerſklaven.
Jamaica	30000	—	250000
Barbadoes . . .	16167	—	62115
Grenada	1000	—	23926
St. Vincent . . .	1450	—	11853
Dominika. . . .	1236	—	14967
Antigua	2590	—	37808
Montſerrat . . .	1300	—	10000
Nevis	1000	—	8420
St. Chriſtopher . .	1900	—	20435
Virgin Islands . .	1200	—	9000
Bahamas J. . .	2000	—	2241
Bermudas	5462	—	4919
	65305	—	455684

B. **Edwards** rechnet noch 10000 farbige Leute und freie Neger auf Jamaika und eben ſo viel auf den übrigen brittiſchen Inſeln.

Auf den franzöſiſchen Inſeln war vor der Revolution (1789) das Verhältniß der Weißen zu den übrigen Einwohnern folgendes:

	Weiße.		Farb. L.		Negerſklaven.
St. Domingo . .	34400	—	7500	—	280000
Martinique . .	12500	—	3000	—	78000
Guadeloupe . .	14000	—	1500	—	98000
St. Lucie . . .	2400	—	1200	—	10000
Tabago . . .	1400	—	800	—	10000
Summa .	64700	—	14000	—	476000

Dieſe Angaben leiden ſicher beträchtliche Varianten. So geben Einige für 1790 für den franzöſiſchen Theil von St. Domingo 480000 Neger an, und B. **Edwards** zählt 1791 deren 455000. **Young** fand in eben dieſem Jahre auf Martinique die Zahl der freien **farbigen Leute** doppelt ſo groß als die der Weißen; und die letzten Nachrichten der Franzoſen geben folgende Populationsliſte für die ganze Inſel St. Domingo, alſo für den franzöſiſchen und ehemaligen ſpaniſchen Theil: Weiße 42000; freie farbige Leute 44000 und vormalige Sklaven 600000.

Die däniſchen Inſeln waren 1789 auf folgende Weiſe bevölkert:

	Weiße		fr. Neger		Negerſklaven.
St. Thomas . . .	492	—	160	—	4614
St. Croix	1952	—	953	—	22472
St. Johann . . .	167	—	16	—	2200
Summa .	2611	—	1129	—	29286

Die ſchwediſche Inſel Barthelemi enthält nur etwa 200.

Auf den holländiſchen Inſeln St. Martin, St. Euſtach und Curaſſao würden etwa gegen 40000 Neger leben.

So ſind dann auf allen brittiſchen Inſeln mehr als ſiebenmal ſo viel Sklaven als Herren, Neger als Weiße. Auf der größten Beſitzung, auf Jamaika, gar achtmal mehr.

Ueber Cuba haben wir neulich, durch Hrn. v. **Humbold**, ſchätzbare hierher gehörende Aufſchlüſſe erhalten *). Er rechnet dort:

1) Freie Leute	—	—	324000
hiervon			
a) weiße	—	234000	
b) farbige	—	90000	
2) Sklaven	—	—	108000
			432000

*) v. *Humbold* Essai politique sur le Royaume de la nouv. Espagne. 2de Livraison, p. 116.

Rainsford ſetzt *) für die Sklaven des (ehemaligen) ſpaniſchen Antheils von St. Domingo, etwas weniger als die Hälfte der geſammten Population. Sie betrug 60000 Menſchen; wir wollen nur hiervon annehmen Sklaven 27000

Porto-Rico ſoll nach einigen Angaben nur enthalten — Sklaven 6400

Trinidad enthielt beinahe 15000

Mithin ſtiege die geſammte Zahl aller Neger des eigentlichen Weſtindiens, nämlich aller Inſeln dieſer Gewäſſer, auf mehr als 1,157000 ſtets zu rekrutirender Sklaven.

Jetzt denke man hier noch hinzu: die Sklaven

1) Von Terra firma, 2) Braſilien, 3) Mexico.

Desponts ſetzt für das ſpaniſche Continent von Terra firma **) Sklaven 218000

v. Humbold für Mexico nur . . . 6000

Raynal für Braſilien aber . . . 347000

Dieß beträgt mit obiger Summe . . . 1,728000

Dennoch fehlen hier alle Sklaven

1) der amerikaniſchen Freiſtaaten, welche bis zur franzöſiſchen Revolution doch faſt durchgehends zu rekrutiren waren. Sie betrugen aber damals über . 650000

Summe mit obigen 2,378000

2) von Louiſiana, 3) Peru und 4) Suriname.

Wenn nun jene beiden Summen allein weit über 2 Mill. ſteigen, ſo darf man ſchon, wegen der hier nicht angegebenen Negerzahl der drei zuletzt genannten Länder, wohl bereits gegen 2,500000 rechnen, ſobald man beſonders Rückſicht nimmt auf die auſſer-amerikaniſchen Länder, worin ebenfalls Negerſklaven gehalten und von dem tiefer gelegenen Afrika aus jährlich rekrutirt werden. Dieſe ſind: 1) Alle Staaten der Barbarei, 2) die Levante (Türkei ꝛc.), 3) Perſien, und 4) Indien; denn es wird ſich bei einer andern Gelegenheit zeigen, daß mehrere tauſend Schwarze dort gehalten werden.

Rechnete man nun auch nur $\frac{1}{24}$ jährlichen Zuſatz zu der Anzahl aller Neger, da doch viele Sachkundige wohl $\frac{1}{12}$, ja $\frac{1}{10}$ annehmen, ſo ergibt ſich für die eigentlichen Negerländer von Afrika, aus welchen ſie nämlich käuflich erſtanden werden, ein jährlicher Verluſt von weit über 100000 geſunden Menſchen, und zwar größtentheils männlichen Geſchlechts.

Gab daher Norris im Jahr 1787 nur 74000 ausgeführter Neger an, ſo mögen in dieſer Zahl wahrſcheinlich nicht begriffen ſeyn: 1) alle, welche heimlich eingeführt worden ſind; 2) alle, die nach dem Orient gingen.

Das große Mißverhältniß macht es begreiflich, wie gefähr-

*) Rainsford Geſchichte der Inſel Haiti. S. 92.
**) Desponts Terra firma. Berlin, 1808. S. 99.

lich ein Aufſtand unter dieſen ſtarken, kühnen, oftmals mit Recht über ihre Herren aufgebrachten Schwarzen, werden könne, beſonders aber alsdann, wenn dieſes große Uebergewicht der Schwarzen ſich gerade auf ein und derſelben Inſel findet. Wir werden ſogleich Beiſpiele davon hören.

Die Neger ſind es alſo, welche der Anzahl und Wirkſamkeit nach als Hauptbewohner und Bearbeiter aus dieſen trefflichen Inſeln einen ſo reichen Gewinn für Europa erzielen. Wir gehen mithin zu ihrer dortigen Behandlung; dieß wird gleichſam die Folge des Artikels vom Sklavenhandel im erſten Theile ausmachen *); hierauf folget dann mit Recht die Beſtimmung der von den Schwarzen erzielten Produkte und ihres Werths.

Wenn die Sklavenſchiffe ſich ihrem Ziele, Weſtindien, nähern, ſo ſuchen ſie, ſo viel ihre Lage es leidet, die Gefangenen beſſer zu pflegen und ſie aufzuheitern. Es kommt darauf an, die Waare gut an den Mann zu bringen. Hiezu bedarf man munter und geſund ſcheinende Sklaven. Dieß erfordert ſowohl ein gutes äußeres Anſehen, als einen fröhlichen Sinn.

Der gewöhnlich ſehr enge und ſchmutzige Kerker der Gefangenen bei ihrer Ueberfahrt; die ſchlechte Koſt und oftmals die harte Behandlung; dieß alles, erhöhet durch die traurige Unbekanntheit ihres künftigen Schickſals, kann nur abgehärmte Menſchen, Menſchen von elendem Anſehen hervorbringen. Dieß beſtimmt den Sklavenhändler zu jener gütigen Vorſorge und reichern Nahrung, die ſtets zunimmt, je näher man Weſtindien kommt. Die Neger werden, ehe man ſie ans Land ſetzt, über den ganzen Leib gewaſchen und mit Palmöl gerieben, um ihnen ein friſcheres, glänzenderes Anſehen zu geben; man ſchiert ihnen zu größerer Reinigung die Köpfe; auch theilt man ihnen einen Schurz zu, zur Bedeckung ihrer Blöße.

Endlich landen ſie in dem längſt verheißenen, von vielen Negern ſo ſehr gefürchteten Lande.

Der Sklavenhändler kündigt ſofort, um ſeine Waare eiligſt abzuſetzen, die Ankunft des Schiffes, nebſt der Anzahl und Güte der Neger durch öffentliche Anſchläge an.

Hauptſächlich ſind es folgende Methoden des Verkaufs auf den weſtindiſchen Inſeln.

Mäkler, welche genau den Zuſtand jeder Plantage der Inſel, woſelbſt das Schiff gelandet iſt, kennen, übernehmen den Verkauf. Die Pflanzer, welche Sklaven bedürfen, ertheilen dieſen entweder den Auftrag, um ſie einzuhandeln, oder ſie kommen ſelbſt ans Schiff. Hier hat man die Sklaven öffentlich zur Schau in Reihen aufgeſtellt, oder man führt ſie zu dem

*) Man ſehe Th. I. S. 99 fg. 109 fg.

Ende in einen eigenen zu verſchließenden Hof ans Land. Jetzt geht die Unterſuchung der einzelnen Sklaven an. Sie werden faſt in jeder Stellung beſchauet, und von Chirurgen und Aerzten unterſucht. Sie müſſen ihren Athem von ſich hauchen, man fühlt ihre Theile einzeln ohne alle äußere Sittſamkeit durch, ja man ſieht ſogar Frauenzimmer, Beſitzerinnen von Plantagen, welche ohne Erröthen aus dem Zuſtande einiger Glieder den ganzen Werth des Sklaven auf das genaueſte zu beſtimmen verſtehen. Man läßt ſie tanzen und andere Bewegungen vornehmen, und ſchätzt hiernach ihre Kräfte und Thätigkeit.

Andere Sklavenhändler führen dagegen, nach gehöriger Ankündigung, ihre Neger in einer Art von Proceſſion auf. Gewöhnlich gehen die ſtärkſten voran; ein Matroſe eröffnet den Zug und ein anderer mit dem Bamburohr oder einer Ochſenpeitſche macht den Beſchluß. Die um ſie verſammelten Käufer wählen ſodann jeder ſeinen Bedürfniſſen gemäß. Solche Proceſſionen ſahe Stedman und Peters auf den holländiſchen Beſitzungen.

Auch werden die Sklaven zu Zeiten auctionsmäßig dem Meiſtbietenden zugeſchlagen. Bei allen dieſen Verkaufungen ereignen ſich dann nur zu häufig die traurigſten Scenen, Scenen, bei welchen nur allein ein Menſchenhändler ruhig ſein Cigarro raucht. Es iſt nur zu wahr, ſo ſehr auch B. Edwards es zu verhelen ſucht, daß hiebei der Mann von der Frau, der Sohn vom Vater, die Tochter von der Mutter, Brüder und Schweſtern barbariſch von einander geriſſen werden. Alles Flehen der unglücklichen Schwarzen wird gewöhnlich nur mit der Ochſenpeitſche beantwortet.

Schon eins der vielen Beiſpiele der Verzweiflung, welche hieraus entſpringt, zeigte ſich unſerm Leſer *); und Clarkſon gedenkt eines Ehemanns, der nach der Trennung von ſeiner Familie ſich Tages darauf ſelbſt tödtete. Niemand wird hierdurch gerechter beſtraft als der Käufer. Auch hat jetzt die Menſchlichkeit des Gouvernements auf Jamaika dieſe Trennungen unter den nächſten Verwandten, durch einen eigenen Act wenigſtens ſehr zu erſchweren geſucht.

Die widrigſte Art, die Neger zu verkaufen, iſt aber die, welche man im Engliſchen Scramble, das gewaltſame Bemächtigen, Rapſen nennet.

Zuvor bringt man nämlich die ſchwachen und kranken Neger an den Mann. Hiezu bedient man ſich gewöhnlich der Juden oder ähnlicher Sklavenkäufer. Sie kaufen dieſe elenden Menſchen im Ganzen auf Spekulation zu einem ſehr geringen Preiſe; oft nur für 20 bis 30 Rthl. den Einzelnen.

Je mehr ſie davon durch gute Pflege oder durch Arznei er-

---

*) Oben Theil I. S. 98.

halten, deſto beträchtlicher iſt begreiflich ihr Gewinn; nur ſelten verlieren ſie.

Sodann kommt der Sklavenhändler mit den Pflanzern überein, wegen eines feſten Mittelpreiſes für jeden männlichen und weiblichen Sklaven. Ueber die Zahl und Güte der Individuen, welche jedem Käufer zufallen, entſcheidet dann gleichſam der Zufall. An einem beſtimmten Tage werden die Sklaven entweder innerhalb eines verſchloſſenen Hofes, oder wohl gar auf eine der großen Hauptabtheilungen des Schiffes, eines der Verdecke, zuſammengeführt. Durch Matten und Segeltücher wird alles um ſie her verdunkelt, und in einer beſtimmten Stunde ſtürzen, nach einem zuvor abgeredeten Zeichen, die Käufer der Sklaven mit Stricken und Tüchern in dieſes große Gemach hinein; werfen letztere aufs Gerathewohl um eine Anzahl Neger, oder packen ſie mit den Armen und bemächtigen ſich ihrer gewaltſam auf einmal, ohne Unterſchied des Alters, des Geſchlechts oder ſonſtiger Verſchiedenheit, ſo viel ein Jeder nur vermag. Man denke das Schrecken dieſer, der Sprache völlig unkundigen Sklaven! Schon zuvor war bei vielen die Idee lebhaft, ſie ſeyen nur nach dem Lande der Weißen geführt, um dort gefreſſen zu werden; und nun ſehen ſie ſich wie von Mördern plötzlich überfallen, gewaltſam behandelt, von den Ihrigen getrennt und hiernach fortgeſchleppt! Dieſe Schreckenſcene erhöhet denn das entſetzliche Geſchrei der Weiber, das Toben und Angſtgebrüll der Männer. Viele ſinken in Ohnmacht zu Boden, Anderer bemeiſtert ſich aber die Verzweiflung. In der Angſt überwältigen ſie alle Kräfte ihrer vereinten Tyrannen, und man ſahe bei ſolcher Gelegenheit dreißig derſelben durchbrechen und ſich ins Meer ſtürzen; freilich ohne glücklichen Erfolg, denn man fiſchte ſie auf, um ſie nach entſetzlichen Schlägen von neuem zu verhandeln.

Der Preis eines geſunden männlichen Sklaven iſt auf den verſchiedenen Beſitzungen ſelbſt verſchieden; jedoch iſt dieſer Unterſchied nicht ſehr groß. Auf den brittiſchen Inſeln koſtet ein Mann in den beſten Jahren 50 Pf. Sterling; eine Sklavin 49; ein Jüngling 47; ein junges Mädchen 46; jüngere Knaben und Mädchen 40 Pf. Sterling. Hiezu kommt die Colonialtaxe von 20 (dortiger) Schilling für den Kopf. Die Creolenſklaven, nämlich die dort von Schwarzen gebornen Sklaven, ſtehen etwas höher im Preiſe. Der Werth der Sklavinnen wird durch Jugend und ſchöne Bildung ſehr erhöhet. Der Werth der männlichen Sklaven wird nicht ſo ſehr nach Muskelkraft als nach Geſchicklichkeit beſtimmt. Verſtehen ſie z. B. ein Handwerk, ſo ſteigt ihr Preis. Man läßt mehrere, bei welchen man Talente zu finden glaubt, unterrichten, und ſodann treibt der Herr einen bedeutenden Handel mit ihnen. Ein Radmacher galt auf Suriname 2500 Gulden; dem Herrn

des Guſtav Waſa wurden oftmals 100 Pf. Sterl. für ihn geboten, und dieſer kannte geſchickte Arbeiter unter ihnen, die ſogar mit 1000 Pf. Sterl. bezahlt wurden.

Solche vorzügliche Neger pflegen von ihren Herren an Andere für Tagelohn ausgeboten zu werden. In Carolina werden ſie durch öffentlichen Ausruf auf 12 Monate vermiethet. Eine ganze Familie, Mann, Weib und 3 Kinder zu 70 dortiger Pfund (etwa 240 fl.). Einzelne Neger zu 25 bis 33 Pf., je nach ihrer Stärke und Geſchicklichkeit. Sie erhalten von jenen die Koſt und überdieß für ihre Herren tageweiſe gemiethet, täglich oftmals zwei und mehr Thaler.

Kaum iſt der Neger von ſeinem neuen Herrn erkauft, ſo erhält er einen neuen Namen. Die Anfangsbuchſtaben deſſelben werden ihm in die Haut gebrannt. Dieſe Operation iſt indeß nicht ſo fürchterlich, als man glauben ſollte. Der Theil der Haut, z. B. auf der Schulter, wird mit Fett beſtrichen, und ein geöltes Papier darauf gelegt. Eine kleine ſilberne Platte, welche die Anfangsbuchſtaben enthält, erhitzt man über der Flamme von Weingeiſt, und drückt ſie leicht auf das Papier. Die Haut läuft auf, und dieſes Zeichen bleibt auf immer. Ein oft verkaufter Sklav iſt daher mit Schriftzügen überladen, wie ein antiker Obeliſk.

Nach dieſer traurigen Cerimonie ſchickt man die Sklaven zu ihren verſchiedenen Arbeiten auf die Plantagen. Kluge Herren vertheilen aber ihre neu angekauften Sklaven (dieſe Gewohnheit herrſcht beſonders auf Jamaica und auf den däniſchen Inſeln) unter ihre ältern Sklaven. Dieſe freuen ſich der neuen Ankömmlinge, nehmen ſie in ihre Hütten und Familien auf, und lehren ſie die dortige ſogenannte creoliſche Sprache. Dieſe iſt auf den verſchiedenen Inſeln ſelbſt verſchieden. Sie iſt ein verderbtes Gemiſch der Sprachen der dort angeſiedelten Weißen, oftmals auf die ſonderbarſte Weiſe zuſammen gezogen, verkürzt, oder vielmehr verſtümmelt. Die Hauptwörter haben (auf einigen Inſeln) nur ein einziges Geſchlecht; daneben finden ſich ſonderbare zum Theil allegoriſche Redensarten. Auf den däniſchen Inſeln iſt die creoliſche Sprache ein Gemiſch vom Holländiſchen, Plattdeutſchen, Däniſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen. Zweiſilbige Wörter ſind in eins zuſammen gezogen; z. B. ſtatt Leeven, Leev; denken, denk. Man ſagt dort: Eet si stüver, (er ißt ſeine Stüver); d. i. er verzehrt ſein Vermögen. Slaap a dief me, (der Schlaf hat mich bediebet), der Schlaf hat mich überfallen. Mi ha goe honger voor kick yoe, ich habe Hunger (mich verlangt) euch zu (bekiken) ſehen. Die Sen loop na water, die Sonne geht unter, (ſie läuft nach dem Waſſer, dem Meere).

Ferner unterweiſen die ältern Plantagen-Neger die Ankömmlinge in den beſtimmten Arbeiten, und behandeln ſie

wirklich väterlich. Auch ſehen ſich die Ankömmlinge als Kinder der Familie an, nennen dieſe ältern Plantagen-Sklaven ihre Väter, und ſuchen ihnen in ihrer Haushaltung auf alle Art Hülfe zu leiſten. Nach einer kurzen Friſt gehen ſie mit ihnen zu Felde, je nachdem es nämlich zum Anbau des Zuckers, des Indigo's oder der Baumwolle iſt.

Die Einrichtung der Sklavenwohnungen iſt ſehr einfach; jedoch auf mehreren Inſeln nicht ſchlecht. Auf Antigua z. B. mauert man den Grund und die Seitenwände von Stein; das Dach iſt mit Stroh ſorgfältig gedeckt, und eine ſolche Wohnung iſt wohl ſo gut, als die Hütten der geringern Volksklaſſe in Deutſchland oder Schottland. Gewöhnlicher werden auf andern Inſeln Weſtindiens aber nur vier ſtarke hölzerne Pfeiler in die Erde getrieben. Sie ſind am oberſten Ende gabelförmig gebildet, damit ſie die Dachſparren bequem aufnehmen können. Das Dach beſtehet aus ſchief zuſammenlaufenden Sparren, und iſt mit Zweigen oder Blättern von Palmen, Cocus u. dgl. gedeckt; zum Boden dient nur die bloße Erde; die Wände ſind von Lehm mit Zweigen durchflochten. Dieſe Wohnungen, welche auf jeder Plantage ein eignes Dorf von 50 oder mehr Häuſern ausmachen, ſind häufig mit Orangen- und andern wohlriechenden ſchönen Bäumen des dortigen ſchönen Himmels untermiſcht, und ſo unterſcheidet ſich ein ſolches Sklavendorf faſt gar nicht von denen, welche der freie Schwarze in ſeinem Vaterlande errichtete; denn in vielen derſelben ſtehen die Häuſer gleichfalls in Reihen geordnet.

Es iſt, ſagt Oldendorp, nichts Ungewöhnliches, in dem Hauſe eines wohleingerichteten Negerſklaven einen Tiſch, etliche Stühle, Kiſten und andern Hausrath zu ſehen. Zum Schlafen wird eine Kavanne, d. i. eine Matte von Schilf, auf die Erde gebreitet. Hierauf genießen die müden Sklaven mit und durch einander ihre Ruhe. Bei einigen noch beſſer eingerichteten Negern iſt aber für die Aeltern eine eigene hölzerne oder aufgemauerte Bettſtelle vorhanden; die Kinder ſchlafen dann in dem Vorhauſe. Auf Jamaica haben ſogar mehrere Sklaven Vorhängebetten mit Fliegen- oder Musquitonetzen, auch feineren Hausrath; jedoch iſt dieß nur von den Hausſklaven zu verſtehen.

Bei einem Negerdorfe der Feldſklaven weiſen vernünftige Herren jeder Familie ein eignes Feld zum Anbau an. Dieſes iſt ſo groß, daß es dem fleißigen Neger noch einen Ueberſchuß über den nothwendigen Unterhalt gewährt, wodurch er ſich dann andere Bequemlichkeiten verſchaffen kann.

Dieſe Einrichtung überhebt den Herrn aller ferneren Sorge für den Unterhalt ſeiner Sklaven. Letztere hingegen genießen auf dieſen ihren eigenen kleinen Plantagen einer gewiſſen Freiheit, welche ſie zu höherer Induſtrie anſpornet, und ihnen zu-

gleich Anhänglichkeit an ihren Herrn und deſſen Pflanzungen einflößt.

Die Hauptgewächſe eines ſolchen Negergartens oder Feldes ſind die Manihot (Cassavi) *), Pataten, Yams und Maiz, türkiſches Korn. Hiezu kommen die wildwachſenden ſchmackhaften Früchte des dortigen Klimas, und die vielen Krebſe und Fiſche, welche ſich ihnen mit leichter Mühe darbieten. Unter letztern ſind beſonders die kleinen Silberfiſche, Pisket, in großer Menge zu haben; ſie beſitzen die vorzügliche Eigenſchaft, getrocknet lange eßbar zu bleiben. Daneben mäſten viele Negerfrauen Schweine und Hausgeflügel, durch deren Verkauf auf dem Markte ſie in den Stand geſetzt werden, andere Bedürfniſſe einzuhandeln.

Auf gut eingerichteten Plantagen bezahlt der Herr einen eigenen Wundarzt für die Kranken, errichtet deshalb auch ein eigenes Hoſpital.

Auch erhalten ſie anſtändige Kleidung; die männlichen Sklaven nämlich lange Beinkleider von grober Leinwand, auch wohl ein Hemd; die Weiber einen Rock und Jacke. Kopf und Füße ſind gewöhnlich bloß; jedoch umwinden ſich mehrere den Kopf mit einem Tuche. Ihr ſonntäglicher, feſtlicher Anzug beſteht auf den däniſchen Inſeln bei den Männern noch überdieß in einem kurzen Rocke und Bruſttuche, nebſt einer weſtindiſchen Mütze; bei den Weibern aber in einem Hemde, einem zweiten Rocke und einem Halstuche.

Auf vielen der übrigen Inſeln iſt man indeß nicht ſo freigebig gegen die Schwarzen. An der beſſern Lage der unglücklichen Afrikaner in den däniſchen Colonien haben aber die Mähriſchen Brüder ganz vorzüglichen Antheil. Dieſe würdigen Menſchenfreunde bearbeiten mit raſtloſem Eifer, zur Ehre der Religion, faſt die ganze bekannte Erde. Die ewigen Eisgefilde Grönlands; der glühende Sand von Afrika; die Tödtlichkeit der feuchteſten Theile beider Indien; die Anthropophagie der Canibalen der neuen Welt; die zügelloſe Ausſchweifung der Inſulaner des Südmeers; der Deſpotismus des Orients, die Inquiſition des alten Bigottismus, Ungemach, Krankheit, Verluſt des Vermögens, Verluſt aller Bedürfniſſe, ja Verluſt des Lebens, kurz Alles, wodurch Kunſt und Natur ihre edle Abſicht gleichſam bekämpft, bietet ihrem Feuereifer, rohe Menſchen zu civiliſiren, ſie durch die wohlthätige Chriſtuslehre in ruhige Bürger und ſich hülfereichende Brüder umzuſchaffen, nur Stoff zu neuen Trophäen.

Als der Neger Anton (im Jahre 1731) von Copenhagen aus, die Brüdergemeinde in Herrnhut um ihren Beiſtand zum Unterricht ſeiner vormaligen Mitſklaven auf St. Thomas bat,

*) Man ſehe weiter unten die Beſchreibung.

ſtanden gleich mehrere der Brüder zu der weiten Reiſe nach dem unbekannten, heißen, bösartigen Himmelsſtriche bereit; und als er ihnen, freilich ohne hinreichenden Grund, anzeigte, daß die Lehrer der Sklaven ſelbſt Sklaven zu werden verbunden wären, ſo ſchreckte dieſer furchtbare Gedanke, Verluſt der Freiheit, die edlen Enthuſiaſten nicht von ihrem Vorſatze zurück.

Wenn man auf den unbedeutenden kümmerlichen Anfang der erſten Miſſion durch zwei nach St. Thomas hingeſandte Brüder Acht hat, wenn man dabei die häufigen Mißhandlungen und Todesgefahren lieſet, welchen die Miſſionäre ſelbſt von den dortigen chriſtlichen Pflanzern ausgeſetzt waren, ſo bewundert man mit Recht den Sieg der Ausdauer.

Schon 1753 war die Zahl der erwachſenen chriſtlichen Neger dort gegen 500; und ihre Bekehrung beſtand wahrlich nicht allein in der Taufe und dem Abendmahl; ſie waren fleißige Diener und Arbeiter, redliche Bürger, gute Hausväter geworden und ſogar von vormaligen Polygamen in treue Eheleute umgeſchaffen; ſie ertrugen ihr oft hartes Schickſal durch den hohen Troſt, den die erhabnen Lehren Chriſti einflößen, mit Muth und Gelaſſenheit. Noch mehr: die Lehren dieſer Menſchenfreunde wirkten ſelbſt auf die Tyrannen der Sklaven, auf böſe Herren und böſe Aufſeher derſelben. Viele der erſten hielten anfangs die Neger von ihrer Bekehrung und dem Gottesdienſte der Brüder zurück; ja ſie geißelten ſie im Uebertretungsfalle. Als aber die chriſtlichen Neger ihnen treu dienten, als die Miſſionäre dieſe durch jene Unmenſchen zur Verzweiflung Getriebenen, vom Entlaufen und ſogar von der Rebellion zurück hielten, da fühlten ſie den Werth des praktiſchen Chriſtenthums, und begünſtigten die Bekehrung ſo ſehr, daß 1768 alle drei däniſche Inſeln 4560 chriſtliche Neger enthielten. Hätten die Miſſionäre nur auch viele der chriſtlichen Pflanzer ſelbſt zu bekehren vermocht! Indeß machte doch ihre Lehre bei Manchen Eindruck und milderte ihre Härte gegen die Sklaven, die bei ihrer Lage in Weſtindien unter vielfachem Drucke ſeufzen.

Die weitere Auseinanderſetzung ihrer dortigen Behandlung wird letzteres bezeugen. Bei der Arbeit der Sklaven herrſcht nach der Natur der Pflanzungen einige Verſchiedenheit.

Zuerſt ſondert man die Hausneger, die Handwerksneger und die Feldneger völlig von einander ab. Der Handwerks-Neger iſt bereits oben gedacht. Die Hausneger machen eine höhere Klaſſe als die Feldneger aus, und verſehen die Dienſte der männlichen und weiblichen Hausbedienten. Diejenigen, welche nicht als wirkliche Bediente in dem Hauſe ihrer Herren ſchlafen, haben ihre Hütten gleich daneben im Hofe. Sie werden entweder aus der Küche der Herrſchaft geſpeiſet, oder man zahlt ihnen etwa 12 ggr. wöchentlich dafür. Sie ſind reichlicher und beſſer gekleidet als die Feldneger.

Letztere werden nun nach verſchiedenen Klaſſen geordnet. Bei einer Zuckerplantage gehören zu der erſten Bande (Gang) oder Abtheilung, die ſtärkſten Männer, Jünglinge und Weiber. Dieſe müſſen das Erdreich umarbeiten, die Löcher zu den Pflanzen machen, und in der Zuckererntezeit thun ſie die ſchwerſten Arbeiten, wovon nachher die Rede ſeyn wird.

Die zweite Abtheilung begreift junge Knaben und Mädchen, ſchwangere Frauen und geneſende Neger. Sie werden gebraucht zum Jäten, nämlich zur Reinigung der Zuckerfelder vom Unkraute.

Die dritte Bande beſteht endlich aus Kindern, welche unter der Aufſicht einer verſtändigen alten Negerin angewieſen werden, Gras und anderes Futter für Schweine und Schaafe zu ſammeln; auch braucht man ſie wohl zum Jäten im Garten. Ihre Beſchäftigung zweckt nicht ſowohl auf Arbeit ab, als nur ſie vom Müßiggange abzuhalten.

Frühmorgens beim Aufgange der Sonne gibt der Aufſeher, Commandeur oder Bomba, das Zeichen zum Aufſtehen mit der Glocke, oder er bläſt auch auf einigen Inſeln auf dem Tutu; um fünf Uhr marſchiren die Neger zur Feldarbeit. Sie ſtellen ſich ſodann mit Hacke, Grabſcheit und andern Ackerinſtrumenten zur Arbeit ein.

Auf den däniſchen Inſeln wird um 8 Uhr eine Pauſe von einer halben Stunde gemacht. Bei dieſem Frühſtück, welches aus gekochten Yams, Platanen u. dgl. von eigenen Negerinnen bereitet und mit Cayennepfeffer gewürzt wird, pflegen ſich gewöhnlich diejenigen Neger wiederum einzufinden, welche aus Faulheit oder aus Furcht der Strafe, wegen Verſpätung beim Aufſtehen, ſich entfernt haben. Der Bomba züchtigt ſie bald mit mehr bald mit wenigern Streichen. Die Urſache ſolcher Vergehungen liegt hauptſächlich in der Natur des Negers ſelbſt. Dieſer fürchtet ſich vor jeder Kälte, und erkranket leicht durch einen kühlen Morgen. Eben daher wird Manchem, wenn er ſich bei dem Bomba entſchuldigt, die Züchtigung erlaſſen.

Nach eingenommenem Frühſtück geht die Arbeit fort bis zu Mittag, da man ihnen zwei Stunden zum Eſſen und zur Erholung zugeſtehet.

Das Mittagseſſen, gleichfalls von jenen Köchinnen bereitet, hat gewöhnlich vor dem Frühſtück den Vorzug, daß die Neger die ihnen wöchentlich ausgetheilten Heringe oder andere geſalzene Fiſche hinzuſetzen.

Nachmittags geht die Arbeit fort bis zum Untergang der Sonne, alſo dort etwa bis 6 Uhr. Auf mehreren Inſeln nehmen die Neger ein ſtärkeres Abend= als Mittagsmahl ein. Auch geſteht man ihnen zu Zeiten etwas Rum zur Erholung zu.

Auf Jamaica, bezeugt B. Edwards, darf der Neger nachher ſofort der Ruhe genießen. Allein auf ſehr vielen der

übrigen Inſeln ſieht er ſich gezwungen, zwei Bündel Gras für das Vieh zu liefern. Bei der zehnſtündigen Arbeit, und bei der Schwierigkeit auf dem verbrannten Lande hiezu hinreichendes Gras zu ſammeln, und deshalb oft viele Wege zu machen, veranlaßt dieſes traurige Geſchäfte die häufigſten Züchtigungen. Iſt der Commandeur oder Bomba ein harter Menſch, welches nur zu oft der Fall iſt, ſo ſeufzen die Unglücklichen unter den entſetzlichſten Hieben.

Außer dem Sonntage und den Feſttagen geſteht man ihnen auf den däniſchen Inſeln den halben Sonnabend für Feierſtunden und zu Bearbeitung ihrer eigenen Ländereien zu. Auch auf einigen andern Inſeln haben gutmüthige Herren dieſe Billigkeit; und mithin iſt die Arbeit der Feldneger in der gewöhnlichen Jahrszeit nicht ſo übertrieben. Auch iſt ihre Koſt nicht ſchlecht.

Fleißige Neger auf Jamaica haben es in ihrer Gewalt, durch den Ertrag des dort ſo trefflichen Bodens ihrer kleinen Pflanzungen viele Bequemlichkeiten des Lebens einzutauſchen. Sonntags ſieht man zu dieſer Abſicht auf dem Markte von Kingſton (dem Hauptorte) gegen 10000 Neger mit ihren Naturprodukten in voller Thätigkeit; auch bringen ſie verſchiedene von ihnen verfertigte Waaren, welche ſie in den Freiſtunden arbeiten, z. B. Stühle, Matten, Körbe, irdene Gefäße. Man hat aber dort faſt kein Beiſpiel, daß ein Herr ſich des Privatvermögens ſeines Negers bemächtiget hätte; ſelbſt bei ihrem Tode ſteht es ihnen frei, darüber nach Willkühr zu diſponiren.

Zum Ruhme des Gouvernements von Jamaica und einiger andern engliſchen Inſeln muß man geſtehen, daß dort, beſonders in den letzten Zeiten, mehrere ſchätzbare Geſetze zum Schutze der Neger gegeben ſind. Es wird in einer eignen Verordnung (Act. 1787) nicht nur ſtrenge anbefohlen, daß die Neger gut genährt, gekleidet, zur chriſtlichen Religion und Unterricht angehalten, ihre Ehen befördert, daß ſie in ihren Krankheiten geſchont, gepflegt und durch eigene Wundärzte geheilet werden ſollen, ſondern die Strafen ſelbſt ſind beſtimmt. Für ein geringes Verſehen kann ein Sklave nur mit 10 Streichen beſtraft werden; für gröbere höchſtens mit 39, (wie im moſaiſchen Geſetze). Die Aufſeher, die dieſe Geſetze überſchreiten, werden hienach ſelbſt beſtraft; die Herren dürfen ſich nicht unterſtehen, ihre Sklaven zu mißhandeln; ſie werden mit Geld- und Leibesſtrafen wegen Verſtümmelung ihrer Sklaven belegt.

Auf Grenada iſt ein eigenes Gericht zum Schutz der Sklaven (Guardians of the Slaves) von drei Landbeſitzern niedergeſetzt, welche ſich eidlich verbinden müſſen, über die Aufrechthaltung der Geſetze, zu Gunſten der Neger, zu wachen.

Dieß Alles iſt aber nicht bloß etwa zur Schau aufgeſtellt.

Unter mehreren Beiſpielen mögen dieß folgende beweiſen. Im Jahre 1778 ward auf Kingſton ein freier Mulatte, welcher einen Negerſklaven gemißhandelt hatte, öffentlich ausgepeitſcht. Das Jahr zuvor ward der Herr von zweien Sklaven, welche er durch Schläge verkrüppelt hatte, gerichtlich um 100 Pfund Sterl. für jeden geſtraft.

1776 ward der Eigner eines Sklaven, weil er ihn getödtet hatte, gerichtlich als ein Mörder verurtheilt und hingerichtet. Ein Anderer, der ſeinen Sklaven im Trunke umbrachte, ward, um gehangen zu werden, in Eiſen gelegt. Er fand aber Mittel zu entkommen, und brachte ſich ſelbſt ums Leben.

Auch ſchon in den früheren Zeiten fühlten andere chriſtliche Regierungen die Ungerechtigkeit der willkührlichen Behandlung der Sklaven.

Ludwig XIII. mißbilligte den Sklavenhandel ſehr; nur allein deſſhalb bewilligte er ihn, weil man ihn überredete, man könne die Neger dadurch allein zum Chriſtenthume bekehren. Er verbot aber jede harte Behandlung der Neger. Auch Ludwig XIV. nahm durch ſein Geſetzbuch für die Neger (Code noir 1724) letztere ſehr in Schutz. Ein Hauptpunkt war auch hier der Unterricht in der Religion. Jeder Neger, der von ſeinem Herrn nicht gut genährt oder unbillig behandelt ward, konnte (nach dem XX. Artikel dieſes Geſetzbuches) deshalb Klage anbringen, und die Herren konnten gerichtlich verfolgt werden. Auch mußte der Herr ſeine ſchwachen, abgelebten Sklaven ernähren. Dabei wurden indeß mehrere Vergehungen der Neger viel zu hart, ja auf eine empörende Weiſe beſtraft. So wurden einem weggelaufenen Neger, wenn er vier Wochen ausblieb, die Ohren abgeſchnitten, und er ward zugleich gebrandmarkt. Beim Wiederholungsfalle ſchnitt man ihm die Kniekehle durch, und beim dritten Male ward er hingerichtet. Auch ward jedes Verſammlen der Sklaven beſtraft, ja ſelbſt an den Herren ſcharf geahndet, welche ſo etwas auf ihren Plantagen erlauben.

Auch der ſpaniſchen Nation muß man in Rückſicht der Behandlung ihrer Sklaven Billigkeit zugeſtehen. In ihren Colonien darf kein Herr ſeinem Sklaven eine Züchtigung nach Willkühr zuerkennen, wodurch viel oder wenig Blut vergoſſen wird. In jeder Provinz von Terra firma iſt ein Armenprokurator angeſtellt, der die Macht hat, jedem Sklaven, der ſich an ihn wendet, ſogleich Gerechtigkeit zu verſchaffen.

Ferner darf ein Sklave einen Herrn, der ihn ungerecht und grauſam behandelt, ſofort verlaſſen. Freilich iſt er gezwungen, die Urſache ſeiner Entweichung gerichtlich anzugeben, allein gewöhnlich wird dieſe von den Gerichten für gültig angenommen, wäre ſie auch wirklich unbedeutend. Dem Herrn wird ſodann befohlen den Sklaven zu verkaufen; aber dabei

hängt es durchaus nicht von dem Herrn ab, den Verkaufpreis zu hoch anzuſetzen; ſollte der Sklave auch noch ſo viele Talente beſitzen, höher als 300 Piaſter darf er ihn nicht anſchlagen.

Endlich kann ſich jeder Sklave ſelbſt loskaufen, ſobald er ſeinem Herrn den für ihn bezahlten Einkaufspreis, oder auch 300 Piaſter zurückbezahlt. Hiernach tritt er ſogleich in den Rang und die Vorrechte eines freien Staatsbürgers.

Auch haben die Spanier in Weſtindien ein beſonders wachſames Auge auf die Sittlichkeit ihrer Sklaven, ja es werden alle Sklavenmädchen über 10 Jahr des Nachts ſorgfältig eingeſchloſſen.

Mag nun auch gleich die Bekehrungsſucht hieran keinen geringen Antheil haben, wie denn überhaupt dieſe oft mit zu vieler Schärfe getrieben wird, ſo erwächſt hieraus dennoch ein hoher Grad von äußerer Zucht.

Nur allein den Vorwurf der Nachläſſigkeit in Rückſicht ihrer Sklaven darf man der weſtindiſchen Spaniern, beſonders auf Terra firma, machen. Sie achten einmal zu wenig auf die Nahrung und Bekleidung derſelben, und halten ihnen nicht, wie die engliſchen Coloniſten, eigene Sklavenärzte.

Uebrigens iſt es bekannt, und wohl nicht unrühmlich für die Spanier, daß ſie nie den Sklavenhandel unmittelbar getrieben, noch auch auf der Küſte von Afrika dazu eigene Niederlaſſungen errichtet haben. Sie finden es ihren Religionsgrundſätzen zuwiderlaufend. (Desponts.)

Im Ganzen ergibt es ſich daher, daß die Leibeigenen der Colonien nicht gänzlich hülflos der Willkühr ihrer Herren oder der Sklavenaufſeher ausgeſetzt ſind, oder wenigſtens ausgeſetzt ſeyn ſollten. Hört man aber gültige, rechtſchaffene Männer, welche dem Sklavenhandel entgegen ſind, ſo ſieht die Sache trauriger aus.

Dieſe Geſetze werden auf dem ganzen Umfang Weſtindiens ſo ſelten beobachtet, daß ſich vielmehr die Herren der entſetzlichſten Tyrannei ſchuldig machen.

Nur die gültigſten gerichtlichen Ausſagen mögen hier ſprechen.

Der General Tottenham war gerade auf einer engliſchen Plantage, als der ſogenannte Springer (Jumper), der peinliche Gerichtsdiener, hereintrat, und den Herrn der Plantage fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe. Er antwortete: Nein. Hierauf wandte er ſich an die Frau. Dieſe zeigte ſogleich auf zwei, dem Anſehen nach, ſehr anſtändige Negerinnen, welche bei Tiſche aufwarteten, mit dem Befehl, jeder 12 Hiebe zu geben. Vergeblich bat der General für ſie, der Gerichtsvogt nahm ſie ſofort mit ſich hinaus. Der General folgte ihnen. Sie mußten ſich ſofort von hinten gänzlich entblößen, und er hauete ſie mit einer großen Fuhrmannspeitſche

ſo heftig, daß er bei jedem Hiebe das Fleiſch mitnahm. Die armen Geſchöpfe ertrugen dieſe Marter mit unbegreiflicher Standhaftigkeit, wandten ſich nach der Execution zu dem Büttel, und dankten gutmüthig für die Strafe.

Der Cap. Scott ſah einen Neger, der auf einer Botſchaft zu lange verweilt hatte, an einem Krahne an beiden Armen aufgehangen, an beiden Füßen hingegen große Gewichte. In dieſer Stellung ward er mit dornichtem Ebenholzſtrauche ſo grauſam gepeitſcht, daß er noch am folgenden Tage über dem ganzen Leibe geſchwollen da lag und ſich von einem andern Neger die Stacheln aus dem Fleiſche ziehen ließ.

Der Engländer Coor ſahe eine andere Procedur dieſer Art. Der Delinquent (oftmals nur ein Neger, der ſich im Aufſtehen verſpätete) wird an eine Leiter gebunden, die Beine an den Seiten der Leiter, die Arme über dem Kopfe. In dieſer Stellung zerriß ihm der Bomba, vor dem Hauſe des Oberaufſehers der Plantage, durch 150 Streiche mit der großen Peitſche den Rücken und die Schenkel auf das ſchrecklichſte, und wuſch ſodann die Wunden, um den Schmerz zu erhöhen, mit Pfeffer und Salzwaſſer. Hiernach ward der Unglückliche zur Feldarbeit geſchickt!

Der Geiſtliche B. Nikolls, die Officiere Simpſon, Hall, Roſt, Giles, Smith u. a. gültige Augenzeugen verſicherten gerichtlich, daß die meiſten Sklaven, welche ſie in Weſtindien ſahen, unauslöſchliche Spuren harter Beſtrafung, tiefe Furchen auf ihren Rücken trügen.

Clappeſon, Daviſon, Rees, Fitzmaurice und Andere bezeugen, daß man mehrere ſchwangere Negerfrauen unter den Hieben abortiren ſahe, und daß viele männliche Sklaven an dem auf die entſetzliche Strafe folgenden Brande ihr Leben endigten.

Stedman war Augenzeuge, wie ein Oberaufſeher in Suriname, Ebbes genannt, eine ſehr ſchöne Samboſklavin faſt zu Tode peitſchen ließ, weil ſie ſich nicht ſeinen Lüſten Preis geben wollte. Als der Engländer für die Unglückliche bat, ließ das Ungeheuer die Anzahl der Hiebe verdoppeln. Hätte er doch den Barbaren ſelber zu Boden geſchlagen!

Es iſt aber für das Studium des Menſchen, beſonders in pſychologiſcher Rückſicht, höchſt merkwürdig, daß vorzüglich das ſchöne Geſchlecht ſich durch Grauſamkeit dieſer Art auszeichnet. Viele derſelben machen es ſich zu einem Geſchäfte, bei dem Geißeln der Sklaven beiderlei Geſchlechts gegenwärtig zu ſeyn, ja ſelbſt die Ochſenpeitſche zu führen oder auch den Bomba eigenhändig zu peitſchen, wenn er nicht hart genug zuhauet. Die Hausneger ſind wahre Märtyrer des weißen Frauenzimmers. Der Lieut. Daviſon ſahe ein Dienſtmädchen, dem ihre Dame wegen einer geringen Unachtſamkeit die

Naſenflügel mit einem Meſſer aufgeſchlitzt hatte. Eine Andere ließ dieſe Frau aus Eiferſucht ſo hart geißeln, daß ſie am zweiten Tage ihren Geiſt aufgab.

Auf Jamaica mußte ein Negermädchen, wegen eines kleinen Verſehens, in der Stube ihrer Gebieterin mit Daumſchrauben an der linken Hand nähen; das Blut floß unaufhörlich aus dem ſtets zerquetſchten Daumen auf die Erde.

Cap. Cook ſagte aus, daß die Beſitzerin einer Plantage auf Barbadoes einem Negermädchen mit ihren Strumpfbändern Kopf und Füße zuſammen band, und ſie in dieſem Zuſtande ſo ſchrecklich am Kopfe ſchlug, daß die Sklavin faſt ein Auge darüber verlor.

Ja eine zweite dieſer weiblichen Furien verwandelte das Geſicht einer ſolchen Unglücklichen mit den Hacken ihrer Schuhe in eine einzige Beule, ſtampfte ihr ſodann den Kopf in die Sitzöffnung eines geheimen Gemachs, und nur durch die Dazwiſchenkunft zweier engl. Officiere wurde ſie vom Tode gerettet. Alles dieß aus keiner weitern Urſache, als weil das Mädchen, von ihr ſelbſt auf ein ankommendes Schiff zu entehrendem Verdienſt von den Matroſen ausgeſandt, ihr hiefür nicht Geld genug zu Hauſe brachte!!

Noch andere Frauen träufelten den unglücklichen Sklaven geſchmolzenes Siegellack auf den zerhauenen Rücken; oder marterten auch die Sklavinnen aus Eiferſucht an dem allerempfindlichſten Theile des Leibes, wem ſchaudert nicht! durch Cayennepfeffer oder gar durch Feuer. Und dieſe unnatürliche Strafe zogen ſich die Sklavinnen von ihren Frauen zu, bald weil ſie eine Schüſſel oder eine Taſſe hatten fallen laſſen, bald weil ſie das Unglück hatten, einem Weißen zu gefallen.

Stedman erlebte ſelbſt folgende Geſchichte auf Surinam. Madam S. (brandmarken müßte er dieß weibliche Ungeheuer durch Anzeige ihres Namens) reiſete auf einem Fahrzeuge nach ihrer Plantage, und ward von einer Negerin begleitet, welche ihr Kind an der Bruſt hatte. Das Kind ſchrie, und alle Bemühungen der Mutter, es zum Schweigen zu bringen, waren vergeblich. „Bringt mir das Kind," ſagte die Holländerin zu der Mutter, „ich werde es ſchon ſtille machen." Dieſe übergab, ohne den mindeſten Argwohn, den unſchuldigen Säugling, und Madam S. faßte ihn bei den Beinen, tauchte den Kopf ſo lange ins Waſſer, bis es erſäuft war, und überließ den Leichnam dann ruhig dem Strome! Vor Verzweiflung außer ſich, ſprang ſogleich die Mutter in die Flut, um ihrem Daſeyn ein Ende zu machen; ſie ward aber wieder aufgefiſcht, und Madame S. ließ ſie für den Verſuch, ſich das Leben zu nehmen, peitſchen! Warum ſtürzte kein rechtlicher Menſch das europäiſche Ungeheuer ſogleich dem Kinde nach? Wenigſtens wäre doch etwas Gutes geſchehen,

denn einen Böſewicht mehr aus der Welt ſchaffen, iſt Wohlthat für die Societät.

Ohne hier weiter zu erwähnen, wie der Geiz oftmals den arbeitenden Neger vor Hunger verſchmachten läßt, wie die Rachſucht oder Eiferſucht ſolche Unglückliche martert, und wie ſehr die Geſetze dazu ſchweigen; ſo kann man ſchon hieraus auf die Beſtrafungen gröberer Vergehungen der Schwarzen auf den Colonien ſchließen.

Hebt der gemißhandelte, zur Verzweiflung gebrachte Sklave die Hand gegen ſeinen Herrn, oder auch nur gegen den Oberaufſeher auf, ſo erwartet ihn die Todesſtrafe. Und dieſe iſt, wenn er das Unglück haben ſollte, hiebei zufällig einen Weißen tödtlich zu verwunden, über alle Beſchreibung fürchterlich. Dennoch ertragen ſie die Schwarzen gewöhnlich mit unglaublicher Standhaftigkeit; ſie geben oftmals dabei keinen Laut von ſich.

Stedman gibt eine Zeichnung eines ſolchen Sklaven, der bei völliger Geſundheit, vermittelſt eines ſtarken eiſernen Hakens, an einigen Rippen aufgehangen, viele Tage lang vor Schmerz und Durſt verſchmachtete. Er leckte die von ſeinem Kopfe herabträufelnden Tropfen (es war in der Regenzeit) mit unglaublicher Gierigkeit auf. Bei dieſer entſetzlichen Marter ſchimpfte er noch vom Galgen herab auf einen Neger, welcher daneben ſtehend gegeißelt ward und deshalb ſchrie. Er ſelbſt klagte nicht, aber der Schildwache fiel es unmöglich, dieſe Jammerſcene länger anzuſehen. Sie erſchlug den Delinquenten mit der Flintenkolbe.

Ein anderer Neger, der an einer Rebellion ſchuld war, und deßhalb von vier Pferden zerriſſen ward, forderte ein Glas Branntewein, und fragte dabei: „der Branntewein iſt doch wohl nicht vergiftet?"

Stets bleibt indeß folgende tragiſche Scene eine der ſchauderhafteſten.

In Südcarolina hatte ein Neger, durch die Härte ſeines Oberaufſehers in Wuth geſetzt, letzteren erſchlagen. Dafür traf der würdige Verfaſſer der Briefe eines amerikaniſchen Pachters, den Neger gleich darauf in folgendem Zuſtande. Um die Sonnenhitze zu vermeiden, hatte der Verfaſſer bei ſeiner Reiſe durch die Staaten von Amerika, einen Fußweg durch ein ſchönes Gehölz gewählt. Hier nahm er plötzlich bei einer völligen Windſtille eine ſonderbare Bewegung der Luft wahr. Hierauf aufmerkſam gemacht, richtete er die Augen gegen einen etwas minder belaubten Platz, von woher ſie zu kommen ſchien. Die Bewegung verlor ſich, aber ich vernahm, ſagt er, einen Laut, der einer dumpftönenden Menſchenſtimme ähnlich war. Mit meiner Neugierde nahm nun meine Aengſtlichkeit zu; ich erblickte endlich in einer kleinen

Entfernung etwas, das einem Vogelbauer ähnlich ſahe, an dem Zweige eines Baums aufgehangen. Viele Zweige umher waren dort mit Raubvögeln bedeckt; ein Schuß von mir zerſtreute ſie, und nun trat ich jenem Käfige, woraus die Stimme kam, näher. Welch ein gräßlicher Anblick! In dem Käfig ein lebendig aufgehangener nackter Neger; beide Augen hatten ihm die Geier ſchon ausgehackt, am Körper hingen die abgeriſſenen Fetzen, und das Blut träufelte langſam zur Erde. So wie die aufgeſcheuchten Raubvögel ihn verließen, warf ſich ein Schwarm Weſpen und ähnlicher Inſekten auf den zerriſſenen Körper. Schrecken lief mir durch die Adern, mein ganzer Körper zitterte. Hätte ich eine Kugel gehabt, ich hätte aus Barmherzigkeit dem Elende ſofort ein Ende gemacht. Flehentlich bat das ſchaudererregende Geſpenſt um Waſſer, ſeinen innern Brand zu mildern. Ich brachte es ihm vermittelſt einer an einen Stock gebundenen Muſchel zu ſeinem ſterbenden Munde. Dank dir Weißer, rief die verlöſchende Stimme, aber ſchütte etwas Gift hinzu!

Wie lange haſt du denn ſo gehangen? fragte ich.

Zwei Tage, und ich kann nicht ſterben. Die Geier, ach! die Geier! Wehe mir!

Wie eilte ich zu der nächſten Wohnung, um Hülfe zu ſuchen; aber man behauptete dort die Nothwendigkeit ſolcher kaum denkbaren Strafe.

Es hieße den Leſer und ſich ſelbſt verkennen, wenn man dieſe Beweiſe der harten Behandlung der Neger durch Aufzählung ähnlicher und eben ſo glaubwürdiger Erzählungen verſtärken wollte. Der Gräuel ſind ſchon zu viel. Mag es daher wahr ſeyn, daß mehrere edeldenkende Herren die Freude genießen, gleich dem braven William Young, auf ihren Pflanzungen keine durch harte Strafen gefurchte Negerrücken zu ſehen; vielmehr von ihren Leibeigenen triumphirend eingeholt zu werden, an ihren Luſtparthien und Tänzen freundſchaftlich Theil zu nehmen, und von ihnen wie ein Vater angeſehen zu werden; ſtets hängt der arme Neger im Ganzen genommen noch viel zu ſehr von der Willkühr des Pflanzers, von der Laune, und dem Grade der Leidenſchaft und Bosheit des Oberaufſehers ab; und ſein jetziger Totalzuſtand iſt offenbar die Hölle auf Erden. Auch antwortete ein Neger ſeinem chriſtlichen Geiſtlichen, der ihm von Beſtrafung in jenem Leben ſprach: „Nein, Vater, nicht für uns Neger gibt es „dort Höllenpein, dieſe litten wir hier: dieſe Strafen ſind „nur allein für den Weißen, den Europäer, der ſeine ſchwarzen Mitbrüder ſo grauſam mißhandelt.“

Sich viele Jahre hindurch ruhig mißhandeln zu laſſen, dieß wäre gegen die Natur des Menſchen. Der heftige, kühne, kraftvolle, rachſüchtige Neger, der ſchon in ſeinem Vaterlande

dem Tode dreiſt in die Augen ſah, duldet daher ſicher nur ſo lange, als das Schickſal ihm durchaus keine Gelegenheit darbietet, ſich ſeinem Tyrannen entziehen zu können, um ihm zugleich durch ſeinen eigenen Tod einen beträchtlichen Verluſt zuzuziehen. Noth und Rachſucht geben ihnen hiezu indeß hundertfache Mittel und Wege an die Hand; Muth und Todesverachtung leihen Kraft zur Ausführung.

Schon in dem erſten Theil im Abſchnitt über den Sklavenhandel, zeigten ſich mehrere Beiſpiele von Negern, welche bald durch den Strang, bald durchs Ertrinken, bald durchs Verhungern, ihrem traurigen Daſeyn freiwillig ein Ende machten. Freilich wenden die Pflanzer dagegen alle, ſogar barbariſche Mittel an. So zwängen ſie denen, die ſich weigern, Nahrung zu ſich zu nehmen, die Zähne gewaltſam von einander, oder ſie halten ihnen glühende Kohlen vor den Mund; diejenigen aber, welche ſich durch Verſchlucken von Erde oder Thon langſam hinzurichten ſuchen, ſahe Iſert eine bleierne Maske um den Kopf tragen, zu welcher der Oberaufſeher den Schlüſſel hatte; ein Paar Luft- und Augenlöcher erlaubten dem Sklaven zu arbeiten.

Werden ſie bei den übrigen Verſuchen zum Selbſtmorde ergriffen, ſo beſtraft man ſie durch ſchreckliches Geißeln. Geſcheidtheit war indeß auch hiebei oftmals wirkſamer als jede Art von Vorſicht und Strenge, wie dieß folgende merkwürdige Geſchichte bewährt.

Ein engliſcher Pflanzer vernahm durch einen Sklaven, der ihm getreuer war als die übrigen, daß alle Neger ſeiner Plantage, obgleich ſie nicht tyranniſch behandelt waren, dennoch den Entſchluß gefaßt hätten, auf einmal ihrem Sklavenſtande ein Ende zu machen.

Die Religion der meiſten Negervölker lehrt einen Zuſtand nach dem Tode, ein glücklicheres Daſeyn. Aber ſie lehrt auch eine der jetzigen ähnliche Exiſtenz. Daher rühret hauptſächlich jenes *) Erwürgen der Frauen und der Hausſklaven bei dem Grabmale der Negerfürſten, ſo wie jene auf die Gräber geſtellten Speiſen; ſie geſchehen bloß in der Hinſicht, daß der Fürſt auch ſodann ihrer bedürfen werde.

Die Plantagen-Neger wollten ſich an einem beſtimmten Tage alle zu gleicher Zeit in einem ſchönen Gehölze erhängen, um bald in dem glücklichern Zuſtande zu erwachen.

Der Pflanzer, von allen Umſtänden genau unterrichtet, ließ demnach, ohne gegen die Sklaven hievon das mindeſte zu äuſſern, große Vorbereitungen machen. Eine Menge Ackerwerkzeuge wurden zuſammen gehäuft, ſo wie eine Menge Lebensmittel. Er ſelbſt machte ſeine letzten Einrichtungen auf eine

*) Man ſehe Theil I. S. 98.

ſolche Weiſe, daß dieß den Sklaven nicht gänzlich verborgen bleiben konnte.

Als endlich der entſcheidende Tag herannahete, befahl er allen Sklaven, ihm nebſt jenen Sachen in das beſtimmte Gehölz zu folgen.

Die Neger traten voll Erſtaunen ihren Zug dorthin an. Wie ward dieß aber nicht erhöhet, als ihr Herr ſie auf folgende Weiſe anredete:

„Ihr wißt, wie mühſam es mir wird, durch meine Plan„tage mich anſtändig zu ernähren. Ihr wißt, daß ich euch „nie hart angeſtrengt habe, um größern Gewinn zu erhalten. „Ihr ſeyd, wie mir der große Geiſt kund gethan hat, geſon„nen, euer Leben zu endigen, um euch in eine beſſere Welt zu „verſetzen. Aber auch ich bin hiezu entſchloſſen. Ich werde euch „ſogleich folgen. Ihr werdet mir vorangehen, ihr werdet dort „wiederum, wie ihr wißt, meine Sklaven werden, und ich „werde alsdann durch härtere Arbeit, durch härteres Anſtren„gen eurer Kräfte einen weit größeren Gewinn ernten, ein weit „reicherer Pflanzer werden. Sehet dort jenen Baum habe „ich mir auserleſen, daran ſoll mir ſofort dieſer Strick mein „jetziges Leben endigen; eilet daher nur euer Vorhaben aus„zuführen.“

Die Neger, verſtummt über die Entdeckung ihrer Verſchwörung, und daneben innigſt durch ihre Religion von der Wahrheit der ihnen angekündigten künftigen Lebensart überzeugt, ſtürzten alle vor ihrem Herrn auf die Knie nieder, baten ihn flehentlich, ſich nicht ſelbſt das Leben zu nehmen, und gelobten ihm, unter dem bei ihnen gewöhnlichen feierlichen Eide, gleichfalls weiter nicht an den Selbſtmord zu denken, ſondern durch Treue und Thätigkeit den Gewinn der Plantage zu erhöhen.

Die gewöhnlichſte Wirkung der harten Behandlung der Neger iſt ſtets das Entlaufen, oder wie es dort heißt, das Maron-Laufen. Hierdurch iſt im Innern einiger weſtindiſchen Kolonien eine höchſt merkwürdige Einrichtung entſtanden, die wohl allgemeiner gekannt zu werden verdienet. Es haben ſich nämlich eigene Arten von Negerrepubliken gebildet, die, obgleich von viel tauſend ihnen weit überlegenen Feinden umgeben, dieſe dennoch durch die bewundernswürdigſte Tapferkeit, oder vielmehr Tollkühnheit, und eiſerne Beharrlichkeit gezwungen haben, ihnen mehr als einmal eine unabhängige Exiſtenz zuzugeſtehen.

Zwei ſolcher merkwürdigen Maſſen von Maron-Negern finden ſich, die eine auf Jamaica, die andere in den holländiſchen Niederlaſſungen des feſten Landes von Süd-Amerika.

Der Name Maron-Neger bedeutet nach Einigen, Neger, die wie Affen (Simaran ſpan. ein Affe) in der Wildniß

leben; nach Andern ſoll er davon herrühren, daß dieſe entlaufenen Neger ſich beſonders mit dem Jagen der wilden Schweine abgeben; da Marrano im Spaniſchen ein junges Schwein bedeutet.

Als Cromwell 1655 Jamaica von den Spaniern eroberte, zogen ſich 5000 Plantagen-Neger in das Innere der Gebirge zurück und machten ſich unabhängig. Schon im folgenden Jahre mußten die Engländer die traurigen Folgen hievon erfahren. Dieſe Neger thaten ungereizt heftige Ausfälle gegen ſie, und handelten ohne Anſehen des Alters und Geſchlechts gegen die Pflanzer mit der ganzen Brutalität des blutgierigen Negers, ohne daß man bei ſo rohen Menſchen Hoffnung hatte, ſie durch irgend einen Traktat einſchränken oder binden zu können. Man war gezwungen, ſie mit beträchtlicher, geübter Mannſchaft anzugreifen, und gewann endlich ſo viel, daß ihr Hauptanführer, Juan de Bolas, nebſt dem größten Theile dieſer Waldneger ſich nach zugeſtandenem Pardon und Freiheit ergaben. Ein beträchtlicher Theil derſelben blieb aber in den Wäldern der hohen Gebirge hartnäckig zurück, und dieſe bildeten dort den Kern der ſeitdem ſogenannten Maron-Neger.

Sie wuchſen durch die ſtets von ihren neuen Herren, den Engländern, entlaufenen Neger; ſie wurden daher den Pflanzern faſt mit jedem Jahre furchtbarer.

Zwar ſchickte man Truppen gegen ſie. Allein ihre Kenntniß des Innern, ihre Geſchicklichkeit, die ſteilſten Gipfel zu erklettern, die verborgenſten Klüfte zu ihrem Rückzuge zu benutzen, zogen dieſe gefahrvollen Kriege in die Länge, ohne den Flüchtlingen merklichen Abbruch zu thun. Sie wurden hiedurch nur kühner. Sie ermordeten jeden Weißen, deſſen ſie habhaft werden konnten, fielen des Nachts über die Plantagen her, ſetzten alles in Feuer und Flamme, und hieben ſogar das Vieh nieder, deſſen ſie ſich nicht bemächtigen konnten.

So dauerte dieſe grauſame und für die Pflanzer traurige Fehde, und koſtete bis 1730 den dortigen Pflanzern bereits 240,000 Pf. Sterling.

Um dieſe Zeit waren die Maron-Neger aber unter einem eigenen talentvollen Anführer, Cudjoe genannt, zu einer ſo äußerſt gefährlichen Stärke gediehen, daß man ſich genöthiget fand, die geſammte Miliz noch mit zwei brittiſchen Regimentern zu unterſtützen; dieß hatte auch in ſo fern gute Wirkung, daß die Maron-Neger hin und wieder geſchlagen wurden. Dennoch nahmen ſie im Ganzen eher zu als ab; errichteten in den weniger zugänglichen Theilen des Innern anſehnliche Niederlaſſungen und Pflanzungen von Lebensmitteln (beſonders im Clarendonſchen Gebiete), übten, von dort aus, die größten Frevel gegen die Pflanzer aus, und entführten die Neger der Coloniſten.

Die Lebensart der Maron-Neger iſt höchſt merkwürdig, und ihre Kriegskunſt ſo außerordentlich, daß es allen regulirten Truppen äußerſt beſchwerlich, ja ohne ſehr großen Verluſt völlig unmöglich fallen muß, weſentliche Vortheile über ſie zu gewinnen. Beides verdient hier eine kurze Anzeige.

Tag und Nacht in den Wäldern, Gebirgen und Klüften, ſind ſie den größten Theil ihres Lebens jeder Witterung ausgeſetzt. Sie gewöhnen ihre Körper durch ſtetes Umherſtreifen zu den erſtaunlichſten Strapazen, und erhalten eine bewundernswürdige Gewandtheit und Muskelkraft; die beiden Hauptſinne, das Geſicht und das Gehör, welche ſie unaufhörlich anzuſtrengen verbunden ſind, übertreffen daher weit die ihrer Feinde, während daß ihre ſchlechte und kärgliche Koſt ihren Geſchmack und ihren Magen faſt gegen alles gleichgültig macht.

Durch dieß alles erwächſt eine große, ſtarke, ſchöne Menſchenrace von männlicher Kraft und größter Ausdauer.

Ihre Kriegskunſt iſt ſolchen Körpern und dem dortigen Lokal vollkommen angemeſſen. Kein Schlupfwinkel, keine ſchwer zu erklimmende Höhe iſt ihnen unzugänglich. Den geringſten kaum bemerklichen Pfad betreten ſie mit Sicherheit. Selbſt jeden bedeutenden Baum wiſſen ſie als Vormauer oder Hinterhaltsort zu benutzen, und ihre feinen Sinne entdecken ihnen die Feinde in der größten Entfernung.

Ihre Gewandtheit und tägliche Uebung macht ſie nicht bloß zu Scharfſchützen; in jeder Lage wiſſen ſie zu treffen. Um dem Schuſſe des Feindes auszuweichen, werfen ſie ſich mit dem abzudrückenden Gewehre auf die Erde, ſie rennen und klettern damit, und in allen dieſen ſchweren Stellungen faſſen ſie mitten durch die Blätter mit größter Gewißheit ihren Mann. Sie verſchwinden eben ſo plötzlich als ſie erſchienen ſind, und in Augenblicken, wo man ſie ganz und gar nicht ahnet, brechen ſie hervor. Werden ſie Herren vom Kampfplatze, ſo würgen ſie mit unbeſchreiblicher Grauſamkeit, und verheeren alles Nutzbare; daher ſind ſie für die einzelnen Plantagen höchſt gefährlich. Ziehen ſie aber den Kürzern, ſo iſt es faſt unmöglich, ſie bis zu ihren Schlupfwinkeln und Hauptſitzen zu verfolgen. Kurz, ſie ſind als Sieger ſchrecklich, und als Beſiegte gleich darauf wiederum eben ſo furchtbar.

Gegen dieſe Menſchen ſcheiterte die Tapferkeit und die Taktik der brittiſchen Völker, welche nur an einen regelmäßigen Krieg gewöhnt waren; und da die naſſe Jahrszeit ſo tödtliche Krankheiten unter dieſen, dem Klima nicht angearteten Leuten hervorbrachte, ſo ward ein großer Theil derſelben aufgerieben oder doch zum Dienſte unfähig.

Man wählte daher eine andere Methode des Krieges. Es wurden hin und wieder an den wichtigſten Plätzen kleine hölzerne Forts, Blockhäuſer oder Barracken angelegt und mit

Truppen beſetzt. Einer jeden dieſer kleinen Beſatzungen von Soldaten und treuen Negern theilte man mehrere Hunde zu, welche die Feinde weit witterten und ſie aufſpürten; und hiebei wurden zugleich einige hundert Indianer von der Musquitoküſte, welche an dieſe Gefechte der Wilden im Walde gewöhnt waren, in Dienſt genommen.

Alle dieſe Mittel waren durch Tapferkeit und Ausdauer ſo wirkſam, daß der Gouverneur Trelawny im Jahre 1738 den berühmten Chef der Maron Neger, den Cudjoe, endlich zu einem Frieden nöthigte. Die Häupter dieſer Waldneger trafen in ihrem Hauptſitze bei dem Gouverneur zuſammen, legten die Waffen nieder, und beſchworen feierlich den Frieden. Es wurden ihnen, nebſt Trelawny Stadt, viele Ländereien zugeſtanden, die ſie als Zucker-, Caffee-, Baumwollen- und andere Plantagen, als völlig freie Leute benutzen durften. Dagegen ſollten ſie ſtets in Frieden mit der Colonie bleiben, und die Oberherrſchaft des Königs von England und ſeiner dortigen Regierung anerkennen; alle zu ihnen entlaufende Neger zurückgeben; der Colonie bei einem etwanigen Aufſtande der Sklaven zu Hülfe kommen, und im Falle ſie ſich durch die Pflanzer beleidigt, oder umgekehrt, fänden, die Sache der Entſcheidung der dortigen Regierung überlaſſen.

Dieſer Friede hatte ſehr lange gedauert, als 1795 die den Maron-Negern unbillig ſcheinende öffentliche Beſtrafung eines ihrer Mitglieder einen Vorwand zu dem letzten neuen blutigen Kriege an die Hand gab. Wahrſcheinlich mochte die franzöſiſche Revolution, und die dadurch den Negern zugekommenen Ideen von allgemeiner Freiheit und Gleichheit, ſo wie die Nachrichten, welche ſie von der Aufhebung des Sklavenhandels von England aus hörten, das Ihrige dazu beitragen. Genug, nach einer förmlichen Kriegserklärung, worin ſie ſich über jene Mißhandlung und Entehrung der Ihrigen beſchwerten, nach verſchiedenen künſtlich erdachten Ausflüchten und Unterhandlungen, fingen ſie die Fehde plötzlich an. Sie hatten daneben alle Mittel angewandt, einen allgemeinen Aufſtand der Plantagen-Neger zu bewirken, und dieſe wurden hiezu ohne Unterlaß durch europäiſche Emiſſaire zu gleicher Zeit angefeuert. Man denke ſich daher die Größe der Gefahr für die ganze Colonie! Der Muth und die Geſcheidtheit des Gouverneurs, Lord Bellcarres, rettete ſie indeß. Nach einer feierlichen Erklärung gegen alle Aufrührer, begann der Krieg. Der Anfang war auch dießmal zu Gunſten der Maron-Neger. Sie richteten große Verwüſtungen an, erſchlugen viele Weiße, und manches einzelne Truppenkorps ward von ihnen in Hinterhalte gelockt und aufgerieben.

Indeß verlor der Feind beſonders dadurch den Muth, daß man ihm die Lebensmittel ſehr erſchwerte, und viele der Ael-

teſten unter den Maron-Negern übergaben ſich den Engländern mit der Aeußerung: „der Teufel ſey in ihre Jugend gefahren, denn nur dieſe wollten die Fortſetzung des Krieges.“

Die Zugänge zu den innern Sitzen und Magazinen dieſer Aufrührer waren äußerſt beſchwerlich, ja gefahrvoll; die erſten waren von den ſchroffſten Gebirgen umgeben; die letztern beſtanden aus mehrere hundert Fuß ſich in die Felſen ſenkenden Höhlen. Dieſer Schwierigkeiten ungeachtet, machten die Unmenſchlichkeiten, welche ſie ununterbrochen gegen die Pflanzer verübten, ihre gänzliche Vernichtung nothwendig. Der Gouverneur verfiel daher auf daſſelbe Mittel, deſſen ſich die Spanier gegen die unſchuldigen Urbewohner dieſer Inſeln mit ſo ſchrecklichem Erfolge bedient hatten. Er entſchloß ſich, viele hundert dazu abgerichtete Hunde von dem ſpaniſchen Amerika kommen zu laſſen.

Ein anderer Umſtand kam faſt um eben dieſelbe Zeit den Engländern zu Hülfe. Nach einem Verluſte von zwei engliſchen Obriſten, ward das Commando dem General **Walpole** zu Theil. Dieſer kluge Mann bemerkte, daß zwar die Hauptſitze der Maron-Neger ſchwerlich mit Gewalt zu erſteigen wären, daß es aber dagegen nicht ſchwer ſey, ihnen das Waſſer abzuſchneiden. Hiemit fing er ſeine Operation an.

Zwar hat die vorſichtige Natur auf eine höchſt merkwürdige Art in dieſen dürren Felſen für eigene Waſſerbehälter geſorgt, wodurch ſich denn auch die Maron-Neger eine Zeitlang mit dem beſten Erfolge erhielten.

Solche Waſſerbehälter ſind nämlich die Blätter mehrerer Arten der dort wild wachſenden Tillandſien (beſonders die Tillandsia utriculata, wie auch die T. serrata Linn.). Dieſe Schmarotzerpflanzen umfaſſen die Bäume, welche ihnen zum Erdreich dienen, und ihre Aloe ähnliche Blätter von drittehalb Fuß, bilden mit ihrer breiten Grundlage eine ſchlauchartige Höhlung, in welcher ſich das Regenwaſſer ſammlet, und ſehr lange darin friſch bleibt. Jedes große Blatt kann faſt ein Quartier Waſſer enthalten, und da es oben nur eine ſehr kleine Oeffnung hat, ſo verdunſtet es außerordentlich langſam. Zu dieſen ſo wohlthätigen Waſſerbehältern der heißen Zone eilen, in den dürren Zeiten, die Affen und Vögel, um ihren Durſt zu löſchen, und ſelbſt der Menſch ſieht ſich oft in der Nothwendigkeit ſeine Zuflucht zu ihnen zu nehmen.

Hiedurch allein erwehrten ſich die Maron-Neger, denen nun alle übrige Päſſe zu den Quellen und Flüſſen abgeſchnitten waren, eine Zeitlang des tödtlichen Durſtes.

Indeß waren ſchon Viele von ihnen des Elends überdrüſſig, als gerade zu dieſer ſchicklichen Stunde in der Montego-Bay 40 ſpaniſche Jäger mit 100 Hunden landeten.

Da dieſe furchtbaren Thiere eine ſo wichtige Rolle in den

Kriegen mit den Maron-Negern ſpielen, ſo fordert man mit Recht hier einige Erläuterung über ſie, und über die Methoden, wodurch unſere geſchliffene Bosheit es vermogt hat, den edelſten, dem Menſchen ſo innigſt zugethanen Liebling in ein ihm feindliches, gräßliches Ungeheuer zu verwandeln.

Schon in den früheſten Zeiten der Eroberung der neuen Welt hatten die Spanier eigene Hunde zum Angriff auf die unſchuldigen, nackten Amerikaner abzurichten gewußt. Selbſt Colon bediente ſich derſelben im März 1495 gegen die Indianer von Hayti (St. Domingo); aber weit unmenſchlicher wandten ſie Soto und die Pizarren bei der Eroberung von Florida und Peru an. Wahrſcheinlich ſind hiezu mehrere Hunderacen benutzt. Einige Schriftſteller damaliger Zeiten reden von großen Windhunden, andere von ſtärkeren Racen, in neueren Zeiten ſoll man große Wolfshunde dazu abgerichtet haben.

Wie die ältern Würger der Amerikaner die Hunde zu dem Menſchenmorden und Zerfleiſchen abgerichtet haben, iſt nicht beſtimmt bekannt.

Von der Abrichtungsmethode der Neueren gibt uns hingegen Rainsford folgende Nachricht.

Waren die jungen Hunde von der Mutter hinweggenommen, ſo ſperrte man ſie ſofort in einen Hundeſtall ein, deſſen Vordertheil aus Gitterwerk beſtand, und fütterte ſie, jedoch nur ſpärlich, mit Fleiſche von Thieren. Wenn ſie etwas größer geworden, verſchafften ſich ihre Wärter eine von Weiden roh gearbeitete Geſtalt, die einem Neger glich, und deren Unterleib mit Blut und Eingeweide von Thieren angefüllt war. Dieſe Negerform ward unweit des Hundeſtalls ſo geſtellt, daß die jungen Thiere von Zeit zu Zeit das darin enthaltene Fleiſch wittern und ſehen konnten. Da man die Hunde nur kärglich fütterte, und dieſes Annähern oft wiederholt ward, ſo trieb ſie der Hunger heftig gegen die Geſtalt hin. Dieſe Wuth nahm zu, da die Wärter das Futter ſtets ſchmälerten, bis endlich die farcirte Negergeſtalt den vor Hunger wüthenden Thieren Preis gegeben ward. Indem ſie über den vermeinten Schwarzen herfielen und ihn zerfleiſchten, liebkoſeten ſie ihre weißen Herren. Auf dieſe Weiſe erzeugte ſich nach und nach bei dieſen Thieren ein wilder Haß gegen die Neger, der bei dauernder Wiederholung dieſes Verfahrens in wahre Wuth ausartete.

Es war daher zuletzt oft ſchwer, dieſe Thiere beim Erblikken der Neger zurück zu halten, und man weiß traurige Fälle, da ſie unſchuldige Schwarze, ſelbſt Weiber und Kinder, wider Willen ihrer Herren zerfleiſchten.

Auf den ſpaniſchen Inſeln wurden ſie zuerſt gegen die Maron-Neger gebraucht. Bekamen ſie die Spur eines ſolchen Flüchtlings, ſo ſtürzten ſie augenblicklich auf ihn los, und

zerriſſen ihn, wenn er ſich nicht auf einen Baum rettete. Entging er aber auf die letztere Weiſe ihrer Wuth, ſo erhuben ſie am Baume ein fürchterliches Gebell, bis ihre Herren anlangten. Sollte der Verbrecher öffentlich beſtraft werden, ſo legte man den Hunden einen Maulkorb an, und der Gefangene ward gefeſſelt. Um ſeinen Hals ward ein Ring befeſtigt, mit Spitzen, die einwärts, und mit Haken, die auswärts gingen, um ihn im Geſträuch zu verwickeln.

Lief der Unglückliche geſchwinder als ſeine Verfolger, oder ſuchte er aufs neue zu entwiſchen, ſo wurde er den Hunden Preis gegeben; ſie zerriſſen ihn auf der Stelle. Mit ſcheußlichem Entzücken behielten die Jäger zuweilen den Kopf deſſelben, um ihn als ein Denkmal ihrer vermeinten Tapferkeit öffentlich aufzuſtellen. Man hat Grund zu vermuthen, daß bei Reiſen von einiger Länge jene Urſachen erdichtet wurden, damit ſich die Jäger ihrer läſtigen Gefangenen entledigen konnten, und daß dennoch ein ſolcher Barbar eine Belohnung erhielt, wenn er nur beſcheinigen konnte, daß ſein Nebenmenſch nicht mehr am Leben ſey! (Rainsford.)

Hiernach kann man leicht erachten, wie ſchrecklich die Nachricht von der Ankunft dieſer entſetzlichen Thiere auf Jamaica in den Ohren der bereits von Durſt und Elend niedergeſchlagenen Neger klang.

Kaum hatte ſich daher der engliſche General in Marſch geſetzt, ſo ergaben ſich ſchon zweihundert und ſechzig derſelben, unter keinem andern Vorbehalt, als dem ihres Lebens.

Nach einigem Widerſtande ergaben ſich auch die übrigen auf ähnliche Bedingung, und die engliſche Regierung hielt es für nothwendig, dieſe gefährlichen Menſchen gänzlich von Jamaica zu entfernen. Es wurden 25000 Pf. Sterling zu ihrem Transport bewilligt. Sechs hundert Maron-Neger wurden daher 1796 nach Neuſchottland und Canada eingeſchifft. Hier hat man ihnen Land zugetheilt, und ſie mit allem Nothigen zu deſſen Anbau verſehen. Auch haben ſie ſich dort ziemlich gut angelaſſen; und wenn gleich in Jamaica einige zurück geblieben, oder durch entlaufene Neger ſich ähnliche Geſellſchaften gebildet, ſo wird doch die Colonie auf mehrere Jahre vor großen Anfällen geſichert bleiben.

Auch andere Inſeln Weſtindiens leiden von ihren Maron-Negern, und ſie haben auf einigen ebenfalls eigene Beſitzungen und ſchwer zu erſteigende Plätze, wie z. B. den Maronberg auf der däniſchen Inſel. Auch auf St. Domingo haben ſich die den Pflanzern und den Züchtigern entlaufenen Neger ſchon ſeit den erſten Jahren des vorigen Jahrhunderts in die unzugänglichen Gebirge geflüchtet.

Indeß ſind ſie nirgends ſo furchtbar worden als auf den holländiſchen Beſitzungen des feſten Landes von Südamerika.

Die Colonien Suriname, Berbice, Eſſequebo und Demerary, längs den Küſten von Guiana gelegen, haben faſt gar keine Gebirge. Nur erſt in den tiefern unangebaueten Gegenden des Binnenlandes erheben ſich dergleichen. Dieſe würden indeß, wegen ihrer weiten Entfernung, den Maron-Negern nicht ſehr zur Schutzwehr dienen, wie dieß auf jenen weſtindiſchen Inſeln der Fall iſt. Allein dagegen ſtehen ihnen, wie wir gleich ſehen werden, faſt noch unüberwindlichere Zufluchtsorte einer andern Art zu Gebote.

Die Beſitzer der dortigen Plantagen ſind Holländer, Deutſche, Portugieſen, Italiener, Chriſten und Juden. Aus ſehr mißverſtandener Gewinnſucht haben dieſe ſeit langen Zeiten ihre Sklaven, welche ſich nur allein in Suriname auf 80,000 belaufen, auf das härteſte behandelt. Bei Beſchreibung dieſer Colonien wird es leicht ſeyn, dieß, ſo wie die Zweckwidrigkeit eines ſolchen Benehmens durch Thatſachen darzuthun. Genug, das häufige Entlaufen der Neger muß hievon eine dauernde Folge ſeyn.

Da hier die Natur durch die heiße Sonne getrieben, an nahrhaften Früchten und Pflanzen unerſchöpflich iſt, ſo finden die Flüchtlinge bei der geringſten Bearbeitung des Bodens die reichlichſte Nahrung.

Dieſe große Landſchaft iſt aber faſt in jeder Richtung mit einer ſehr beträchtlichen Anzahl von Flüſſen und Bächen durchſchnitten, und mit kleinen Seen, Lagunen und Sümpfen gleichſam überſäet, auch wo ſie von den dickſten undurchdrungenen Waldungen überſchattet, und von Lianen und andern bindenden Pflanzen faſt gänzlich unwegſam gemacht iſt.

Die Eilande, welche auf dieſe Weiſe gebildet werden, ſind dem Europäer kaum bekannt; ſie ſind zugleich wegen des Ab- und Zunehmens der Gewäſſer wenigſtens an Größe veränderlich, und für jeden, der dieſe Gewäſſer nicht durchwaten will, ſelbſt für den Schuß nicht erreichbar.

Hier bieten ſich daher dem Maron Neger kaum bezwingbare Schutzorte dar, denn ſelbſt die Wege, welche dahin führen, müßten erſt durch die Axt geſchaffen werden.

So wird es begreiflich, wie ſich die Zahl dieſer Neger, nach Stedman, innerhalb weniger Jahre bis auf 20,000 angehäuft hatte.

Dieſe Maron Neger beſtanden vorzüglich aus drei Hauptabtheilungen; nämlich den Oucas Rebellen, denen von Sarameca und von Cottica. So wurden ſie nach den Plantagen benannt, auf welchen jede dieſer Abtheilungen gegen ihre Pflanzer zuerſt rebellirte.

Nach vielen blutigen Kämpfen und ſchrecklichen Verheerungen hatte ſich die holländiſche Regierung gezwungen geſehen, zuerſt mit den Oucas- und nachmals mit den Saramecas

Negern einen förmlichen Frieden abzuſchließen. Beide wurden hiedurch in dem ungeſtörten Beſitze ihrer eigenen Pflanzungen und Negerſtädte der Waldungen des Binnenlandes beſtätigt.

Die Art, einen Frieden mit den Maron-Negern auf Suriname abzuſchließen, iſt zu merkwürdig, als daß ſie hier nicht einen Platz verdienen ſollte.

Die Religion der Neger iſt bekanntlich der Fetismus *). Zwar glauben ſie an einen höchſten Gott, aber neben dieſem wählen ſie ſich irgend einen Gegenſtand zu ihrem Schutzgott, den ſie ihren Fetis nennen. Wir ſahen, daß dieß oftmals nur ein Thier, ein Baum, oder ein Fluß iſt, bei Anderen ein kleines, ſelbſt geſchnitztes Bild, ein Thierzahn, ein Stückchen Holz u. dgl.

Wenn die Sklaven von Guinea hinweggeführt werden, gibt man zwar ſorgfältig Acht, daß ſie ihre Götter zurück laſſen. Indeß finden ſie dennoch zu Zeiten Gelegenheit, kleine Fetiſſe in einer Schachtel oder auf eine andere Art verſteckterweiſe mit nach Weſtindien zu bringen. Dieſe rufen ſie denn an, treiben hiemit ſonderbare Gaukeleien, Zauberei und Beſchwörungen. Unter dieſen iſt diejenige vorzüglich merkwürdig, welche ſie mit dem Namen Obi, oder Obiah, belegen. Sie verſtehen darunter eine Methode, jemanden tödtliche Krankheiten oder irgend ein Unglück anzuhexen. Hierin ſuchen ſie ſich, wie ehemals unſere Schwarzkünſtler, einer den andern zu übertreffen, je nachdem ſein Fetis mächtiger iſt, als der des Andern. Unſtreitig verſtehen die Neger ihren Feinden heimlich Gift beizubringen, und dieß ſodann für Zauberei auszugeben. Auch ſcheint es nach den von Labat abergläubiſch genug vorgebrachten Thatſachen nicht ganz unwahrſcheinlich, daß einige dieſer Obimänner dabei wirkliche Bauchredner ſind; indem ſie bei ſolchen Gelegenheiten bald dieſem, bald jenem unbelebten Gegenſtand Antworten abfragen, deren Beantwortung die Umſtehenden deutlich vernehmen.

Sobald ein Neger einer ſolchen Zauberei beſchuldigt wird, ſchreiten ſie gegen ihn zu einem Reinigungseide. Dieſer iſt ihnen ſehr heilig, und ſchwerlich wagt es ein Neger einen falſchen Eid zu ſchwören oder einen Eid zu brechen. Ein ſolcher Eid wird aber nach verſchiedenen Methoden abgelegt. Faſt bei allen iſt aber dabei ein Gemiſch von Erde, Waſſer und Blut das Hauptinſtrument.

Die harte Behandlung der Pflanzer gegen die Neger; die häufigen Beweiſe, welche die Chriſten täglich von ihrer eigenen Immoralität aller Art den Negern geben, verurſachen, daß die Maron-Neger durchaus keine Achtung mehr für die Weißen hegen.

---

*) M. ſ. Th. I. S. 150 u. f.

Eines ihrer Oberhäupter äußerte ſich gegen die vom holländiſchen Gouverneur an ſie Abgeſandten auf folgende ſehr paſſende Weiſe:

„Es iſt unbegreiflich, daß ihr Europäer, die ihr euch doch „für eine civiliſirte Nation ausgebt, an eurem eigenen Untergang ſchuld ſeyd. Sagt dem Gouverneur, daß, wenn er „wünſche keine Rebellion zu haben, ſo dürfe er nur darüber „wachen, daß die Pflanzer die ihnen gehörenden Sklaven nicht „der willkührlichen Grauſamkeit der Commandeure überlaſſen; „denn dieſe mißhandeln die Neger, ſie ſchänden ihre Weiber „und Töchter; ſie laſſen die Schwachen und Kranken umkommen, und zwingen die Geſunden und Starken in die Wälder zu entfliehen, wohin ihr jetzt zu kommen gezwungen ſeyd, „um von ihnen den Frieden zu erbitten."

Dieſer Denkungsart zufolge trauen ſie nun auch durchaus dem eidlichen Verſprechen der holländiſchen Regierung, dem Eide der Chriſten nicht mehr. Sie verlangten daher, daß die Abgeſandten den Eid, welchen die Neger nach ihrer Religion ſchwören, gleichfalls ablegen ſollten; ſie glaubten nämlich, daß, da dieſer von ihnen ſelbſt auf das heiligſte gehalten wird, die Chriſten ihn gleichfalls nicht brechen würden.

Dieſer Eid ward nun auf folgende Weiſe abgelegt. Vermittelſt einer Lanzette oder eines kleinen Meſſers zog man ein wenig Blut von den Negern und von den Europäern. Dieß fing man in einem Calebaſſen Kürbis auf, welcher mit reinem und klaren Waſſer angefüllet war, und worin man einige Priſen trockene Erde geworfen hatte. Nachdem von dieſem Gemiſche etwas als Libation auf die Erde geſchüttet iſt, trinken alle diejenigen, welche gegenwärtig ſind, ohne Ausnahme davon; dieß nennt man einer des andern Blut trinken. Sodann erhebt der Neger-Prieſter, der Gadoman, die Augen und die Arme gen Himmel, um ihn zum Zeugen aufzurufen, und bittet mit deutlicher, ſtarker Stimme den Allmächtigen, auf den oder auf diejenigen ſeinen Fluch herabzuſchicken, welche dieſen heiligen Bund zuerſt übertreten würden. Alle Neger beantworten dieß ſodann mit dem Ausrufe Da so, welches ſo viel iſt, als Amen.

Schon 1763 hatte man den dritten Frieden mit den Maron-Negern abſchließen müſſen; dennoch war es voraus zu ſehen, daß er nicht der letzte ſeyn würde.

So lange nämlich nach den zuvor erwähnten gerechten Aeuſſerungen ihres Anführers die Veranlaſſungen zum Aufruhr nicht aufhören, ſo lange die Pflanzer ihre Neger grauſam und geizig behandeln, iſt an keine dauerhafte Ruhe zu denken.

Nach acht Jahren traf auch wirklich dieſer Fall ein. Auf der Pflanzung Cottica empörten ſich die gemißhandelten Afrikaner, zogen ſich in die Wälder zurück, und verheerten von dort

aus die nahe liegenden Pflanzungen mit ſolcher Wuth, daß man 1772 mit Recht den Untergang der geſammten Colonie befürchtete.

In dieſer äußerſten Noth verfiel man auf einen freilich ſehr gewagten Entſchluß, der aber über alle Erwartung glücklich ausfiel. Man wählte eine Anzahl tüchtiger Plantagen-Neger, und bot ihnen die Freiheit an, wenn ſie ein eignes Jägerkorps bilden wollten, und ihre rebellirenden Landsleute bekämpfen. Dieſes ſchwarze Jägerkorps beſtand nur aus 300 Mann, ſie waren mit Ober- und Untergewehr verſehen und zeichneten ſich durch eine ſcharlachene Mütze aus.

Zu gleicher Zeit ſuchte die Colonie in Holland um regelmäßige Truppen zur Hülfe an; bei dieſer Gelegenheit ging der Cap. Stedman unter dem Oberſten Fourgeoud nebſt fünfhundert Mann nach Suriname.

Dieſe Truppen überzeugten ſich leicht von den großen Schwierigkeiten, welche ſie hier zu bekämpfen hatten. Das heiße, feuchte Klima brachte gar bald faulichte, gallichte Krankheiten unter ihnen hervor; hier verloren ſie viele der ſtärkſten Leute; und die zuvor angezeigte Natur des Bodens von Guiana ließ ſie jeden Schritt im Binnenlande gegen die Maron-Neger theuer erkaufen. Sie ſahen ſich gezwungen, ihre europäiſchen Märſche in Pelotons oder ähnlichen Abtheilungen gänzlich aufzugeben. In dieſe Wälder kann man nur Mann vor Mann eindringen. Auf die Art marſchirte daher auch der ganze Zug. Stedman nennt dieſe Art zu marſchiren die indianiſche Linie oder Reihe (Indian file). Man miſcht die Neger und die Soldaten unter einander. Zwei der erſteren marſchiren jeder einzeln mit Aexten voran, um einen Weg zu hauen. Ihnen folgt ein Corporal nebſt zwei Mann zum Recognosciren. Sechs Füſilier nebſt einem Officier bilden die Avantgarde, und hierauf kommt das Haupttreffen in zwei Abtheilungen. Zuerſt ein Corporal, 12 Musquetier, ein Chirurgus und ein Neger, der das Pulver trägt. Auf ähnliche Weiſe folgt die zweite Hälfte. Die Arriergarde ſchließt dann mit 16 Negern, die die Lebensmittel und die Medikamente tragen. Der ganze Zug wird dann von einem Corporal und zwei Negern beſchloſſen, die im Fall eines Angriffs von hinten Alarm geben. Stedman's Zeichnung zeiget, daß der Commandeur gegen das Ende des ganzen Zuges ſich in einem Hamak tragen ließ, aber gleichfalls nur von zwei einzelnen Negern hinter einander.

Freilich war dieß nicht gänzlich die einzige Art, die Truppen zum Feinde zu führen. Bei der großen Anzahl natürlicher Kanäle bediente man ſich häufig bewaffneter Fahrzeuge. Dieſe drangen mit aller Munition und vielen Lebensmitteln, ſo weit es nur möglich war, zu den Sitzen der Rebellen vor; von hier aus mußte das Militär ſodann verſuchen, mit Lebensgefahr

die Sümpfe zu durchwaten. Oft wurden ſie mitten in dem Sumpf von den Maron-Negern angegriffen, und während daß ſie, nach einem einzigen Abfeuern ihrer Gewehre, über die Hälfte des Leibes im Waſſer, dem Feinde völlig blos geſtellt, wateten, feuerten dieſe hinter den Büſchen und Bäumen hervor, und tödteten ſie ohne alle eigene Gefahr.

Einen ſolchen Marſch hat Stedman nach dem Leben gezeichnet.

Nach unglaublichem Ungemach, welches beſonders durch die anhaltenden Regengüſſe und durch die daher entſtehenden Krankheiten erhöhet ward, gelang es ihnen endlich im Auguſt 1773 die Hauptniederlaſſung der Maron-Neger Gado Saby zu Grunde zu richten. Dieſe Negerſtadt bildete eine Inſel innerhalb eines unzugänglichen Sumpfs; und daneben hatten die Rebellen ſie mit einer Circonvallationslinie von auf einander gehäuften dicken Baumſtämmen umgeben. Die Weite des Sumpfs war für die Wirkung des kleinen Gewehrs zu groß; und mehrere der Jäger-Neger, welche ſich hinein warfen, wurden von den Rebellen erſchoſſen.

Dennoch rückten dieſe und die übrigen Truppen muthig vor, überſtiegen den Wall, und trieben die Rebellen in die Flucht.

Sobald letztere ihre Niederlage merkten, ſteckten ſie ſogleich ihre wichtigſte Niederlaſſung ſelbſt in Brand. Die Häuſer, die ſchönſten Reisfelder und andere Pflanzungen wurden in Aſche verwandelt, und ſie erhielten Zeit, ſich mit ihren Familien und ihren beſten Gütern zu retten.

Die Induſtrie der Maron-Neger iſt bewundernswerth. Man fand die Ueberbleibſel von mehr als 100 Häuſern, unter welchen mehrere aus zwei Etagen beſtanden; die Pflanzungen enthielten den ſchönſten Reis, Manioc und Platanen. Aus der Aſche der Palmbäume verſtehen ſie Salz auszuziehen. Der Palmbaum gewährt ihnen ſtets den ſchönſten Wein, und mehrartige Bedeckung; aus dem Fette der Käferraupe (Curculio Palmarum Linn.) der Palmbäume bereiten ſie aber ſo treffliche Butter, daß Stedman ſie der unſrigen dem Geſchmacke nach weit vorziehet. Ein ähnliches, ſehr gutes Oel erhalten ſie aus den Piſtazien. Jener Käferwurm gibt aber gleichfalls ein ſehr ſchmackhaftes Eſſen, wenn man ihn langſam am Feuer bratet und dabei mit Semmel beſtreuet.

Der Calebaſſen-Kürbis liefert ihnen Becher und ähnliche Geſchirre, die Seidenpflanze aber Fäden, woraus ſie ihre Hangematten (Hamaks), Mützen und Zeuge wirken. Die Lianen geben Flechten und Stricke; die wilden Bienen Honig; eine ſehr elaſtiſche Holzart, By-by genannt, dient zu Korken, gibt auch an einander gerieben Feuer, und das zuvor erwähnte Fett dient zu Nachts zum Brennen. Mehrere der Flüſſe ſind fiſchreich; die Waldungen haben Geflügel und Wildpret, beſonders

Schweine; kurz, ſie ſind bei ihren Talenten von der Natur mit allen Bedürfniſſen des Lebens für das dortige Klima auf das beſte verſehen.

Der Verluſt von Gady-Saby war zwar ein entſcheidender Schlag; allein der Feind und vorzüglich das tödtliche Klima hatte die holländiſchen Truppen ſehr vermindert. Der Krieg zog ſich ſehr in die Länge; mehrmals mußten Hülfstruppen aus Holland geſandt werden. Viele einzelne Pflanzungen wurden von den Maron-Negern verheert, dagegen vertrieb man ſie ſelbſt von einem niedergebrannten Sitze nach dem andern.

Nach unglaublichen Beſchwerden und Leiden der Truppen gelang es endlich dem Oberſten Fourgeoud zu Anfang des Jahrs 1777, alſo nur erſt nach 3 Jahren, die Maron-Neger von Cottica nicht etwa zu vertilgen, aber ſie doch wenigſtens aus dem holländiſchen Gebiete in die franzöſiſche Colonie von Cayenne zu verjagen.

Aus allen dieſen Thatſachen ergibt ſich die furchtbare Wildheit der ſich ſelbſt überlaſſenen Neger, und zugleich die unendlichen Schwierigkeiten, mit ihnen einen Krieg auf den großen Inſeln zu beendigen. Muß man daher nicht jenes Dekret der Nationalverſammlung verwünſchen, wodurch allen Menſchen auf eine völlig unbeſchränkte Weiſe Gleichheit und Freiheit zugeſtanden wurde? Mußte dieſer einzige Satz nicht ſogleich ſelbſt die Sicherheit des Eigenthums, mithin die Grundlage der geſammten Societät untergraben; denn der ſichere Beſitz des Eigenthums ſetzt ja ein Recht darauf zum Grunde, und wenn dieſes Recht für Alle gleich iſt, wer ſichert mir denn das ſpecielle Recht für das bisherige Meinige? Wollte man aber jenem Artikel des Dekrets eine andere, der Societät günſtigere Deutung geben, wodurch er unter den Franzoſen, als unter lauter freien Leuten, minder gefährlich, ja vielmehr vortheilhaft würde, ſo war es dennoch für Jeden, der den Zuſtand der Colonien kannte, ſicher voraus zu beſtimmen, was für eine blutige Anarchie eine ſolche Erklärung unter den dort ſo verſchieden modificirten Menſchenklaſſen zuwege bringen mußte.

Auch fühlten die klügſten und ſachkundigſten Männer der Colonie, z. B. der Rechtsgelehrte Charmilly u. A. ſo fort das Unglück im voraus, welches auf dieſe Erklärung erfolgen müſſe. Taub gegen alle vernünftige Vorſtellungen, welche von Seiten der Colonie in Paris gemacht wurden, riefen die Freunde der Schwarzen (Amis des Noirs), Robespierre an ihrer Spitze: Eher müſſen die Colonien untergehen als wir unſere Grundſätze abändern. Selbſt die 85 Mitglieder der Colonialverſammlung, welche man an die Nationalverſammlung zu Paris geſandt hatte, wurden mit Verachtung zurück gewieſen, und die Dekrete, die Tod und Verderben über die herrliche Inſel brachten, wurden in Aus-

übung geſetzt! — Die Mulatten waren bis dahin von den öffentlichen Aemtern und mehreren andern Vortheilen der Weißen ausgeſchloſſen; der größte Theil der Neger, alſo bei weitem der größte Theil aller Einwohner, war bis dahin verkäuflicher, gedrückter Sklav. Er arbeitete nur allein, weil er unter dem Gebote ſtand; er arbeitete faſt nur, ſeine geringe Nahrung abgerechnet, für einen Andern, für ſeinen harten Herrn. Dennoch producirte ſeine Arbeit jährlich auf der einzigen Inſel St. Domingo auf 128 Millionen Livres, ernährte nicht nur die ganze wichtige Volkszahl der Inſel, ſondern zu gleicher Zeit viel tauſend Familien des Mutterlandes.

Jetzt denke man lebhaft und richtig die Wirkung des Bekanntwerdens jener ſo allgemein hingeworfenen Erklärung der Freiheit und Gleichheit.

Je greller die Abſtufungen zwiſchen den Weißen und den Mulatten und zwiſchen dieſen und den Schwarzen waren, je lauter der Stolz ſich geäußert hatte, mit welchem jede der obern Klaſſen die untere behandelte, deſto furchtbarer mußte der Ausbruch in dem plötzlichen Aufheben dieſer Unterſchiede erfolgen.

Die Mulatten erwachten zuerſt, ſtanden gegen die weißen Pflanzer auf, und wurden nun in Paris von der berühmten Geſellſchaft der ſo genannten Freunde der Schwarzen (Amis des Noirs) unterſtützt. Die Hauptmänner dieſer Geſellſchaft waren Condorcet, Pethion, Briſſot, Claviere, Gregoire, Robespierre und Andere.

Man würde aber ſehr unrecht thun, wenn man die Abſicht dieſer Revolutions-Männer mit der eines Wilberforce, Granville Sharp u. A., welche in England auf die Abſchaffung des Sklavenhandels im Parlamente antrugen, in gleichen Rang ſetzen wollte. Dieſe edlen Männer hatten niemals die Abſicht, plötzlich allen Negern die Freiheit zuzugeſtehen. Sie hätten auf den engliſchen Inſeln eine ähnliche Anarchie erregt, unzähligen Familien ihr ganzes Capital genommen, ſie an den Bettelſtab gebracht, ja wohl mehrere hundert tauſend Handelshäuſer des Mutterlandes, welche allein durch die Colonien blüheten, geſtürzt, und auf die Weiſe Englands Handelsflor ſelbſt vernichtet.

Sie drangen nur zuerſt auf die Abſchaffung der neuen Einfuhr von Negerſklaven, um dadurch die Herren derſelben zu beſſerer Erhaltung und Fortpflanzung ihrer Neger zu zwingen. So wollten ſie den Zuſtand der Neger überhaupt beſſern, ja ſie hofften endlich die Sklaverei ſelbſt auf den Colonien verſchwinden zu ſehen.

Mochten gleich unter jenen Freunden der Schwarzen redliche, aber zu gutmüthig hoffende Männer ſeyn, wie z. B. Gregoire, ſo war dagegen Andern dieſe Verwirrung der Colonien zu ihren anarchiſch deſpotiſchen Planen nothwendig. Denn

wie konnte es ihnen ſonſt bei ihrer Geſcheidtheit entgehen, was für Schreckensſcenen ihre Zerſtörungsdekrete dort hervorbringen würden? Auch behauptet man ſogar, ſelbſt mit Angebung der Summen, daß Einige aus dieſer Geſellſchaft von reichen Mulatten ſeyen beſtochen geweſen.

Genug, der Bürgerkrieg und mit ihm die Gräuel der Anarchie nahmen dann auch gleich nachher ihren Anfang. Das Schickſal des unglücklichen Ogé, eines freien vermögenden Mulatten, welcher ſich ſeiner Ausbildung wegen damals in Paris befand, hier zu erörtern, würde zu weit von unſerem Zwecke führen.

Es iſt ſchwer über den Werth und Unwerth von Ogé's Unternehmen richtig zu urtheilen, da ein ſo gutgeſinnter Mann wie Gregoire ihn in Schutz nimmt, während daß Rainsford, in ſeinem wahrlich nicht zu verachtenden Werke über St. Domingo, ihn beſchuldigt, den zweckwidrigſten Aufruhr angeblaſen, und hiedurch das Unglück und die Ermordung vieler Pflanzer veranlaßt zu haben.

Wichtiger war aber der Aufſtand gegen den rechtſchaffnen General Mauduit. Dieſer blieb der alten Ordnung getreu; deßhalb ward er von ſeinen eignen verführten Truppen ermordet und mit ſeinen Gliedern trieb man ſolche Schändlichkeiten, daß der Anſtand ihrer zu erwähnen verbietet. Der Gouverneur Blangelade war glücklich genug zu entwiſchen.

Bald brachen nun aber die Neger ſelbſt los. Gegen Hunderttauſend dieſer wilden, rachſüchtigen Afrikaner fielen unter dem Schutze der Nacht über die Weißen her, ſchlachteten ohne Anſehen von Geſchlecht und Alter, und brannten die Plantagen ſelbſt nieder. Bei dieſer Lage der Dinge zeigte ſich unwiderleglich, was für ein trauriges Schickſal, wo nicht allen, doch ſicher bei weitem dem größten Theile der Colonien bevorſtehe, ſo bald eine ſolche Losgebung der Neger allgemein bekannt gemacht würde. Folgendes Beiſpiel mag lehren, daß ſchwerlich die beſten Herren, welche von ihren Negern wegen der guten väterlichen Behandlung geliebt wurden, ihrem Untergange entgehen würden.

Alles war in der Hauptſtadt, dem Cap Français, in Verzweiflung über die Gräuel, welche die Neger in jeder Plantage verbreiteten, als Odeluc, der Agent oder Direktor von Gallifets Zuckerplantage, von dorther Hülfe zu verſchaffen hoffte. Auf dieſer größten Zuckerpflanzung wurden die Neger ſo äußerſt milde behandelt, und dabei ſo reichlich genährt, daß man, um auf St. Domingo einen ſehr glücklichen Mann zu bezeichnen, nur ſprichwortsweiſe zu ſagen pflegte: „Il est aussi heureux comme un Negre de Gallifet." Ueberzeugt von der Liebe und Treue dieſer Neger gegen ihre Vorgeſetzten, bat daher Odeluc in der Stadt nur um einige Stadtſoldaten.

Sie ſollten ihn zu der 8 Meilen entfernten Plantage begleiten, um die dortigen Neger noch ſtärker zu ermuntern, mit ihm ſogleich gegen die Rebellen gemeinſchaftliche Sache zu machen. In dieſer Zuverſicht ging er ruhig auf die Pflanzung zu. Allein welch ein ſchrecklicher Anblick! Jene ſo edel behandelten Neger waren alle gleichfalls in Rebellion, und als Standarte oder Feldzeichen trugen ſie vor ſich her — — — ein auf einer Stange geſpießtes Kind eines Weißen! Odeluc war indeß ſchon zu weit vorgerückt um zurück kehren zu können, und ſowohl er als ſeine Gefährten wurden ſogleich von ihren eigenen Negern niedergemacht.

Bei dieſer allgemeinen Wuth der Sklaven gegen ihre Herren verdient daher folgender auf das gültigſte bewährte Beweis von unerſchütterlicher Treue und Edelſinn, eine ehrenvolle Erwähnung.

Madame Baillon, ihre Tochter, Schwiegerſohn, nebſt noch zwei weißen Bedienten, bewohnten etwa 30 engl. Meilen vom Cap eine an einem Berge gelegene Plantage. Ein getreuer Neger, obgleich ſelbſt in der Verſchwörung verwickelt, gab ihnen davon zuvor Nachricht, und verſprach, wo möglich, ihr Leben zu retten. Da er hiezu nicht augenblicklich einen Ausweg ſahe, ſo führte er ſie vorerſt in ein nahes Holz; er ſelbſt ging ſodann wieder zu den Rebellen. In den beiden folgenden Nächten fand er Gelegenheit ihnen Nahrungsmittel zuzubringen, ſagte aber in der zweiten Nacht, daß er vorerſt hiezu weiter keine Möglichkeit ſehe. Sie blieben ſich daher ſelbſt überlaſſen, als nach dreien Tagen der treue Neger zurück kam, und ihnen einen Weg zeigte, der ſie nach Port Margot führen würde; dort würden ſie an einer ihnen bezeichneten Stelle eines Fluſſes, welche zum Hafen führte, ein für ſie beſtimmtes Boot vor ſich finden. Wirklich fanden ſie das Boot und beſtiegen es ſogleich; allein der dort enge Strom war ſo heftig, daß das Boot umſchlug; ſie entgingen kaum dem Tode durch Schwimmen, und flüchteten in die Gebirge. Der nun um ihretwillen ängſtlich beſorgte Neger fand ſie indeß auch hier bald auf. Er verſicherte, nochmals ein Boot an einem breiteren, minder unbequemen Theile jenes Fluſſes für ſie in Bereitſchaft zu halten, ſagte aber zugleich, daß dieß das Letzte ſey, was er für ſie zu thun vermöchte. Sie gingen an den beſtimmten Ort, fanden aber dort kein Boot und hielten ſich bereits für verloren, als ihr Schutzengel, der redliche Neger ſelbſt erſchien. Er war mit Brot, Hühnern und Tauben für ſie beladen, und führte die unglückliche Familie in kleinen Märſchen ſtets bei Nacht zu dem Werft des Hafens von Margot. Freudig bezeugte er nun, daß ſie hier in völliger Sicherheit wären, nahm auf ewig von ihnen Abſchied, und kehrte ſodann zu den Aufrührern zurück.

Welches war nun das Reſultat des Benehmens der neuen Regierung Frankreichs und der dadurch entſprungenen Anarchie auf St. Domingo? Schon 1791 fand ſich die treffliche Colonie in das tiefſte Elend verſetzt. Innerhalb zweier Monate nach dem Ausbruche der Rebellion, waren 2000 Weiße gemordet, 180 Zuckerplantagen und 900 Pflanzungen von Caffee, Baumwolle und Indigo verheert, und die Gebäude darauf nieder gebrannt; 1200 reiche Familien waren an den Bettelſtab gebracht; 10,000 Inſurgenten waren in Gefechten umgekommen, und einige Hundert derſelben oft unter namenloſen Qualen hingerichtet! Seit dieſer Zeit hat die Colonie ſich kaum pauſenweiſe wieder erholen können; ihr Anbau, ihr Handel, ihre Bevölkerung, alles mußte verloren gehen; denn der Geiſt der Revolte und Verheerung blieb im Ganzen derſelbe; er iſt durch das Mutterland ſelbſt zu tief eingeimpft und die Krankheit zu ſehr gepflegt worden. Es würde uns völlig von unſerm Hauptgegenſtande entfernen, wenn wir hier den Hergang der Dinge bis zu Touſſaint hinab aufzählen wollten. Folgende Bemerkung kann indeß jeden Unbefangenen ſelbſt weiter führen.

Wenn man die vielfachen Abwechſelungen überſieht, welche Frankreich ſeit dieſer Zeit in ſeiner Regierungsform, ſeinen politiſchen Einrichtungen und in allen übrigen Grundſätzen erlitten hat, wenn man bedenkt, wie es mit ſich uneins bald dieſe bald jene Dekrete von der Regierung erhielt, bald dieſe bald jene Form annahm, wie es endlich, nach zehnjähriger Verheerung ſeiner ſelbſt und des größten Theils des cultivirten Europa's jetzt wieder zu einem einzigen Herrſcher zurückkehrt, wenn man überlegt, wie dieſes Hin- und Herſchwanken, dieſes Springen von gänzlicher Auflöſung der Gewalt eines Einzigen und vorgeblicher Vertheilung derſelben unter die ganze Volksmaſſe zu der größeren Gewalt eines neuen Einzigen, den Geiſt der Ungebundenheit und Principloſigkeit der Nation einprägen mußte; wenn man überlegt, wie alles dieſes den Colonien ſich deſto tiefer eindrücken mußte, je größer und härter dort die Abſtufungen der Menſchenklaſſen unter einander waren, wie es eben daher jetzt jedem geſcheidten und kühnen, guten oder böſen Menſchen, der ſich nur einen Anhang zu verſchaffen wußte, an die Hand gab, bei dieſer vielfach zertrümmerten Ordnung die Oberherrſchaft an ſich zu reißen; wenn man gar zuletzt ſieht, daß nach allen zuvor gemachten Großſprechereien, nach allen ſo hoch angekündigten Menſchenrechten und Verbrüderungen mit den Negern, dieſe dennoch jetzt von neuem auf immer zur Sklaverei verdammt werden ſollen, dann findet man es ſicher durchaus der Lage der Dinge und der Natur des Menſchen angemeſſen, daß bei der erſtaunlichen Uebermacht der Neger ſich endlich dort ein Negerkönig, ein

Touſſaint oder Deſſalines bildet; und daß ein ſolcher Negerkönig wegen der Natur des Bodens, des Klimas und ſeiner Unterthanen ſelbſt bei weitem nicht ſo leicht zu bekämpfen ſeyn kann, als die Regierung Frankreichs dieß damals, aus zu geringer Rückſicht auf obige Umſtände, vermuthet hatte.

Die gegenwärtige bedauerungswürdige Lage dieſer Inſel erzwingt gleichſam die Bemerkung, wie ſeit ihrer Entdeckung dieſe herrlichen Länder ſtets zum Schauplatze der wildeſten Kriege und ihrer ſchrecklichen Folgen gedient haben. Mit Colon huben ſie an; und der Kampf mit den Eingebornen dauerte lange fort. Kaum waren ſie vertilgt, unterjocht oder vertrieben, ſo ſuchten ſchon die übrigen Seemächte dieſe reichen Beſitzungen den Spaniern und ſodann eine der andern ſtreitig zu machen. Um das Jahr 1626 fingen die unter dem Namen der Boucaniers und der Flibuſtiers nachmals ſo furchtbar gewordenen Freibeuter an, die weſtindiſchen Inſeln zum Hauptſitz ihrer heroiſchen Unthaten zu wählen.

Anfänglich waren die Aufrührer kühne Normänner, welche ſich hauptſächlich von dem über dem Feuer getrockneten (boucanirten) Fleiſche des auf St. Domingo wild gewordenen Hornviehs nährten. Ihnen geſelleten ſich bald viele Avanturiers aus andern Nationen bei; man nannte ſie nach Einigen Freibeuter, Fributiers, und dadurch Flibustiers, von Flyboat, einem leichten (fliegenden) Schiffe, deſſen ſie ſich bedienten. Sehr merkwürdige Menſchen, z. B. der Ritter Morgan, Peter der Große, les Sables d'Olonnez u. A. zeichneten ſich durch ihre an Tollheit gränzende Tapferkeit darunter aus. Sie lebten in Einigkeit unter einer ſonderbaren Art von Demokratie; thaten vor allen den Spaniern und ſelbſt oft ihren eigenen Landsleuten unſäglichen Abbruch; machten dieſe Meere äußerſt unſicher und verheerten oft die ſchönſten Colonien und ſtärkſten Küſtenwerke des ganzen mittägigen Amerikas.

Oftmals wurden ſie von den Seemächten ſelbſt gegen ihre Feinde zu Hülfe gerufen. Der Utrechter Friede machte (1714) dem meiſten Unheile dieſer Art ein Ende; viele der Flibuſtiers bequemten ſich zu einer ruhigen Lebensart, und die Inſeln erhielten eine Pauſe in ihren Unfällen.

So bald indeß die großen Seemächte von neuem gegen einander auftraten, wurden die Colonien die Hauptgegenſtände neuer Verheerungen. Sie waren dadurch gleichſam der Ball des Kriegsglücks, der Preis der Ueberwinder. Zu mehrern Malen wechſelten ſie daher mit ihren Oberherren; denn jeder griff gierig nach den reichen Ländern.

Es lohnt daher ſicher der Mühe, den Hauptwerth dieſer mit ſo vielem Blute erkauften und gedüngten Felder hier nun darzulegen; zu zeigen, was der Schweiß jener zwölfhundert tauſend ſchwarzer Sklaven für Europa hervorbringt; die

Natur dieſer Hauptprodukte zu erörtern, und ſummariſch anzuzeigen, welche Handelsvortheile für alle cultivirte Nationen daraus erwachſen.

Die
Stapelwaaren Weſtindiens.

Vorläufige Betrachtungen über die Nahrungsmittel des Menſchen.

Das Geſicht und das Gehör ſind unſtreitig die erhabenſten, und in ſo fern die wichtigſten Sinne. Sie ſind die Hauptorgane der geſammten Cultur, die Inſtrumente, wodurch alles Große bewirkt wird, alle neue Ideen fortgepflanzt und mitgetheilt werden, wodurch alles Schöne ſich uns darſtellt.

Genauer die Sache angeſehen, hat man indeß den Geſchmack in einen zu großen Abſtand von jenen beiden geſtellt, ihm eine zu tief unter ſie geordnete Stufe angewieſen.

Es iſt hier nicht die Rede von dem großen Werthe dieſes Sinnes als Mittel oder Beförderer der Ernährung und daher der Erhaltung der animaliſchen Welt. Von dieſem Standpunkte betrachtet, ſollte er billig eine der erſten Stellen einnehmen, denn ohne ihn ſtürbe vielleicht ein großer Theil der thieriſchen Schöpfung hinweg, oder ſie ernährte ſich doch ſchlechter, dürftiger. Nein, ſelbſt wenn man auf die eben geprieſenen Vortheile jener beiden vorzüglichſten Sinne Rückſicht nimmt, macht der Geſchmack auf die Achtung der geſammten Societät weit gerechtern und ſtärkern Anſpruch, als man ihm gewöhnlich zugeſteht.

Mit der höheren Cultur mehrte ſich der Hang zur Abwechſelung im Geſchmack, und eben hiedurch der Trieb dieſen zu befriedigen; und ſo lernte man angenehmere und wenigſtens unſchädliche Mannigfaltigkeiten aufzuſuchen.

Die Begierde nach neuen Naturprodukten für unſeren Gaumen ward beſonders allen Handelsvölkern eingeflößt. Man ſegelte von Europa nach Yemen, um eine winzige Bohne zu holen, die ſelbſt kein Inſekt genießen mag, ja wohl kaum zu zernagen im Stande iſt; man ſchiffte ungeheure Silbermaſſen für China ein, ſetzte ſich den erniedrigendſten Begegnungen aus, um ein herbes zuſammenziehendes Kraut zu genießen; beide Produkte gaben indeß auch nicht die mindeſte Nahrung; man durchkreuzte die gefahrvolleſten, unbekannteſten Meere am Ende der alten Welt, um uns jene glühenden Gewürze zuzuführen, wodurch wir gleichſam neue Verdauungskräfte und zugleich neue Krankheiten ſchufen.

Hier gab alſo der Geſchmack Veranlaſſung zu großen Entdeckungen. Er hob den Handel, den Verkehr der Nationen untereinander; aber er ward auch freilich die Quelle aller Kriege, welche der Kaufmannsgeiſt den Völkern verurſachte.

Und dieſe nun einmal in Anregung geſetzte Verfeinerung der Eßluſt, welche koſtſpielige Thätigkeit brachte ſie nicht gleichfalls hervor, durch die Austauſchung der Produkte einzelner Theile der Erde, durch die Verpflanzung der feinern Früchte nach Europa! Unſer Weinſtock ging in das ſüdliche Ende von Afrika, und die Kirſche, die Damaſcener-Pflaume, der Pfirſich wanderten von Aſien zu uns herüber. Feinere Obſtarten und Küchengewächſe des mittleren Europa gedeihen in unſern Tagen durch die Pflege und Kunſt der Gärtnerei in Schweden und Rußland. Dieſe hochgeſtiegene Kunſt ſelbſt iſt aber auch nur allein ein Erzeugniß des Geſchmacks, des luxuriirenden Gaumens; ſie erzwingt alle Grade der Hitze und Feuchtigkeit; ihre vielartigen Treibhäuſer wandeln Petersburg in Lybien um, und treiben auf die unnatürlichſte Art den Piſang in dem beeiſeten Rußlande hervor. Auf Befehl der Herrſcher des höchſten Nordens wandelt man dort mitten in den Monaten, worin ſelbſt das Queckſilber erſtarrt, unter Roſen, Jasmin, Narciſſen und Tuberoſen, und genießt zu gleicher Zeit die leckerſten Früchte der wärmeren Sonne.

Welch ein unermeßliches Feld böte uns eine oberflächliche Erwähnung der tauſendfachen neuen Speiſen und Getränke dar! Ein ganzes Heer neuer Naturgaben ging aus beiden Indien und ihren Gewäſſern zu uns herüber. Daraus ſchuf denn die Kochkunſt eine nicht zu berechnende Menge neuer Combinationen. Dieſe große Wiſſenſchaft iſt gleichſam die Muſik des Geſchmacks. Wie jene die widrigſten Töne in ein treffliches Ganze zu vereinigen verſteht, die hartklingendſten Accorde durch eine gleich darauf folgende richtige Auflöſung dem Ohre angenehm macht, ſo miſcht A p i c i u s und F r i e d r i ch die heftigſten und heterogenſten Produkte der alten und neuen Welt in ein einziges Gericht zuſammen, und zwingt dem verwöhnten Gaumen oft nur erſt durch den Nachgeſchmack ſeinen Beifall ab.

Freilich mußte die Natur den Menſchen eigends hiezu ausbilden, denn auch in Rückſicht dieſes Sinnes, dieſer Art zu genießen, bewies ſie, daß er allein ihr Liebling ſey, daß ſie ihn zum Beherrſcher der Erde geſchaffen habe.

Kein Thier darf ſich von weitem mit ihm hierin vergleichen. Er genießt faſt Alles, ſein Magen verdauet Alles. Sogar die Gifte darf er ihm, in kleinen Portionen, oder etwas modificirt, bieten. Das Opium, der Tabak, der Arſenik, der Merkur, das Tollkraut, wird unter unſern Händen nützlich und heilend, und wir ſahen ſchon, daß ein großer Theil des

Menſchengeſchlechts ſogar von der Wurzel einer der giftigſten Pflanzen, von dem Manioc, faſt ausſchließlich lebt.

Indeß iſt der Natur des Menſchen unter keiner Zone eine ſehr künſtliche oder übermäßig reiche Nahrung durchaus nothwendig. Sie gedeihet vielmehr nur durch eine gewiſſe Einfachheit der Speiſen; ja es iſt unläugbar, daß die Vervielfachung der Nahrungsmittel, die Künſtelei der Köche und die Maſſe erſchlaffender, warmer neumodiſcher Getränke, uns ein ganzes Heer neuer Krankheiten herbeigeführt, die Kraft unſerer Fibern vermindert, und die Natur des Europäers verſchlechtert hat.

Dieß Alles iſt aber nur allein der Unbefriedlichkeit, nicht des Magens, ſondern unſeres Triebes nach Abwechſelung, der Ausgelaſſenheit des menſchlichen Gaumens beizumeſſen. Die Einrichtung des Ganzen der Erde ſelbſt hat hieran nicht den mindeſten Antheil. Vielmehr hat ſich die Weisheit des Schöpfers bei der Einrichtung derjenigen Nahrungsmittel, wodurch der Menſch am beſten gedeihet, wodurch er unter jedem Klima ſowohl dem Körper als dem Geiſte nach am ſtärkſten, am wirkſamſten wird, auf das merkwürdigſte und wohlthätigſte geoffenbart.

Einmal iſt es höchſt ſchätzbar, daß dasjenige Getränk und diejenigen Speiſen, welche den Menſchen im Großen ernähren und ihm bekommen, faſt geſchmacklos ſind, wenigſtens die Zunge nur ſehr mäßig reizen. Das ſo überall vielfach verſpendete Waſſer behagt, erquickt und bekommt uns gerade dann am meiſten, wenn es ohne irgend einen hervorſtechenden Geſchmack iſt, wenn es rein und lauter ſchmeckt. Die Menge vielartiger Gattung mehlartiger Speiſen, wodurch ſich unläugbar die größte Maſſe des ganzen Menſchengeſchlechts ernährt, ſind nur von höchſt einfachem Geſchmacke. Und dieß mit weiſer Vorſicht. Jeder noch ſo angenehm die Zungenwärzchen kitzelnde Geſchmack macht, häufig wiederholt, dieſe gleichſam wund; ſtumpft ſie zuletzt ab und gebiert hiemit Ekel. Dennoch wäre dieſes häufige Wiederholen unvermeidlich, ſo bald eine pikante Speiſe zur Hauptnahrung hätte dienen ſollen.

Eben ſo unverkennbar iſt aber die Zweckmäßigkeit, alſo die Weisheit in der allgemeinen oder minder allgemeinen Verbreitſamkeit unſerer Nahrungsmittel.

Mag wer da will mit Rouſſeau den Menſchen in die Wälder zurück wünſchen; dieſe Grille fällt ſchon allein dadurch als wahnſinnig auf, daß auf die Art die Fortpflanzung des Menſchen äußerſt eingeſchränkt bleiben müßte. Ein Jägervolk kann ſich keine reiche Bevölkerung wünſchen, es ginge ihm bald die Nahrung ſelbſt ab; ſteht es doch nicht in ſeiner Gewalt, die jagdbaren Thiere mit ſich ſelbſt im gleichen Verhältniſſe zu vermehren. Eine von den wildwachſenden Früchten des

Waldes lebende Nation würde aber, im ähnlichen Falle, gleichfalls vor Hunger umkommen.

Mit den Nomaden oder Hirtenvölkern, alſo mit der zweiten, höhern Stufe der Vermehrung und Ausbildung des Menſchengeſchlechts beginnt nun ſchon deutlicher jener große Zug der Weisheit in der Verbreitungsfähigkeit unſerer Nahrungsmittel. Diejenigen Thierarten nämlich, von welchen wir den mannigfaltigſten Nutzen ziehen, welche uns ernähren, uns kleiden, tragen und fortführen, ſind mit einer ſo großen Biegſamkeit oder vielmehr Nachgiebigkeit des Körpers begabt, daß ſie ihrem Erzieher und Herrn, dem Menſchen, faſt über die ganze Oberfläche der Erde folgen können. Dieſes uns ſo heilſame Vorrecht wird aber ſodann noch auffallender, wenn man es mit der Eingeſchränktheit der vielen Thierarten der heißen Zone vergleicht, z. B. der der Affen, der großen furchtbaren Katzen und anderer Raubthierarten. Dieſe dürfen es nämlich nicht wagen, einen geringen Erdſtrich zu überſchreiten, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, ihre ganze Art verlöſchen zu ſehen. Der Menſch zieht hingegen von Abiſſinien und Arabien aus bis zu dem Polarkreiſe nomadiſch umher, und der Hund, das Schaaf, die Ziege, der Ochſe, das Schwein und ſelbſt das Pferd und der Eſel folgen und erhalten ihn, ohne ſelbſt bei dieſer erſtaunlichen Verſchiedenheit der Klimate umzukommen, oder gänzlich zu verkrüppeln.

Endlich zeigt ſich jene uns ſo heilſame Weisheit der Weltordnung, in der hier zum Gegenſtande dienenden Rückſicht gerade in demjenigen Zuſtande am deutlichſten, wo wir ihrer am meiſten bedürfen.

Der dritte, höhere Stand der civiliſirten Menſchenſocietät, der ackerbauende, fruchterzielende Menſch, der nun durch anhaltenden Fleiß dem von dem Jäger und dem Nomaden vernachläßigten Boden eine unendliche Maſſe Nahrungsmittel abgewinnt, darf mit Ruhe und Behaglichkeit auf eine große Nachkommenſchaft hinſehen. Er darf ſich Millionen ſeines Gleichen denken, ohne ängſtlich zu fragen: wird nicht der Hunger dereinſt ihre anwachſende Menge tödten?

Und warum? nur allein deswegen, weil die Natur den Hauptnahrungsmitteln, den mehlreichſten, alſo nahrhafteſten Körnern und ihren Surrogaten, jene bewundernswürdige Fähigkeit ertheilte, auf ſo vielen Theilen der Erde und unter ſo äuſſerſt verſchiedenen Klimaten auszudauern und zu gedeihen.

Wer würde es den von jedem Lüftchen gebeugten Gräſern zutrauen, daß ſie faſt allen Klimaten Trotz bieten dürfen! O es iſt hier ein demüthigender Kontraſt zwiſchen der Stärke des Eichbaums, zwiſchen der Pracht und Schönheit der Magnolie, und des bei jedem Winde zitternden unanſehnlichen blühenden Kornhalms! Mag es uns lehren, wie oft der kleinſte

unanſehnlichſte Körper am Werth des innern Gehaltes und der Dauer einem Milo oder einem Adonis weit überlegen iſt.

Eben die Kornarten, die prunkloſen, ſchwachſcheinenden Gattungen des Graſes, ſind es alſo, denen der hochkultivirte Menſch ſein Daſeyn verdankt, durch die er gleichſam die Erlaubniß erhält, ſich ſorgenfrei bis ins Unendliche vermehren und gedrängt neben einander wohnen zu dürfen.

Gerade dieſe Grasarten begnügen ſich faſt mit jedem Boden und jedem Klima; ertragen die Alpen- und die Sumpfluft; gedeihen unweit Jakutzk und am Niger; nähren den weißen, rothen, braunen und ſchwarzen Menſchen. Da, wo die mehlreichen Grasarten unſers Vaterlandes aufhören, fangen die vielen Gattungen anderer noch nahrhafterer Gräſer wiederum an. Hier folgen nämlich, das türkiſche Korn nebſt ſeinen Varietäten; verſchiedene Arten des Reißes; ferner der Fennig (Panicum); das Riſpengras (Poa); die Moorhirſe (Holcus Sorghum).

Auch vergeſſe man nicht, es mit unter die großen Wohlthaten zu rechnen, daß die aus dem mittägigen Amerika zu uns durch den Seefahrer Drake gebrachte Kartoffel, die Ausdauer für unſere nördliche Erdhälfte beſitzt. Sie ſteigt ſchon hoch nach Rußland hinauf, und dient bei dieſer großen Verbreitſamkeit ſelbſt in unſern milderen Gegenden in unfruchtbaren Jahren oftmals zu einem großen Erleichterungsmittel des Fortkommens.

Gehen wir dagegen zu der größern Summe der Nahrungsmittel und Genußarten von geringerer Nothwendigkeit, nämlich zu den die Zunge heftig reizenden Leckereien, ſo finden wir dieſe größtentheils auf kleine Theile der Erdoberfläche eingezwängt. Faſt alle Gewürze gehören den heißen Theilen beider Indien. Scheint es doch, als ſchwängere die lothrechte Sonne die brennenden Pfefferarten, den beißenden Ingwer, die aromatiſche Nelke und Muskatnuß mit ihrem eigenen Strahl! Dieſe ſind aber nicht der großen Menſchenmaſſe der kältern Gegenden unentbehrlich; nur die kleinere Zahl der dort durch Ueppigkeit Verwöhnten, durch die Köche Abgeſtumpften, bedarf ihrer. Die Natur pflanzte ſie genau dahin, wo beinahe Keiner ohne ſie gut verdauet, nämlich in die heiße Zone. Hier genießt ſie der Menſch in großer Menge; ſeine damit zugerichteten Gerichte und Brühen ſcheinen dem dort neuangekommenen Nordländer künſtlich bereitetes Feuer.

Wenn aber auch die Lüſternheit des Europäers ſie ihm jetzt durchaus nothwendig gemacht hat, ſo ließ ſich die Natur hiedurch nicht beſtechen. Sie war zu weiſe, als daß ſie dem Cayennepfeffer oder der Vanille, eine gleiche Biegſamkeit, ein gleiches Vermögen, ſich zu verbreiten, mit der aus eben dem Vaterlande ſtammenden Kartoffel ſollte mitgetheilt haben. Jene

ſind glebae adscripti; dieſe wandern faſt über die ganze Erde; denn während daß die Kartoffeln die reichſte Nahrung gewähren, reizen und erhitzen jene blos auf das heftigſte.

Nur bei dem mildeſten, ſchmackhafteſten und allerdings wahrhafteſten aller Gewürze, denn ſo darf man den Zucker wohl nennen, machte unſere ſorgſame Mutter eine Ausnahme. Den Zucker vertheilte ſie mit verſchwenderiſchen Händen. Viele tauſend Pflanzen faſt aller Theile der Erde ſind damit geſchwängert, und das Talent des Menſchen weiß ihn aus den Früchten, aus den Wurzeln, ja aus dem Meergraſe (Tang) hervorzuſuchen. Für die wenig cultivirten Nationen finden ſich aber deshalb mehrere Arten der Bienen. Sie ſind die allgemeinen Zuckerbereiter aller Völker; denn wo iſt die Nation, welche nicht begierig den Honig genießt?

Dieſen Zucker aus den ſo mannigfaltig gebildeten Pflanzen, worin er verborgen liegt, auf eine ſolche Art zu Tage zu fördern, daß dadurch zugleich das große Hauptbedürfniß der Pflanzen ſelbſt, ihre Fortpflanzung, bewerkſtelligt würde, hiezu bot die Natur eine bisher ungeahnete, bewundernswürdigſte Kunſt auf.

Lange kannte man die Saftdrüſen (Nectaria) als den Sammlungsort des Honigs; lange wußte man, daß die Bienen ihn von dort holen, und in ihre Stöcke und Neſter tragen. Allein was half dieſe Saftdrüſe der Pflanze ſelbſt? war ſie nur für die Nahrung des Inſekts und durch dieſes für den Gaumen des Menſchen? So parteiiſch oder vielmehr ſo verwirrt iſt nie die Arbeit der Natur; und große Kräuterkenner mehrerer Nationen theilten daher der Saftdrüſe bald dieſen, bald jenen Nutzen für die Pflanze zu. Indeß thaten dieſe Erklärungen nie der Sache Genüge. Nur ſeit Kurzem enträthſelte der ſinnreiche, beharrliche Beobachtungsgeiſt eines Deutſchen das tiefliegende Geheimniß *).

Wer zweifelt jetzt noch an Linne's Geſchlechtsſyſtem, wer an der Liebe und der Hochzeitsfeier der Pflanzen?

Oftmals ſtehen aber auch dieſen Liebenden trübe Stunden bevor. Bald ſind ſie weit von einander getrennt; oft bedarf es daher mehr als des Zephyrs, ſie zu einander zu führen, z. B. bei dem Hopfen, bei der Dattelpalme, welches auch ſchon den Alten bekannt war. Oft trägt zwar ein und derſelbe Stamm die männliche und weibliche Blüthe zu gleicher Zeit; aber wechſelſeitig reift die eine bald zu früh, bald zu ſpät für die andere; nur durch ein genau paſſendes Austauſchen der Wirkung zweier ſolcher Blüthen von zwei verſchiedenen Stämmen eben dieſer Art, kann die Begattung fruchtbar ausfallen. Um dieſes wichtige Geſchäft zu befördern, mußten regere Hülfsmittel auftre-

*) Hr. C. K. Sprengel in Spandau. Man ſehe deſſen entdecktes Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen. Berlin 1793.

ten. Inſekten fliegen von den männlichen Pflanzen zu den weiblichen, tragen den reifen Saamenſtaub der einen Pflanze zu der mannbaren Narbe der weiblichen hinüber. Und für dieſen Liebesdienſt lohnt der Honig das Inſekt. Begierig ſuchet es die ſüße Nahrung. Um ſie in der Saftdrüſe leicht finden zu laſſen, hing die Natur weit zu erkennende Aushängeſchilde vor dem Eingang der Honigkammer. Die am Tage ſich öffnenden Blumen zierte ſie deshalb nicht bloß mit den ſchönſten Farben, ſie bezeichnete ſogar dem Thiere genau den Ort des Eingangs durch ein darüber auffallend gefärbtes Mal, das Saftmal, welches ſich bei einigen Pflanzen zu größerer Sicherheit bis in die Tiefe des Ganges hinabzieht. Die zu Nachts aufgehenden Blumen begabte ſie hingegen mit einer ſehr großen Krone oder auch mit einem ſehr weit dringenden Geruch; ja ſogar mit einem phosphoreſcirenden Lichte, gleichſam die Liebesfackel der Hero!

Auf die Art auf ſeine Beute hingewieſen, ſucht nun das behaarte Thierchen in die Vorrathskammer einzudringen, und berührt hiebei nothwendig die Staubbeutel (Antherae); der als männlicher Saame dienende Staub (Pollen-Antherarum) bleibt an den daran ſtreifenden Haaren hängen, das Thier raubt den Honig und eilt nachmals zu neuer ähnlichen Beute zu einer weiblichen Pflanze von eben derſelben Art. Mit gleicher Emſigkeit ſucht ſie auch hier die Saftdrüſe; die ihm in den Weg kommenden Zeugungstheile werden von ihm zurück gebogen, und bei dieſer Gelegenheit ſtreift das Inſekt dann jenen befruchtenden Staub von den Haaren ſeines Körpers oder von ſeinen Füßen, an der weiblichen Narbe ab; dieſe nimmt ihn begierig auf und das Zeugungsgeſchäft wird vollbracht.

Bei dieſer wichtigen Abſicht der Saft- oder Zuckerdrüſe mußte dann die Natur auf das beſte für deren Erhaltung ſorgen. Da, wo ſie der Bildung der Pflanze zufolge leicht durch Regen und Staub leiden könnte, gab ſie ihr einen Deckel. Elaſtiſch gebauet läßt er das Inſekt zu der Saftdrüſe und wieder heraus gehen, und ſchlägt alsdann wiederum zu; hiedurch hindert er das Einfallen des Regens.

Aber die merkwürdigſte Befruchtungsart durch Inſekten zeigt ſich an ſolchen Pflanzen, deren Bau keine Saftdrüſe erlaubt. Das Erſtaunliche der hier aufgebotenen Kunſtgriffe wird es entſchuldigen, wenn wir derſelben hier ausführlicher gedenken.

Nimmt man zu Unterſuchung ſolcher Pflanzen hier z. B. die gemeine Oſterlucei (Aristolochia Clematitis Linn.), ſo findet man dieſe ſo gebauet, daß zwar die männlichen und weiblichen Zeugungstheile gemeinſchaftlich innerhalb eines eingefaßten Raumes, eines Keſſels eingeſchloſſen ſind, aber daneben in einer ſo gearteten Trennung ſtehen, wodurch ihre willkühr-

liche Vermiſchung gänzlich gehindert wird. Zur Befruchtung ſind daher Inſekten nöthig, wie bei den zuvor erwähnten Pflanzen. Der Oſterlucei und ähnlichen Pflanzen fehlt aber die Saftdrüſe; wie lockte nun die Natur die Inſekten zu dem ſo nothwendigen Geſchäfte hin, da dieſes ihnen dennoch nicht belohnt wird? Sie hinterging ſie. Sie ſteckte hier weit ſichtbare Zeichen aus, Scheinſaftmäler nennt ſie Sprengel, welche die Thierchen begierig machen, den dadurch ihnen verſprochenen Honig zu ſuchen. Hierauf lüſtern, dringen ſie, dem gegebenen Zeichen zufolge, durch eine enge Röhre in den Keſſel, den Sitz beider Zeugungstheile der Pflanze. Dort angelangt finden ſie ſich getäuſcht, aber auch zugleich als Gefangene eingeſchloſſen. Sie verſuchen ſofort den Rückweg; allein dieſer, ein enger Kanal, iſt von der Natur mit Stacheln, mit elaſtiſchen Palliſaden verſehen, welche, da ſie gegen den Keſſel gekehrt ſind, allen Ausgang verbieten. Jetzt treiben ſich die kleinen Thiere, oftmals eine ganze Geſellſchaft Betrogener, ängſtlich im Keſſel umher, reiben durch dieſes Bewegen den Antherenſtaub an die weibliche Narbe, und vollführen die Abſicht der Natur, die Befruchtung. Kaum iſt dieſe vollendet, ſo erſchlaffen jene elaſtiſchen Härchen; hingewelkt haben die den Eingang verſchließenden Palliſaden ihre Kraft verloren; das herausſtrebende Inſekt darf nun ungehindert durch ſie die enge Eingangsröhre zurückſteigen, und eilt mit Freuden dem Gefängniſſe zu entfliehen.

Wer erſtaunt hier nicht über die folgerechten Mittel der Natur! O wenn kein Schöpfer, kein weiſer Erhalter des Ganzen vorhanden iſt, wenn nur eine ewige blinde Macht, ohne Anfang und ohne Ende, dem großen Rade des Univerſums mit eiskalten Händen den Umſchwung gibt, dann ſind wir Alle, der Denker und der Nichtdenker, der Weiſe und der Thor, der Tugendhafte und der Unedle, Alle ſind wir gleich jenen Thierchen die Betrogenen. Alle dienen dieſem unbegreiflichen, ewig tyranniſch gebietenden Schickſale, das unermeßliche, unerklärbare Schauſpiel der Natur darzuſtellen, ohne auf die mindeſte Rückſicht auf uns ſelbſt dabei hoffen zu dürfen! Welche Ausſicht! Wie ſchlägt ſie jeden Trieb zum Guten, zum Edlen nieder! Wie laut weckt ſie nicht den Reiz zum ausgelaſſenſten momentanen Genuſſe und zum wildeſten Frevel!

Doch wir lenken zu erheiternden Gegenſtänden wiederum ein.

Bei jener allgemeinen Verbreitung des Zuckers war aber ſicher nicht die Befriedigung des Gaumens der wichtigſte Endzweck. Der Nutzen des Zuckers iſt für die geſammte animaliſche Welt in vielfacher Hinſicht groß.

Der berühmte Pringle machte die Bemerkung, daß in denjenigen Ländern, in welchen der Zucker einen weſentlichen Theil der Diät ausmache, niemals die Peſt gewüthet habe.

Ja Doktor Ruſh behauptet, daß der ſtarke Gebrauch des Zuckers in den neuern Zeiten die bösartigen Fieber vermindert habe. Durch ſeine Kraft, der Fäulniß zu widerſtehen, genießen wir Jahre lang die ſchönſten Früchte und vegetabiliſchen Säfte. Der Zucker bereitet auf das ſchmackhafteſte alle Speiſen, Getränke und Heilmittel. Dieſes mächtige Salz iſt aber nicht bloß antiſeptiſch, man darf es, den beſten Chemikern zufolge, als den vorzüglichſten Stoff aller nährenden Subſtanzen und aller Weine und weinichten Flüſſigkeiten anſehen. Ferner mildert es die meiſten Bruſtbeſchwerden, es iſt ſtark auflöſend; der große Franklin fühlte ſich dadurch in den Steinſchmerzen erleichtert.

Der Nutzen von größerer Bedeutung bleibt aber ſtets jene nährende, ſtärkende Kraft des Zuckers. Es iſt allgemein bekannt, daß die Indianer des nördlichen Amerika nur allein durch ein Gemiſch des Ahornzuckers mit dem Maizmehle die weiteſten Reiſen unternehmen, und die größten Fatiguen überſtehen. In der Zuckerernte iſt es auf den brittiſchen Inſeln dem ſodann am ſchwerſten arbeitenden Neger erlaubt, den Saft des Zuckerrohrs zu genießen. Da gewährt es ein merkwürdiges, wohlthuendes Schauſpiel, wie der abgehärmte, ſchwache, kranke Neger gleichſam völlig verjüngt, völlig zu einem andern Menſchen umgeſchaffen wird. Die Krankheiten weichen, er nimmt ſichtlich zu, und ſein Geiſt, ſein Frohſinn wächſt mit der Kraft des Körpers. Selbſt die Hausthiere fühlen den wohlthätigen Einfluß des Zuckers. In dieſer Zeit, wo die Ochſen, Pferde und Maulthiere bei den Zuckerarbeiten am härteſten angeſtrengt werden, gibt man ihnen die grünen Spitzen dieſer trefflichen Pflanze, ſo wie auch etwas von dem abgeſchäumten Zucker der Siedereien. Sie gedeihen hiedurch beſſer als bei jedem andern Futter bei weniger harter Arbeit. Und ſelbſt die Schweine und das Hausgeflügel werden von dem Abfall des Zuckers gemäſtet.

So groß und ſo allgemein iſt alſo der Werth des Zuckers für die Menſchheit.

Die Gewinnung dieſer Hauptſtapelwaare Weſtindiens verdient daher unſere genauere Betrachtung.

I. Der Zucker der Colonien.

Die Grasart, welche uns den Zucker liefert (Gramina Triandria. Saccharum (officinarum) floribus paniculatis Linn. , gehört zu der Gattung mit langer außer der Krone liegender Wolle und einer zweiſpelzigen Krone, und unterſcheidet ſich durch ihre riſpenförmige Blüthe und flachen Blätter. Von dem gewöhnlichen Schilfe (Arundo), welchem es dem Aeußern nach ähnlich iſt, zeichnet es ſich beſonders leicht dadurch

aus, daß die Wolle der Blüthe hier inwendig, beim Zucker ſich aber auswendig befindet, auch daß die Haut des leztern nie ſehr hart iſt, wie bei erſterm, und daß es endlich mit dem koſtbaren ſüßen Safte ſeines Marks ſehr reichlich angefüllt iſt; obgleich auch das gemeine Rohr zerkauet zu Zeiten etwas Angenehmes, Aromatiſches im Geſchmack zeiget.

Die Wurzel des Zuckerrohrs iſt dick und knotig, und breitet ſich gerne nach allen Richtungen aus. Die Blätter ſind lang und ſchmal, dabei ſehr fein gezähnelt, haben in der Mitte nur eine Rippe oder Sehne. Bei guten Röhren finden ſich an der Spitze nur 6 bis 8 Blätter. Der gerade aufrechttreibende Stamm des Rohrs hat mehrere Anſchüſſe oder Anſätze. Sie ſtehen vier, ſechs bis zwölf Zoll weit auseinander, und treiben gewöhnlich ſeitwärts aus den Augen oder Knoten Blüthen. Dieſe fallen indeß bald ab; die Hauptblüthe, welche dem Bruce zufolge in Abyſſinien Saamen trägt, der zum Fortpflanzen wirklich benuzt wird, bildet ſich oben auf einem eigenen Schaft, oftmals der Top genannt. Die Größe und Stärke des Rohrs iſt verſchieden. Sechs bis zwölf Fuß iſt nicht ungewöhnlich; doch gibt es zuweilen Stämme von zwanzig Fuß Länge, welche eben ſo viele Pfunde wogen. Labat ſahe eins ſogar von 24 Pfunden. Die ſchwerſten ſind wegen der größern Maſſe des darin enthaltenen Saftes die ſchäzbarſten.

Das reife Rohr iſt von gelblicher Farbe; und hiebei muß das Mark grau ſeyn, ja etwas ins Bräunliche fallen und einen klebrigen Saft enthalten.

Die Alten kannten dieſes Rohr. Einige finden es ſchon beim Jeſaia (Kap. 43, 24.). Plinius führt es unter dem Namen Saccaron auf, ſo wie nachmals Dioſcorides und Andere; und Galen, Varro, Statius und Lucan ſagen ausdrücklich, es werde aus einem Rohre gepreßt. Indeß war der Gebrauch des Zuckers damals ſehr eingeſchränkt.

Ueber das Vaterland dieſes Rohrs hegte man verſchiedene Meinungen. Einige glaubten, es ſtamme nur aus Oſtindien und andern Gegenden der heißen Theile der alten Welt. Hier war es freilich von jeher einheimiſch, zeigt auch daſelbſt, dem Rumph zufolge, drei Varietäten. Es iſt nachher in einigen der ſüdlichſten Theile Europens eingeführt worden, und durch die Spanier und Portugieſen nach Madera, den Azoren und den Canariſchen Inſeln verpflanzt. Indeß iſt es nicht minder gewiß, daß man das Zuckerrohr ſchon wildwachſend in mehreren der wärmſten Theile von Amerika vorfand. Labat hat dieß nach den gültigſten Zeugniſſen dargethan.

Daß aber dieſes dem Menſchen unſchätzbare Gewürz über alle Theile der wärmſten Erde verbreitet ſey, davon geben jezt die Inſeln Auſtraliens eine noch ſprechendere Beſtätigung. Schon zuvor (S. 23.) ward bemerkt, daß das Zuckerrohr

Auſtraliens das gewöhnliche an Güte übertreffe. Nach Hrn. v. Humboldt hat das durch Capitain Bleigh von Taheite nach Weſtindien verpflanzte Zuckerrohr ein weit lichteres, angenehmeres Grün als das weſtindiſche, ſo daß man in großer Entfernung ein Feld Taheitiſches Zuckerſchilf von dem gemeinen unterſcheidet.

Es iſt, fährt er fort, ſaftreicher als das gemeine. Es gibt auf gleichem Flächenraum ein Drittheil Zucker mehr als die Canna creolia, deren Rohr dünner und enger gegliedert iſt. Da überdieß die weſtindiſchen Inſeln großen Mangel an Brennmaterialien zu leiden anfangen (auf Cuba werden die Zuckerpfannen mit Orangenholz geheizt), ſo iſt das neue Zuckerrohr um ſo wichtiger, als es ein holzreicheres Rohr (bagasso) liefert.

Jetzt iſt aber Weſtindien der Hauptſitz der Kultur des Zukkers. Sein Anbau geſchieht auf folgende Weiſe.

Nachdem das für den Zucker beſtimmte Land von allem Geſträuch und ſonſtigen Pflanzen auf das fleißigſte gereinigt iſt, theilt man es in Quadratfelder, jedes etwa von 100 Schritt; die Engländer machen ihre Felder größer. Ein jedes Feld wird ſodann von neuem vermittelſt Pflöcke und Schnur in kleinere Quadrate zerſchnitten, jedes etwa zu 3½ Fuß die Seite. Zwiſchen den großen Feldern läßt man hinreichenden Platz, oft von 18 Fuß für Karren, welche das Rohr abfahren können; die kleineren Abtheilungen haben nur enge Zwiſchenräume für einzelne Menſchen. Viele Pflanzer laſſen jetzt das Land wirklich umpflügen, um den Sklaven das Pflanzen ſelbſt zu erleichtern. Letzteres geſchieht dort niemals durch Saamen, ſondern gleichſam durch Ableger oder Schößlinge, nämlich durch 15 Zoll lange Schnittlinge des Rohrs, welche jeder 6 bis 8 Augen, oder wo möglich mehr haben. Die Sklaven höhlen mit ihren Hacken reihenweiſe Löcher aus, welche unten 15 Zoll, oben auf aber 2½ Fuß Weite bei 6 Zoll Tiefe halten. Hierin legen ſie der Länge nach neben einander zwei ſolcher Schnittlinge, ſo daß die Augen nach oben gekehrt ſtehen, und bedecken ſie mit etwas mehr als zwei Zoll Erde. Hat man die Schnittlinge von dem Top oder (Pfeil), dem oberſten Schuſſe des Rohrs, genommen, ſo läßt man ſie ein Paar Zoll aus der Erde hervorſtehen. Dieſes Pflanzen erfordert zwei Neger. Der erſte wirft die Erde aus (löchert), der andere ihm ſogleich folgende legt die Schnittlinge ein und bedeckt ſie wieder mit Erde. Man rechnet es gewöhnlich ein Tagewerk für 40 Neger, einen Morgen Landes (acre) zu 43560 □ Fuß zu löchern; iſt aber das Feld zuvor umgepflügt, dann geht dieſe Arbeit faſt noch einmal ſo ſchnell von ſtatten.

Ein dem Zuckerrohr angemeſſenes Erdreich muß, wenn gleich leicht oder locker, dennoch nicht mager ſeyn, und dabei nicht zu naß. Auf den engliſchen Colonien düngt man das

Land bald mit Aſche, bald mit den modernden Blättern des Zuckerrohrs ſelbſt, bald mit den Hefen bei den (nachmals zu erwähnenden) Deſtillirhäuſern, mit Zuſetzung von Kalk. Beſonders wirkſam aber iſt der Dünger, welcher aus den wandernden Pferchen des Hornviehs, der Mauleſel und Pferde gewonnen wird.

Die beſte Zeit zum Pflanzen des Rohrs iſt die Regenzeit; alsdann iſt die Erde durchgeweicht, und die Knoſpen treiben ſodann ſchon nach 8 Tagen. Indeß kann freilich die Natur des Erdreichs hierin Ausnahmen erlauben. Nach 14 Tagen zeigen ſich ſchon die jungen Pflanzen, und ſodann muß man ihnen etwas mehr von der beim Löchern ausgeworfenen Erde geben und auf das Reinigen und Jäten ganz beſonders achtſam ſeyn. Auch muß man alle Arten von Vieh, vorzüglich die Schweine, von dem Rohre entfernen. Das Hausvieh iſt überhaupt ſehr lüſtern nach dem Zucker, und hier geborne Hunde beſitzen eine beſondere Geſchicklichkeit das ſüße Mark zu finden.

Unter die furchtbarſten Feinde deſſelben gehören aber die Ratzen. Da unſere Hauskatzen dort ſo ſehr ausarten und verkommen, ſo hält man daher auf einigen Inſeln eigne Ratzenfänger; auch bedient man ſich coniſchgeſtalteter Korbfallen. Auf einigen Inſeln leidet das Rohr von zwei Sorten Blattläuſen (Aphis); auch von einer kleinen Raupe, der Bohrer genannt; und zu Zeiten werden ganze Plantagen von der Zukkerameiſe verwüſtet. Nach Verlauf von 4 bis 5 Monaten ebnet man die geſammte Maſſe der aufgeworfenen Erde an die Pflanzen. Man reiniget die Felder ſtets ſorgfältig, und nach 14 bis 18 Monaten iſt, bei irgend gutem Lande und guter Witterung, das Rohr zur Ernte reif.

Wenn ein Feld von gutem Boden einmal bepflanzt iſt, ſo bedarf es ſelbſt innerhalb 20 Jahren keiner neuen Anpflanzung. Die alten Stämme oder Wurzeln liefern nach zehn und mehr Ernten ſtets neue Sproſſen, Rathun genannt; nur muß man die etwa einzeln ausgegangenen Stämme nachpflanzen. Sehr trocknes, mageres Land verlangt aber ſchon nach drei Jahren völlig neu bepflanzt zu werden.

Das Zuckerrohr blühet 12 Monat nach dem Pflanzen; hiezu treibt es zuvor jenen oberſten Schuß, den Top, auf den franzöſiſchen Inſeln Fleche genannt. Drei bis vier Monate darauf hat es gewöhnlich ſeine völlige Reife erlangt, wiewohl dieß ſehr vom Boden abhängt. Stets iſt es ſicherer, mit der Ernte länger zu warten, als ſich damit zu übereilen, denn im letztern Fall iſt der Saft minder einträglich.

Die Ernte ſelbſt iſt noch mehr als bei uns die froheſte, aber auch die ſauerſte Zeit. Nachdem zuvor die Pflanzung von neuem ausgejätet iſt, wird das reife, gelbe Rohr mit ſtarken krummen Gartenmeſſern geſchnitten. Der Aufſeher läßt die Neger

hiebei eine genaue Ordnung beobachten, damit ihrer nicht mehr als nöthig iſt auf einmal in das Rohrfeld treten und dadurch Vieles zertreten. Zuerſt ſchneiden ſie den oberſten Schuß hinweg, und hierauf fällen ſie die Pflanze unten am Fuße, wo möglich, mit einem einzigen Schnitte, weil bei mehreren Schnitten die Hitze in das Rohr dringt und den Saft verzehrt.

Von dem auf dieſe Art niedergeſchnittenen Rohr ſtreifen nun andere Neger die Blätter ab, binden es ſodann in große Bündel zuſammen und führen es auf Karren mit Pferden oder Ochſen in die Zuckermühle. Mit den Blättern deckt man die Negerhütten, und der oberſte Schuß, der Top, dient den Pferden und Eſeln zu einem ſehr nährenden Futter.

Da das Rohr bei langem Liegen ſich leicht erhitzt, in Gährung tritt und ſauer wird, ſo iſt es zweckmäßig, nicht mehr auf einmal ſchneiden zu laſſen, als man etwa binnen 24 Stunden auf der Mühle verbrauchen kann. Labat räth an, das Rohr Montags am früheſten Morgen zu ſchneiden, und um ſchneller zu arbeiten, hiebei faſt alle Neger der Pflanzung zu benutzen, während daß unterdeſſen die Keſſel der Siederei, halb mit Waſſer gefüllt, geheizt werden. Auf die Weiſe findet der zum Sieden gepreßte Saft ſchon alles in Bereitſchaft; denn auf ein ſchnelles Sieden kommt es ſehr an.

Die Zuckermühlen werden bald durch den Wind, bald durch Waſſer, gewöhnlicher hingegen durch Ochſen oder Pferde getrieben. Dieſe Roßmühlen haben auch den beſondern Vortheil, daß man ſie ſogleich aufhalten kann. Die Hauptſache beſteht in drei großen eiſernen oder vielmehr mit zwei Zoll dicken, polirten Eiſen belegten Cylindern, Walzen von ſtarkem Holze (Tambours franz., Rollers engl.), etwa von 30 bis 40 Zoll Höhe und 20 bis 25 im Durchmeſſer. Sie treten in horizontal liegende Balken ſenkrecht neben einander ein. Unter ihnen iſt ein Trog oder Rinne, um den ausgepreßten Saft aufzufangen. Zu Labats Zeiten, und ſo iſt es auch wohl noch jetzt auf vielen franzöſiſchen Inſeln, hatten die drei Walzen gleiche Durchmeſſer, allein bei den neuen Mühlen der Engländer iſt der mittlere, welcher bei den ganz alten Mühlen der große Cylinder hieß, jetzt der kleinſte. Nach der neueſten Angabe des engl. Mechanikus Woollery, hatten die beiden Seitencylinder 19, der mittlere aber nur $15\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer. Dieſer mittlere Cylinder iſt oben mit einem Drillinge verſehen, deſſen Stäbe in die Kämme der beiden Seitenwalzen eingreifen und ſie auf die Weiſe in Bewegung ſetzen. Sein lothrechter Pfeiler iſt ſodann mit den Hebebäumen — an welchen ſich die Kraft (Pferde oder Ochſen) befindet — wie bei unſern Roßmühlen verbunden.

Das Zuckerrohr, nachdem es gehörig beſchnitten iſt, wird von einem Neger zuerſt zwiſchen den mittleren Cylinder, auf

den däniſchen Inſeln der König genannt, und den einen der Seitencylinder, dort Zuckerroller genannt, hineingeſteckt. Nach dem Durchgehen und Auspreſſen zwiſchen dieſen beiden Cylindern empfängt ein zweiter Neger dieſes Rohr, welches nun Macas heißt, und bietet es, nachdem er es zuſammen gebogen, ſofort dem zweiten Seitencylinder, dem Macas-Roller, dar. Dieſer quetſcht den noch zurück gebliebenen Saft gänzlich aus; die ganze Maſſe des Safts, auf den franzöſiſchen Inſeln nennt man ihn Vezou, oder Rohrwein (Vin de Canne), fließt in die oben angeführte Rinne, welche ihn dann in einen großen Bottich (Bütte) leitet, von da er zum erſten Siedekeſſel geführt wird.

Bei der neuen engliſchen Mühle iſt aber eine eigene mechaniſche Vorrichtung (the Dumb-returner), wodurch das einmal gequetſchte Rohr ſich von ſelbſt dem zweiten Cylinder darbietet.

Dieſes Einlegen des Rohrs iſt aber für die Neger ſehr gefährlich. Die ſtarken Walzen ſtehen kaum einige Linien auseinander, und die Gewalt, mit welcher ſie umgedreht werden, iſt außerordentlich groß. Hat ein Neger das Unglück, etwas von ſeiner Kleidung oder die Spitze ſeines Fingers dazwiſchen zu bekommen, ſo läuft er Gefahr, auf das elendeſte zerquetſcht zu werden. Es iſt bei den Wind- und Waſſermühlen faſt ganz unmöglich, ſie ſogleich aufzuhalten. Ereignet ſich daher ein ſolches Unglück, ſo eilt der Aufſeher mit einem ſehr ſcharfen Beile hinzu, und hauet mit einem einzigen Hiebe dem Unglücklichen die Hand oder den Arm ab, um das Ganze zu retten. Als auf Guadeloupe eine Negerin durch Achtloſigkeit auf die Weiſe von dem Cylinder ergriffen wurde, eilte zwar der Aufſeher ſofort hinzu, um ihr die beiden Hände los zu machen, denn ſie glaubte, ſich mit der andern Hand zu helfen, da die rechte von der Walze gefaßt war; allein der Mann ward gleichfalls mit fortgeriſſen. Beide kamen auf die ſchrecklichſte Weiſe zwiſchen den Walzen um. Ein dritter, ein Neger, verſuchte die Mühle dadurch aufzuhalten, daß er eine eiſerne Zange zwiſchen die Zähne des Räderwerks ſteckte, indeß man das Waſſer (des oberſchlächtigen Waſſerrades) abzuleiten ſuchte; allein der eiſerne Zahn zerbrach, die Zange ſchlupfte zwiſchen die Walzen und ward mit ſo ungeheurer Gewalt zerbrochen und von ihnen zurück geſchleudert, daß eins der Stücke ihm den Kopf, ein zweites aber den Unterleib zerſchmetterte. Es kamen daher drei Perſonen auf einmal jämmerlich um.

Hauptſächlich ereignen ſich ſolche Unglücksfälle des Nachts. Die von der dauernden Arbeit in dieſer Zeit ermatteten Neger fallen leicht beim Darreichen des Rohrs in Schlaf; man muß ſie daher ſtets zum Singen oder Tabakrauchen ermuntern, auch ſelbſt dazu zwingen.

Labat iſt billig genug zu geſtehen, daß die Arbeit dieſer Erntezeit für die Neger bei weitem ſchwerer ſey, als die Arbeit in irgend einer andern Fabrik, z. B. in den Glashütten, den großen Schmiedeeſſen u. dgl.

Eine nach den neueſten Angaben des Engländers Woolle r y eingerichtete Zuckermühle (Roßmühle) liefert in einer Stunde gegen 500 Gallons (2429 Pint. v. Paris, beinahe 8 fr. Ohm) Zuckerſaft; da die gewöhnlichen höchſtens in dieſer Zeit 350 Gallons geben. Nimmt man auch an, daß etwa 4 Stunden von den 24 verloren gehen, ſo erhält man dennoch 10,000 Gallons täglich; und für die Woche, den Sonntag ausgenommen, 36 Oxhoft Zucker, jedes zu 16 Centner. Die Theile der Mühle müſſen fleißig gewaſchen werden, weil die Unreinigkeiten ſonſt den Zuckerſaft leicht in Gährung bringen.

Das nun völlig ausgepreßte, zerquetſchte Rohr hat für den Pflanzer dennoch ſehr großen Werth. Es dient nämlich zum einzigen Brennmaterial für die Zuckerſiedereien.

Die ganze Operation des Zuckerſiedens zweckt darauf ab, dieſes Salz von den heterogenen Theilen, welche ſeine Criſtalliſation hindern und ſeine Süßigkeit mindern, gereinigt darzuſtellen.

Des Zuckers Beſtandtheile ſind nach den genaueſten Unterſuchungen unſers Landsmanns, des Dr. Schrikel, ſaurer Geiſt, daher die Zuckerſäure, ein brenzlichtes Oel, wäßrige Feuchtigkeit und kohlenartiges Reſiduum. Die Vorrichtungen zu dieſer Reinigung des Zuckerſafts (Vesou oder Vin de Canne) beſtehen in den Siedereien der Colonien aus mehreren kupfernen Keſſeln, in welchen der Saft durch Zuſetzung von Alkalien, z. B. Kalk und andern Reinigungsmitteln geläutert wird. Vermittelſt einer hölzernen Röhre rinnt der Saft in den erſten Reiniger (Clarifier), der oft bei großen Siedereien bis auf 1000 Gallons enthält. Hier wird während des Siedens ſchon rein gepülverter Kalk hinzugeſetzt. Auf einigen Plantagen geht man gar ſo weit, für hundert Gallons Vesou eine Pinte Kalk zu rechnen. Der Zucker wirft nun Schaum auf, welcher die Unreinigkeiten mit ſich nimmt, und wenn dieſer ſich in großen Blaſen zeigt, ſo wird das Feuer ausgelöſcht und der Saft bleibt eine Stunde völlig ungeſtört im Keſſel ſtehen. Hierauf läßt man ihn, vermittelſt eines Hebers, in das Verdampfungsgefäß, das große Kupfergefäß (Grand-copper) genannt, wo ſich der Saft ſchon faſt ganz durchſichtig zeigt.

Sodann wird der Saft von neuem gekocht und gereiniget und paſſirt auf ähnliche Art durch zwei andre Kochgefäße. Das letzte, welches the Theach genannt wird, verdient eine eigene Bemerkung. Hier wird nämlich die Probe durchs Gefühl (Touch, daher leitet man den Namen dieſes Keſſels Teach) angeſtellet, ob der Zucker bereits ſattſam von fremden Theilen

gereinigt, jeʒt ohne weiteres Kochen erkalten dürfe und ſich in feinen Criſtallen hinreichend granuliren werde. Die ſchwarzen Zuckerköche haben oftmals hierin eine ſolche Fertigkeit, daß ſie es der Flüſſigkeit durch einen darein getauchten Löffel bereits anſehen. Sicherer iſts indeß, von dem warmen Safte, der dem Löffel anhängt, etwas mit dem Daumen aufzunehmen und mit dem Vorderfinger zu verſuchen, ob der hiedurch zu einem Faden gezogene Saft im Erkalten bei einer geringern oder größern Länge abbricht. Iſt er zu guter Muſcovade hinreichend geſotten, dann bricht er bei einer Länge von ¾ Zoll.

Hat nach dieſer Probe der Saft ſeine gehörige Conſiſtenz und Klarheit, um keines Feuers weiter zu bedürfen, ſo wird er in die Kühlungsgefäße geführt. Sie ſind von Holz, gegen einen Fuß tief, etwa 7 Fuß lang und 6 breit. Hier fängt der Zucker an zu granuliren, nämlich ſeine Criſtallen von den noch flüſſigen Theilen abzuſondern. Nachdem die Maſſe ziemlich erkaltet iſt, bringt man ſie in das Zubereitungshaus (Curing-house), um das Flüſſige, die Melaſſe, den Syrup, davon abtröpfeln zu laſſen und den Zucker ſelbſt in Fäſſer zu ſchlagen. Dieſes Haus beſteht aus einem anſehnlichen luftigen Gebäude mit einer ſehr großen Ciſterne oder hölzernen Auffangungsgefäße. Ueber dieſer Ciſterne befindet ſich ein großes Roſtwerk von einem ſtarken hölzernen Gebälke.

Auf dieſen Roſt ſeʒt man die leeren Fäſſer, worin der Zukker gelaſſen wird. Der Boden dieſer Fäſſer, der auf dem Roſte ruhet, iſt mit 8 bis 10 Oeffnungen durchlöchert; in jede derſelben wird ein Zuckerrohr oder auch ein Platanenblatt geſteckt, und zwar ſenkrecht ſtehend. Das obere Ende der Fäſſer iſt völlig ohne Boden, um die Flüſſigkeit hinein zu ſchütten. Werden auf die Art die Fäſſer angefüllt, ſo träufelt die nicht criſtalliſirte Flüſſigkeit neben dem Blatte und durch die ſchwammige Materie der Röhre hindurch in die große Ciſterne. Nach drei Wochen ſondert ſich auf dieſe Weiſe bei mäßiger Wärme der ſchlechtere flüſſige Theil, die Melaſſe, ab; der Zucker, die Muſcovade, oder der rohe Zucker, von Einigen ſchon Farinzucker, auf den däniſchen Inſeln der Thomaszukker, genannt, bleibt zurück und wird, ſobald er völlig trocken iſt, zum Verſenden verpacket.

Unter dieſer Muſcovade zeigen ſich ſchon verſchiedene Sorten, je nachdem der Zuckerkoch geſchickter und fleißiger beim Schäumen und Reinigen zu Werke ging; je nachdem das Rohr ſelbſt reifer oder von gutem oder ſchlechtem Boden war. Daher auch die Farbe ſelbſt bald dunkler, bald heller. Guter Farinzucker kann ⅔ weißen Zucker geben; andrer hingegen wird gänzlich in Syrup verwandelt.

Wie aus dem rohen Zucker nun theils auf den Inſeln ſelbſt, vornehmlich aber in Europa von unſern Zuckerbäckern alle

übrige Sorten Zucker durch Läutern hervorgehen, gehört hier nicht her. Selbſt dieſer rohe Zucker, was koſtet er nicht ſchon für Menſchen, für Schweiß, ja für Blut!

Die Melaſſe bleibt indeß nichts weniger als ungenutzt. Durch Gährung und durchs Deſtilliren erhält man hieraus den Rum oder Zuckerbranntewein. Hiezu werden in Jamaica genommen: 1) Melaſſe, 2) der Zuckerſchaum beim Kochen, 3) der Bodenſatz, das Sediment des gekochten Zuckers, und 4) Waſſer. Auf einigen Inſeln jedes zu einem Drittel.

Der gute Rum (proof spirit), Rum, der die Probe aushält, erfordert eine doppelte Deſtillation. Der ganz friſche Rum wird wegen ſeiner Schädlichkeit Killdevil, Mordteufel (Guildevil im Fr.) genannt; nach einem Jahre verliert ſich dieſe Schädlichkeit.

Die Koſten und der Gewinn einer ſolchen Zuckerplantage weichen freilich nach den verſchiedenen Inſeln ſelbſt etwas von einander ab; mehr noch ſind ſie durch die Zeit von einander verſchieden worden. Labat gab im Jahre 1696 darüber folgende Anſchläge. Eine Zuckerplantage, eigentlich die dazu gehörende Siederei, welche eine Waſſermühle hat und ſechs Keſſel, könne binnen 8 Monaten, wo die ſtärkſte Arbeit der Ernte und des Siedens iſt, an Zucker und Zuckerſpiritus gegen 45,000 Livres an Werth gewinnen.

Den Unterhalt der 120 dazu nöthigen Neger und Gehalt der Aufſeher rechnet er nur auf 6610 Livres, ſo daß ein Ueberſchuß von mehr als 38,000 Livres.

Nach der Angabe der ſpeciellen Zuckerſiederei eines Herrn Hovel de Garenes, welche nebſt einer Waſſermühle mit 7 Keſſeln ſiedete, und nur etwa 400 tauſend Liv. werth war, wurden hiedurch jährlich über 30 tauſend Thaler gewonnen. Es war alſo hienach das Kapital faſt auf 25 prCt. genutzt.

Bei der erſten Rechnung iſt der ganze Werth des Kapitals gar nicht beſtimmt. Bei beiden Rechnungen iſt aber auch raffinirter Zucker mit in Rechnung gebracht. Die Preiſe haben ſich aber ſeit einem Jahrhunderte ſehr geändert, die Concurrenz iſt viel größer geworden, aber freilich auch auf der andern Seite iſt der Preis des Zuckers und der Verbrauch deſſelben außerordentlich gewachſen.

Indeß bringen dennoch B. Edwards beſtimmtere und genauere Angaben einen weit geringeren Gewinn für die jetzigen Zeiten heraus, wie man ſich durch das Folgende überzeugen wird.

Auf Jamaica koſtet eine Anlage von 600 Morgen Landes (acre) auszubrechen, zu reinigen, mit Zuckerrohr zu bepflanzen und mit Befriedigung einzufaſſen 10071 Pf. Sterling.

Die Koſten zu der Zuckerfabrik (Plantage und Siederei) belaufen ſich auf 5000 Pf. Sterling. 250 Neger, 80 Ochſen

und 60 Maulthiere koſten 14557 Pf. Sterl. Dieſe drei Hauptartikel, oder das auszulegende Kapital gäbe ſchon mehr als 30,000 Pfund Sterling, wofür er indeß nur letztere Summe angibt.

Der Gewinn einer ſolchen Plantage beträgt 200 Oxhoft Zucker, 130 Puncheons Rum (jede von 110 Gallons); der Werth hievon war 1791 in London:

200 Oxhoft Zucker zu 15 Pf. Sterl. . .	3000 Pf. Sterl.
130 Puncheons Rum zu 10 Pf. St. . .	1300 Pf. Sterl.
	4300 Pf. Sterl.

Auf die Art betrüge dieß über 14 pCt. Gewinn. Nun rechnen Viele, daß die jährlichen Erhaltungskoſten der Neger, Thiere, Gebäude, Abgaben u. ſ. w. zuſammen dem Werth des verkauften Rums gleich kämen. Hiernach blieben dennoch ſtets jene 3000 Pf. St., mithin 10 pCt. Gewinn zurück. Allein B. Edwards zeigt, daß nur allein jährlich die Ernährungs- und Kleidungskoſten der Neger, und die Gebäude und Maſchinen auf 850 Pf. Sterl. betragen; ferner die Abgaben, die Krankheiten der Neger, die Gehalte des Wundarztes, der Aufſeher, der Schmiede und ſonſtigen Handwerker; die zuzukaufenden Thiere u. dgl. ſich überdieß noch auf 1300 Pfund belaufen. Hiedurch zuſammen genommen ſteigen die Ausgaben auf 2150 Pf. Sterling; die Intereſſen des Kapitals betrügen nur 50 Pf. St. über 7 pCt. Ohne hier den jährlichen Erſatz der Neger ſelbſt und ohne den Verluſt zu rechnen, den der Pflanzer leidet, wenn er nicht ſelbſt an Ort und Stelle iſt und daher 6 pCt. an den Agenten für den Zucker und Rum zahlt, ſo muß man bedenken, wie vielen Unglücksfällen die Zuckerernten ausgeſetzt ſind. Die Orkane, der Wurm und das Feuer vernichten häufig die ſchönſten Hoffnungen. Das Rohr geräth ſehr leicht in Brand und brennt ſchnell; ein vom Blitze getroffener, nahe ſtehender Baum, oder ſonſt ein zufällig hineinfliegender Funke, verheert ſehr oft die ganze Ernte. Auf die Art findet Edwards, daß ein Stück Land in Europa, welches ſicher $3\frac{1}{2}$ pCt. einträgt, einer Zuckerpflanzung vorzuziehen ſey. Freilich hat dieſe Berechnung einen Pflanzer von Jamaica ſelbſt zum Verfaſſer; auch iſt hiebei nicht auf den Mißwachs, Hagelſchlag u. dgl. bei europäiſchem Ackerlande gerechnet.

Wie groß der Betrag des Zuckers der Inſeln, oder wenigſtens einiger der vornehmſten derſelben ſey, wird ſich beim Schluſſe der Ueberſicht ihrer Hauptſtapelwaaren finden.

II. Die Baumwolle.

Bekanntlich gibt es in ein und derſelben Klaſſe (Monadelphia Polyandria Linn.) zwei gänzlich verſchiedene Geſchlechter von Pflanzen, welche uns die Baumwolle liefern. Das

erſte iſt der Bombax Linn., wovon faſt alle Arten ſehr beträchtliche Bäume ausmachen, und beiden Indien gemein ſind. Das zweite Gewächs, und davon iſt hier die Rede, iſt vielmehr eine anſehnliche Staude als ein Baum zu nennen. Von dieſer Baumwolle (Gossypium Linn.) zählen die Botaniker über 5 Arten. Sie gedeihen mit einander nur in dem warmen Erdſtrich; doch hat das ſüdliche Europa ſchon ein Paar Sorten Baumwolle. Diejenige Art, welche hauptſächlich auf den Inſeln Weſtindiens gezogen wird, iſt die zottige Baumwolle (Gossypium hirsutum Linn.). Sie trägt fünflappige Blätter unten mit einer Drüſe verſehen, haarige Zweige und Blattſtiele. Die ſchöne aber geruchloſe Blume iſt aus fünf ſchwefelgelblichen Blättern zuſammen geſetzt und an der Baſis mit einem purpurfarbenen Flecke geziert. Die ovale Frucht hat die Größe eines kleinen Hühnereies. Wenn ſie ſich öffnet, zeigt ſich die Baumwolle, in deren Mitte die Körner in drei oder vier Abtheilungen eingehüllt liegen. Der Saame iſt ſchwarz; doch gibt es eine andere Art derſelben mit grünlichen Körnern. Dieſe leztere liefert eine zärtere Wolle, nur iſt ſie nicht bequem von den Körnern abzuſondern und wird daher weniger gebauet. Das Geſträuch erreicht eine Höhe von 6 bis 8 Fuß.

Auch dieſe Baumwollenart zeigt mehrere Varietäten. B. Edwards zählt davon fünf; hierunter eine mit röthlich gelblicher Wolle, wegen der Farbe Nankingwolle genannt; ſie wird aber nicht ſo häufig genuzt als die weiße.

Die Baumwollenzucht gewährt den Vortheil, daß der Strauch ſelbſt ſich mit dem dürreſten und ſteinigen Erdreich begnüget; nur darf dieß nicht ſchon zuvor durch anderweitigen Anbau erſchöpft ſeyn.

Das Land zum Anbau verlangt nichts weiter als Reinigung von andern Pflanzen. Man macht in regelmäßigen Reihen, 5 bis 6 Fuß von einander, Löcher, welche 4 Fuß unter einander abſtehen. In jedes derſelben legt man mehrere Baumwollenkörner. Nach 14 Tagen laufen dieſe auf, und ſodann zieht man einige der überflüſſigen Pflänzchen bis auf zwei oder drei heraus. Schon eine einzige würde hinreichend ſeyn, wenn man nicht den Wurmfraß ſo ſehr befürchten müßte. Nach drei Monaten werden die Pflanzungen abermals gejätet und die nun in die Höhe geſchoſſenen Bäumchen ausgehauen und gekappt. Hiedurch verliert man nichts an der Menge der Baumwolle, gewinnt aber durch die geringere Höhe an Bequemlichkeit ſie zu ſammeln.

Nach fünf Monaten fängt die Blüthe an ihre ſchöne gelbe Blume zu zeigen, und acht Wochen darauf iſt die Schote geöffnet. Man ſammlet die Wolle mit ihrem Saamen und führt ſie zu der Abſonderungsmaſchine.

Dieſe Maſchine iſt ſehr einfach, koſtet auch daher nur gegen

3 Guineen. Zwei runde Stäbe oder vielmehr ſehr dünne Cylinder von ſehr hartem Holze, aber 18 Fuß Länge, ſind zwei Linien tief ausgekehlt (cannelirt). Sie ſind ſehr enge mit einander verbunden. Ein Getriebe, welches wie eine Drechſelbank mit dem Fuße in Bewegung geſetzt wird, bringt ſie in Umlauf. Man bietet die Baumwolle dieſen Cylindern dar; ſie faſſen in den langen Hohlkehlen die Wolle; die Saamenkörner gehen wegen ihrer Größe nicht hindurch, ſondern ſich davon ab und fallen zu Boden. Nachmals wird dieſe Wolle durch Menſchenhände von trocknen Blättern oder zerbrochenem Saamen gereinigt, und alsdann, auf den brittiſchen Inſeln in Beuteln zu 200 Pfund, zum Verkauf verpackt.

Die beſte, feinſte Wolle iſt die der holländiſch amerikaniſchen Beſitzungen; ſie gilt 2 Sch. 1 d. das Pfund (etwa 17 ggr.), dann folgt die von Cayenne und St. Domingo und zuletzt die von Jamaica, zu 1 Sch. 7 d.

Der Rechnung des B. Edwards zufolge erfordert die Anlage einer Baumwollen-Plantage:

1) Für 50 Morgen Land (acre) anzubauen	520 Pfund dort. Währ.
Hievon werden nur 25 jedesmal bebauet, damit man im Stande ſey, mit dem Lande zu wechſeln.	
2) 25 Morgen zu reinigen, zu bepflanzen, zu befriedigen . .	175 —
3) 12 dazu nothwendige Neger .	840 —
	1265 —
4) Sechs pCt. hievon	75 — 18
5) Unterhalt ꝛc. der Neger . .	120 —
	1460 — 18

In engliſchem Gelde 1040 Pf. Sterling.

In guten Jahren war der Ertrag auf den Inſeln 112 Pf. Baumwolle auf den Morgen Land. Rechnet man 100 Pf. im Durchſchnitt, jedesmal nur 1 Sch. 3 d., ſo gäben hienach die 25 Morgen 175 Pf. Sterl. Für Taxen und andere Ausgaben etwa 25 hievon abgezogen, blieben daher etwa 150 Pfund Sterl., alſo über 14 pCt. vom Kapital.

Daher haben denn die Franzoſen und Holländer wegen ihrer feineren Wolle ſo beträchtliche Vortheile von ihren Plantagen. Die Feinheit, oder vielmehr die Zähigkeit der holländiſchen Baumwolle von Demerary im ſüdl. Amerika iſt aber ſo erſtaunlich groß, daß ein einziges Pfund davon ſich durch die engliſchen Maſchinen zu einem Faden von 169 engliſchen, alſo etwa 34 deutſchen Meilen, Länge ſpinnen ließ. Die Nachfrage muß auch faſt unangeblich groß ſeyn, wenn man weiß, daß allein in England 350,000 Menſchen von der Baumwolle leben.

Der Werth der hiezu in England verbrauchten Baumwolle iſt in den letzten Zeiten zu einer außerordentlichen Höhe geſtiegen. Im Jahre 1784 wurden 11,280338 Pfund Baumwolle verarbeitet; man rechnete ſie faſt auf 4 Millionen (3,950,000) Pf. Sterl. an Werth. 1787 hatte ſich dieß bis zu 22,600000 Pf. Baumwolle, 7,500000 Pf. Sterl. in Gelde erhöhet, 1796 aber ſchon zu 31,228000 Pf. und 1799 gar bis auf 35,689000 Pf. Wolle, im Gelde zu 9,500000 Pf. Sterl. oder etwa ſieben und funfzig Millionen Thaler!

Die weſtindiſchen Etabliſſements lieferten von der 1787 verarbeiteten Baumwolle allein 12,600000 Pfund Wolle, wovon den brittiſchen Colonien 6,600000 gehörten. Das Pfund zu 1 Sch. 3 d. gerechnet, betrüge dieß eine Summe von 412500 Pf. Sterling.

III. Der Indigo.

Die Pflanzen, welche dieſe ſchöne blaue Farbe liefern, denn man erhält ſie aus mehreren Arten, aus der Klaſſe der zweibrüdrigen zehnmännigen (Diadelphia decandria), machen nach dem Linné ein eigenes Geſchlecht, Indigofera genannt. Die Blume hat einen offenen fünfzähnigen Kelch, eine ſchmetterlingsförmige Krone. Das Schiffchen derſelben iſt mit einem weiten pfriemenförmigen Sporn verſehen.

Die uns bekannten Arten des Indigo gehören alle der heißen Zone. Unter ihnen iſt beſonders der gemeine Indig mit gefiederten Blättern, kurzen Blumentrauben und umgekehrten eirunden Blättlein (Indigofera tinctoria L., bei den Franzoſen Indigo franc), für die Colonien der wichtigſte, obgleich der Anil (Indigofera Anil L.) und der zweiſaamige Indigo (Indigofera disperma L., der Guatimala Indigo) und der wilde oder ſilberfarbige Indigo (Indigof. argentea L.) gleichfalls ſehr gute Farbe liefern. Der gemeine wird wegen ſeines reichen Ertrags vorgezogen; an Schönheit ſteht indeß ſeine Farbe dem Guatimala Indig nach.

Auch dieſes Produkt hält man mit Unrecht für ein der alten Welt urſprünglich eigenes Produkt. Columbus fand den auf St. Domingo wildwachſenden Indigo ſchon vor; auch war er in Mexico einheimiſch. Jetzt hat man ihn durch ganz Weſtindien verbreitet, und Edwards glaubt aus ſeinen langen Wurzeln und ſeinem Fortkommen in dem dürreſten Erdreiche, daß er ſelbſt in dem für jede andere Pflanzung zu ſchlechten Boden gedeihen werde, obgleich ein gutes Erdreich den beſten Indigo gibt.

Die Anpflanzung iſt übrigens nicht ſchwer. Iſt der Boden gehörig gereinigt und aufgelockert, ſo zieht man etwa einen Fuß weit aus einander Furchen von etwa 3 Zoll Tiefe. Hierin wird der Saame aus der Hand geſäet und die Erde wiederum

darüber geworfen. Vom März angerechnet ſteht die Pflanze in drei Monaten in Vollkommenheit, und wird im Auguſt geſchnitten. In einem guten Erdreich erreicht die Pflanze drei Fuß Höhe, in ſchlechtem etwa die Hälfte. In Weſtindien erhält man von ein und derſelben Wurzel zu Zeiten drei Ernten, in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten hingegen höchſtens zwei.

So trefflich der Indigo nun auch unter den Wendekreiſen gedeihet, ſo hat er hier dafür auch ſeinen Hauptfeind. Eine Fliegenlarve oder Wurm vereitelt oftmals die ſchönſten Hoffnungen der Pflanzer. Man kann dieſem Unfalle nur dadurch zuvorkommen, daß man jährlich mit dem Lande wechſelt.

Der Prozeß, die Farbe zu erhalten, iſt höchſt einfach; und die ganze Vorrichtung beſteht aus zwei großen hölzernen Gefäßen (Küpen), welche eins über dem andern ſo geſtellt ſind, daß das unterſte das aus dem oberſten Fließende bequem auffängt. Nachdem die Indigopflanze einige Zoll hoch über der Erde mit der Sichel abgeſchnitten iſt, legt man ſie ſchicht- oder auch bundweiſe in die oberſte, gegen den Boden mit einem Hahn verſehene, große Küpe, die Gährungsküpe (the steeper) genannt, etwa bis zu ⅔ ihrer Höhe. Man bedeckt ſodann den Indigo mit Brettern, welche mit ſehr ſchwerem Gewichte belaſtet, niedergedrückt werden, und gießt 4 bis 5 Zoll hoch Waſſer darüber. Andere Indigobereiter verſehen die Gährungsküpe mit einem zu verſchließenden Deckel. In dieſer Lage läßt man alles zur Gährung, welche bald mit ſo vieler Heftigkeit anfängt, daß ſie die Deckel hebt, ja zuweilen ſprengt.

Alles kommt ſodann darauf an, genau den Zeitpunkt zu beſtimmen, wann die Gährung gerade ihre nutzbarſte Höhe erreicht hat. Man nimmt auf den Inſeln an, daß dieß geſchehen ſey, wenn die Flüſſigkeit, welche aus einer eigenen hiezu gemachten Oeffnung an dem ſie nicht völlig verſchließenden Pflock herabträufelt, gänzlich bis zu dem Pflocke hinauf, von der grünen Farbe in eine kupferrothe übergeht. Gewöhnlich bedarf dieß eine Zeit von zehn oder mehreren Stunden. Zeigt ſich beim Herausträufeln aus jener Oeffnung ein ſaurer Geruch, dann muß die Maſſe ſofort durch Oeffnung des Hahns in das darunter ſtehende große hölzerne Gefäß, die Rührküpe genannt (Battery), gelaſſen, und ihr zugleich eine hinreichende Quantität Kalkwaſſer zugeſetzt werden, welche jene Säure benimmt. Iſt die nun grün gefärbte Flüſſigkeit in den untern Kübel, die Rührküpe, gelaſſen, ſo wird ſie hier bei Einigen durch Menſchenhände, auf Jamaica aber vermittelſt einer Maſchine ſcharf in Bewegung geſetzt und gerührt. Breite Hölzer werden durch ein Getriebe ſtets umher bewegt, und dieß alles durch ein Maulthier, wie bei einem Pferdegöpel getrieben. Hiedurch wird die Fäulniß verhütet, und die färbenden Theile ſetzen ſich erſt in loſen, dann in dichten purpurfarbenen

Flocken oder Klumpen an einander; nur die letzte Farbe zeigt den richtigen Grad dieſer Operation. Hierauf läßt man die Maſſe völlig in Ruhe, wodurch ſich ſodann der fertige Indigo zu Boden ſetzt, und das Waſſer davon, bei einigen in eine dritte Bütte, abgelaſſen wird. Der Indigo wird hierauf in lange Beutel gethan, um abzuträufeln, und ſobald er trocken iſt, in kleine hölzerne Käſtchen zu drittehalb Zoll gelegt.

Auf Jamaica und St. Domingo iſt der Gewinn aller jährlichen Erndten von einem Morgen Landes (acre) an Indigo der mittlern Güte oder zweiten Sorte, gegen 300 Pfund. Vier Neger ſind im Stande 5 Morgen zu beſorgen, und noch überdieß durch Nebenarbeit ihren Unterhalt und ihre Kleidung wieder zu verdienen. Der Vortheil wäre mithin ſehr groß. Denn die 300 Pfund, jedes nur zu 4 Schilling (etwa 2 Gulden) genommen, gäben dennoch für 20 Morgen Landes 1200 Pf. St. Hiezu wären nur 16 Neger und ein äußerſt geringes Capital für Land und Gebäude nothwendig.

Die glänzenden Nachrichten von dem leicht zu erwerbenden großen Gewinn der Indigopflanzer ſcheinen alſo nichts weniger als übertrieben zu ſeyn. Indeß zeigt ſich dieß bei genauer Unterſuchung ganz anders. Edwards ſahe während ſeines achtzehnjährigen Aufenthalts in Weſtindien faſt keinen einzigen Indigopflanzer in die Höhe kommen. Die meiſten derſelben mußten ihre Pflanzungen aufgeben. Eine der Haupturſachen hievon war freilich die außerordentlich hohe Taxe, welche die engliſche Regierung auf den Indigo gegen ihr eigenes Intereſſe gelegt hat; denn deßhalb muß England von den anderthalb Millionen Pfund Indigo, welche ſeine Fabriken verbrauchen, $\frac{2}{3}$ mit baarem Gelde dem Auslande bezahlen.

Die übrigen Urſachen, warum dieſe Pflanzungen ſo häufig mißlingen, ſind folgende: Einmal iſt der bei der Gährung des Indigo ſich entwickelnde Dunſt eine höchſt bösartige Gasart. Dieſe tödtet binnen kurzem die Neger, wenn ſie nicht mit der äußerſten Sorgſamkeit ſich ihr zu entziehen ſuchen, und ſelbſt dann iſt es nur ſelten ganz zu verhüten. Ferner richtet der Wurmfraß viele Pflanzungen zu Grunde. Drittens iſt die Witterung ſehr oft zuwider. Zu dieſen Hinderniſſen geſellt ſich endlich die Unkunde oder das Schwankende in der richtigen Beurtheilung der genau paſſenden Zeit für die Gährung; denn das mindeſte Verſehen bringt wenigſtens einen Indig von ſchlechterer Farbe hervor.

Der Werth des von den Inſeln überhaupt erzielten Indigo wird weiter unten angezeigt werden.

IV. Der Kaffee.

Es iſt ſehr traurig für Europa, daß dieſes völlig nahrungsloſe Naturprodukt ſich noch mehr als ſein ſchädlicheres Ge-

ſchwiſter, der Thee, ſelbſt der geringern Volksklaſſe zu bemeiſtern gewußt hat. Der Schmidt, der Zimmermeiſter, der Soldat, der Tagelöhner, der Hausknecht, die Viehmagd, ja ſogar ein ſehr großer Theil der Landleute, kurz alle Klaſſen, welche nach ſtarkem Aufwande körperlicher Kräfte ſtarken Erſatz derſelben verlangen, welche dieſen ehemals in den durch Gährung flüſſig gemachten Theilen des Korns, in dem Biere fanden, dieſe gewöhnen ſich an ein erſchlaffendes, momentan nur durch die Ingredienzien den Gaumen kitzelndes Gewürz, den Kaffee. Ganze Menſchenracen ſolche verſchlechternde Diät annehmen zu ſehen, gewährt eine traurige Perſpective, und es gehört unerlaßlich zu einem der Hauptgegenſtände der Polizei, hierüber mit Eifer und Sachkunde zu wachen; nicht zuzugeben, daß die gegenwärtige und die kommende Generation durch Achtloſigkeit neuen Heeren von Krankheiten, und eben daher neuen Heeren von Arzneimitteln und von Quackſalbern auf das traurigſte zur Beute werde. Man werfe nur, um dieſe Aeußerungen unſerm Zuſtande angemeſſen zu finden, einen Blick auf den jetzigen Zuſtand der Krankheiten. Da, wo ſich vormals heftige hitzige Fieber zeigten, die ein geſchickter Arzt oftmals durch ein Paar zweckmäßig angebrachte Aderläſſe hob, da ſchleichen jetzt Nervenfieber, Gicht, Epilepſie, Krampfſucht und alle der Erſchlaffung größtentheils ihr Daſeyn verdankende Uebel umher. Dieſe Krankheiten dauern nicht nur viel länger, ſie erſchöpfen den Körper viel anhaltender und bringen nothwendig eine ſchlaffere, weichlichere, kränklichere Nachkommenſchaft hervor.

Wäre es auch ungerecht, dieß Alles dem Kaffee allein zuſchreiben zu wollen, ſo hat man unläugbar ihm und ſeinen ſchlechten Surrogaten, den Cichorien, den Erdmandeln, dem Buch- und Kornkaffee, und wer weiß wie vielen andern Arten, die unſelige Einführung der unermeßlichen Maſſe warmer, erſchlaffender Getränke zuzuſchreiben, die unſer täglich höher aufgeklärtes und täglich an Körper und Geiſt erbärmlicher und principloſer werdendes Geſchlecht zu ſeinem heutigen durchſichtigen, der Auflöſung ſich nähernden Zuſtande mit beſchleunigter Bewegung hinführt.

Einen der Haupturheber dieſer Zerſtörung, den Kaffee, etwas genauer kennen zu lernen, kann daher dem größeren Publikum nicht gleichgültig ſeyn, beſonders da er zu den großen Stapelwaaren Weſtindiens gehört.

Der Baum, welcher den Kaffee trägt, macht in der Klaſſe der fünfmännigen einweibigen (Pentandria Monogynia L.) ein Geſchlecht aus, welches nur zwei Arten enthält. Nur diejenige aus Arabien ſtammende Art mit fünfſpaltiger Blume und zweiſpaltiger Beere (Coffea floribus quinquefidis dispermis L.) gibt unſern Kaffee.

Der Baum ſteigt gerade auf, und erreicht die Höhe von

etwa 18 Fuß, bei 15 und mehreren Zollen im Umkreiſe. Er gleicht etwa unſerm 8 bis 10jährigen Apfelbaume. In den Pflanzungen läßt man ihn, um das Einſammeln der Bohnen zu erleichtern, dieſe Höhe nicht erreichen. Seine Rinde iſt weißlich; die Zweige ſtehen einander gegenüber und laufen pyramidenweiſe in die Höhe; die untern ſind einfach, die obern theilen ſich in mehrere. Das Blatt von etwa vier Zoll Größe gleicht dem Citronenblatte, nur iſt es minder dick. Zwiſchen ihren Wurzeln und den Zweigen treten die weißen Blumen hervor, und füllen die Luft mit balſamiſchem Dufte. Ihnen folgt eine grüne Beere, die bald darauf roth und endlich bei ihrer Reife braunroth wird. Sie enthält innerhalb ihres kirſchenähnlichen Schlauches oder ihrer Beere zwei an einander liegende halb erhabene Kerne, die Kaffeebohne, welche noch ein eigenes zartes, papier- oder pergamentartiges Häutchen einſchließt.

Den Kaffee verdankt man Arabien; jedoch ſoll man ihn nachmals auch auf der Inſel Bourbon wildwachſend angetroffen haben; und die Araber ſelbſt behaupteten gegen Niebuhr, daß ſie ihn urſprünglich aus Abyſſinien hätten. Von Arabien aus brachten ihn die Holländer 1690 nach Java, und bald darauf nach Ceylon. Nach ihren Beſitzungen auf dem feſten Lande von Südamerika, Suriname, brachte ſie 1718 ein Deutſcher, Namens Hansbach. Der Lieutenant des Königs (Lieutenant du Roi) auf Cayenne, de la Mothe Aigron, wußte ſich, aller Vorſicht der Holländer ungeachtet, ein Pfund Kaffeebohnen in ihren Beeren zu verſchaffen, und pflanzte dieſe 1722 mit dem glücklichſten Fortgange in dieſer Colonie an. Zwei Jahre früher ſoll indeß ein anderer Franzoſe, Namens Clieux, ſich ein kleines Bäumchen zu verſchaffen gewußt haben. Er ſegelte damit nach Weſtindien; als aber auf dem Schiffe Waſſermangel entſtand, theilte er ſeine geringe Portion dennoch ſtets mit ſeinem Zöglinge, dem kleinen Kaffeebaume. Er brachte ihn glücklich nach Martinique, und ſein Patriotismus ward ſo ſehr belohnt, daß Martinique ſchon 1756 achtzehn Millionen Pfund Kaffee ausführte.

Jetzt iſt er auf den weſtindiſchen Inſeln einheimiſch, und für dieſe Inſeln von eben ſo erſtaunlichem Werth, als für Europa koſtſpielig.

Die Methode, ihn dort zu erzielen, iſt im Ganzen folgende. Man wählt irgend einen Boden, der nur nicht gerade aus zu fettem harten Thone oder aus zu heißem Mergel beſteht, und theilt ihn nach 8 Quadratfußen ein, ſo daß ein Morgen Landes 680 Bäume enthalten könne, und jeder Baum in gerader Richtung 8 Fuß einer von dem andern abſteht. In den holländiſchen Pflanzungen gibt man ihnen 10 Fuß. Eine Pflanzung enthält dort gewöhnlich 2000 Bäume. Kann man junge Pflanzen bekommen, ſo zieht man dieſe dem Saamen vor.

Man nimmt die erſtern, welche man von 2 Fuß Höhe wählt, ſorgfältig mit der Wurzel aus, läßt ihnen aber nur etwa 10 Zoll Länge. Die Löcher, worin man ſie einſetzt, müſſen groß genug ſeyn, um ſie völlig mit den Wurzeln aufzunehmen. Sollten in der Folge die Pflanzen zu reichlich Zweige treiben, ſo werden ſie ausgeſchnitten, damit der Durchzug der Luft nicht gehindert werde; oder man nimmt wohl gar ganze Stämme wiederum hinweg. Im dritten Jahre, wo die Bäume gegen 6 Fuß Höhe zu erreichen und ſchon zu tragen pflegen, werden ſie gekappt; im ſechsten erreichen ſie ihre Vollkommenheit und dauern 30 Jahr.

Man hat gewöhnlich zwei Ernten; der Baum hat nämlich zu jeder Jahrszeit Blüthen und Früchte. Andere ernten, d. h. ſammeln die Früchte, dreimal im Jahre, im Frühlinge, im Sommer und im Herbſte; die reichlichſte Ernte fällt indeß im Frühlinge.

In einem reichen Erdreiche gibt es einzelne Bäume, welche 6, ja 8 Pfund getrocknete Bohnen bringen; allein im Durchſchnitt iſt $1\frac{1}{2}$ Pf. ſchon eine gute Ausbeute; von einem Morgen Landes kann man aber überhaupt 750 Pf. rechnen.

Die Ernte, d. h. das Einſammlen der Früchte iſt nun ein ſehr wichtiger Gegenſtand. In Arabien ſchüttelt man die reifen Früchte von den Bäumen herab, wie bei uns das Obſt; unter den Bäumen ſind Tücher ausgebreitet, welche ſie auffangen. Die Beeren werden ſodann auf Matten der Sonne ausgeſetzt, bis ſie völlig getrocknet ſind. Dieß erfordert bei der fleiſchigen Beere eine beträchtliche Zeit. Um die Bohnen von den Schalen, dem getrockneten Fleiſche, zu ſondern, ſagt Miron, der ſich lange in Arabien aufgehalten hat, bedienen ſich die Araber Handmühlen mit gefurchten Mühlſteinen, wovon der untere convex, der obere concav und mit einer hölzernen Handhabe verſehen iſt. Durch das Loch in der Mitte des obern Steines werden zuerſt mehrere kleine Steine, etwa halb ſo groß als eine Kaffeebohne, zwiſchen die Steine geworfen; daher rühren die Steinchen der unausgeleſenen Levantebohnen. Sie verhüten das gänzliche Zerpreſſen des Kaffees. Nachmals läßt man die Früchte ſelbſt in dieſe Oeffnung laufen, da ſich denn durch das Umdrehen die Schalen abſondern. Ein Araber kann täglich hiedurch 90 Pfund Bohnen aushülſen. Dieſe Methode iſt ſehr einfach, und iſt daher Urſache, daß der Kaffee der Levante ſeinen völligen Geſchmack behält. Die abgehülſeten trocknen Schalen werden dort gleichfalls gekocht, und dieß ſoll den Kaffee à la Sultane geben. Man treibt einen beträchtlichen Handel damit, und es gibt auch in Arabien Kaffeebohnen und Schalen von vielerlei Güte und Preiſe. Wie denn, dem Niebuhr zufolge, der Kaffee der gebirgigen Yemen-

ſchen Provinzen Kusma und Dſiebi der vorzüglichſte in Arabien iſt.

In Weſtindien iſt hingegen die Behandlung der reifen Kaffeefrucht umſtändlicher, zuſammengeſetzter. Die Neger pflücken die rothbraunen reifen Früchte in Körbe; jeder muß bei Strafe derber Züchtigung dem Aufſeher der Pflanzung den vollen Korb darbringen. Dieſe Beeren oder Kirſchen breitet man an der Sonne auf drei Wochen zum Trocknen hin, da denn nachmals die Bohnen auf der Mühle oder auch durch Stampfen in hölzernen Mörſern von ihrem Fleiſche oder von der Schale geſondert werden. Gewöhnlich aber bringt man die Beeren ſofort auf eine eigene Mühle (the pulping-mill), die hauptſächlich aus einer horizontal ausgekehlten Walze beſteht, um die Schale abzuquetſchen. Sie wird durch ein Getriebe von einem Neger bewegt, und hat oben eine Art Trog oder ſchiefliegenden Trichter, aus welchem die Kaffeekirſchen ſtets auf die Walze hinabgleiten. Bei dieſer letzten, freilich bequemeren Methode, ſoll aber die Bohne nicht völlig den feinen Geſchmack behalten. Die bläuliche Farbe unſrer Kaffeebohnen, obgleich ſie von Einigen geſucht wird, ſoll ein Beweis dieſer geringen Sorgfalt ſeyn.

Die zweite Operation, das Aushülſen der Bohne, nämlich die Abſonderung der feinen pergamentartigen Hülle, iſt gleichfalls die Arbeit einer Mühle. Dieſe größere Maſchine, die Mahlmühle (Grinding-mill), beſteht aus vier ſchweren Walzen, welche ſich an einer horizontalſtehenden Axe drehen. Zwiſchen den Walzen läßt man die Bohnen hinablaufen, das Ganze wird aber nicht von Menſchen, ſondern gleich unſern Roßmühlen, von Maulthieren getrieben. Sind die Hülſen auf die Art von den Bohnen gelöſet, dann bedarf es nur nochmals der Schwinge, um die dünne Haut gänzlich davon zu ſondern.

Dieſe vielartige Sorgfalt muß dennoch durch eine letztere vermehrt werden. Da nämlich der Kaffee ſehr leicht irgend einen Geſchmack an ſich nimmt, ſo kommt es beim Verpacken und Verſchiffen ſehr auf die ihm zunächſt liegenden Waaren oder Sachen an. Rum, oder noch mehr Pfeffer, welche den Kaffeeballen im Schiffe ſehr nahe lagen, verdarben eine ganze Ladung Kaffee. Hieraus läßt es ſich abnehmen, woher oftmals ein ſo großer Unterſchied bei einer und derſelben Art Bohnen rühren mag, und wie precär Vieles bei dieſem Handel bleiben kann.

Eine Kaffee-Plantage erfordert viele Gebäude und hundert Neger; Stedman hat davon eine Zeichnung gegeben, B. Edwards aber durch Rechnung gezeigt, daß der Gewinn dennoch ſicherer und größer als der von dem Anbaue irgend einer der vorher benannten Stapelwaaren iſt; denn nach

Edwards ergeben ſich 24⅗ pCt. von dem zu einer Kaffee-Plantage angelegten Kapital.

Freilich kann dieß Alles nur unter der Bedingung Statt haben, daß die ungeheure Conſumtion des Kaffees in Europa fortdaure. Wie groß dieſe ſey, wird die Ueberſicht des Ertrags einiger der hauptſächlichſten Inſeln Weſtindiens ſogleich zeigen. Für jetzt mögen die Produkte von geringerm Werthe hier kurz bemerkt werden.

Unter ihnen ſteht der von dem feſten Lande von Südamerika herübergeführte 1) Cacao zuerſt. Da wir Gelegenheit haben, ihn in ſeinem echten Vaterlande kennen zu lernen, ſo ſey die Auseinanderſetzung dieſes nahrhaften köſtlichen Naturprodukts bis dahin verſchoben. Für das brittiſche Weſtindien iſt der Cacao kein ſehr bedeutender Artikel; denn der ganze Ertrag der Hauptplantagen des Cacao auf den Inſeln Grenada und Dominika beläuft ſich etwa auf 4000 Beutel, jeden zu 100 Pf., zuſammen 10 bis 11,000 Pf. Sterl. werth. Von St. Domingo gaben die Cacaoplantagen gleichfalls nur 120,000 Livres.

2) Der Pimento oder Jamaikaiſche Pfeffer muß genau von unſern gewöhnlichen Pfefferarten Oſt- und Weſtindiens unterſchieden werden. Dieſe Pfefferart wächſt auf einem mehr als 20 Fuß hohen ſchönen Baume. Der Pimento gehört nicht einmal mit den wahren Pfefferarten zu einer und derſelben Klaſſe, noch vielweniger zu derſelben Gattung. Linné zählt ihn unter die Myrthen (Myrtus foliis alternis, Pimenta L.). Sein Anbau iſt kaum regelmäßig zu nennen. Man wählt nur die Oerter, wo er ſich von Natur hinpflanzt, an den hügelichten Theilen unweit des Meeres, wenn es ſeyn kann, in der Nähe einer andern Plantage. Hier ſucht man nur das Land von überflüſſigem Holze zu reinigen, und läßt die Bäume durch ihre abfallenden oder von den Vögeln hingeführte Körner ſich ſelbſt fortpflanzen. Auf die ſchönen weißen Blumen folgt ſofort in Büſcheln die nach vielartigem Gewürz riechende Frucht; daher der engliſche Name All-spices (allerlei Gewürz, Wunderpfeffer). Auch die Blätter duften ſchön. Die Bäume ſind ſehr fruchtbar; oft erhält man 150 Pf. von einem einzelnen Baume. Hauptſächlich ſammlet man ihn auf Jamaica ein; die Negerkinder ſondern ihn von den Büſcheln, breiten ihn zum Trocknen ſieben Tage aus, um ihn nachmals in Säcke zu ſammeln. Man führt von dort jährlich 6000 Beutel zu 112 Pfund nach Europa; hieraus löſet man etwa 30,000 Pf. St. Im Jahre 1787 betrug die Ausfuhr vom Pimento 616444 Pf., an Verkaufswerth 41033 Pf. Sterling.

3) Der Ingwer (Amomum Zingiber L.), der aus Oſtindien dorthin verpflanzt, vormals einen beträchtlichen Handelsartikel des ſpaniſchen Amerika's ausmachte, wird jetzt nur wenig auf den Inſeln gebauet. Sein Anbau erfordert übrigens

nicht mehr Mühe als der der Kartoffeln. Ein Morgen Landes gibt gegen 140 Pf. Ingwer. Allen dortigen Ingwer, welcher beſonders auf Barbadoes und Jamaica gezogen wird, ſchäzt Edwards in unſern Zeiten nur auf 10,000 Säcke zu 100 Pfund. Der Centner gilt zu London 2 Pf. Sterl. Im Jahre 1787 löſete man aus den 10547 Säcken in London 22148 Pf. Sterling.

4) Der Roucou, oder die Arnatto, iſt bei uns mehr unter dem Namen Orlean bekannt. Man nannte ihn ſo von der Verfälſchung des Namens des Amazonenfluſſes, Orellana, an deſſen Gebiete er häufig wächſt. Er iſt für Europa wichtig, ſowohl für unſere Maler, als beſonders für die Fabrikanten, welche dadurch der Wolle und der Seide die Orangefarbe geben; auch miſcht man der holländiſchen und holſteiniſchen Butter etwas zum beſſern Anſehen bei. In Weſtindien geht der Roucou den Menſchen, den dort Eingebornen, noch näher an. Ganze Völkerſchaften färben ſich täglich damit, und er gehört nach den Nahrungsmitteln zu ihren Hauptbedürfniſſen. Denn mit Carpatöl (Palma Christi Oel) vermiſcht, ſchüzt dieſe Farbe gegen die Inſekten und macht die Haut geſchmeidig. Die Pflanze ſelbſt heißt bei den Botanikern Bixa Orellana (Polyand. Monogyn.), hat zehnlappige Corolle und einen fünfzähnigen Kelch. Stedman hat noch kürzlich eine artige Zeichnung von dem Roucouyer geliefert. Es iſt ein anſehnliches Gewächs oder vielmehr ein Baum, oft von der Größe eines Pflaumenbaums. Die fleiſchfarbigen Blumen, ſo groß wie wilde Roſen, ſitzen büſchelweiſe, und ihnen folgen länglich runde, an den Seiten zuſammengedrückte Saamenkapſeln, ſo groß wie Pflaumen, auswendig mit Borſten beſezt, zulezt von brauner Farbe. Dieſe Kapſeln theilen ſich beim Reifen, und zeigen 40 und mehr an einander gereihete Saamen, ſo groß wie der Coriander, in einem ſchönrothen ſtarkriechenden, klebrigen Teige und Häutchen. Zweimal im Jahre erntet man den Roucou, um Johannis und um Weihnachten. Man kocht den Saamen in reinem Waſſer, wobei ſich denn alle rothe Theile ablöſen und zu Boden ſenken. Labat ſagt hingegen, man laſſe die Körner in hölzernen Trögen etwa eine Woche lang in Waſſer gähren, rühre alles mit Spateln um und zerſtoße endlich die Körner mit Keulen. Dadurch löſe ſich die färbende Materie von dem weißen Saamen; nachdem alles durchgeſiebet, werde dieſe rothe Brühe gekocht und nachmals zum Abkühlen ruhig gelaſſen. Das Sediment, die Farbe, welche wir Orlean nennen, und der man zugleich eine ſtärkende Kraft zuſchreibt, wird ſodann in Tafeln oder Kugeln geknetet und ſo zu uns geführt.

Die Karaiben verfahren weit einfacher. Sie reiben die Körner, nachdem ſie aus der Hülſe oder Schote genommen ſind,

mit den Händen, bis das rothe Häutchen davon abgeht. Das Häutchen, welches ſich an die Hände anhängt, wird ſodann davon abgeſchabt, im Schatten getrocknet und in einen Teig verwandelt. Die auf ſolche Art bereitete Farbe iſt ſchöner als unſer Roucou, würde aber faſt gar keinen Gewinn geben.

Die Ausbeute des Roucou iſt indeß nicht ſo beträchtlich, daß er in den großen Waarenliſten mit aufgeführt werden könnte. Die engliſchen Inſeln bauen ihn wenig. Der beſte kommt von der holländiſchen Colonie Berbice auf Gujana.

5) Die Aloe führt Edwards noch als eins der mindern Produkte der Inſeln an. Dieſe von der afrikaniſchen Inſel Socotora, ihrem wahren Vaterlande, herüber gepflanzte Aloe (Aloe hepatica, Varietät der Aloe perfoliata Linn.) wird beſonders auf der Inſel Barbados gezogen; und es ſcheint nicht ſehr zu bedauern, wie Edwards es doch glaubt, daß man keine allgemeinere Anpflanzungen davon unternimmt, da dieſes Medicament jetzt nicht mehr ſo häufig gebraucht wird als in den ältern Zeiten. Der daraus zu erzielende bittere Saft wird dadurch erhalten, daß man die ganze Pflanze zerſchnitten in einem Netze oder Korbe auskocht, alsdann das hiermit geſchwängerte Waſſer ruhig läßt, da denn das zähe Sediment herausgenommen, bis zur Conſiſtenz des Honigs eingekocht und in kleine Gefäße zum Erhärten geſetzt wird.

Es würde leicht ſeyn, mehrere, vielleicht eben ſo wichtige Handelsartikel als dieſe letztern anzuzeigen, z. B. die Mahagoni und andere Holzarten; viele Arzneien, z. B. Saſſafras, Saſſaparille, Gujac u. dgl.

Indeß ergibt ſich aus dieſen wenigen Produkten des Gewächsreiches von Weſtindien, was ein ſolches Klima zu liefern vermag. Man müßte die ganze Flora des Wendekreiſes hier vorfinden können. Dieß beweiſen die vielen Beſchreibungen Weſtindiens, auch neuerlich Oldendorp und Iſert; vorzüglich aber das Verzeichniß der Pflanzen des trefflichen Gartens des verſtorb. Hinton Eaſt auf Jamaica (Hortus Eastensis von A. Broughton). Welche glänzende Ausſichten zeigen ſich daher nicht hier für den Handel! Faſt ein Paar tauſend Meilen näher gelegen als Oſtindien, erzielen die Antillen ſchon jetzt die wichtigſten Produkte des heißen Erdſtrichs. Auf mehreren engliſchen Inſeln ſind Pflanzungen von Turmerik, vom echten Zimmet, von den Nelken und von dem Mango angelegt, und ihre Ausbeute beweiſet, daß ſie den Produkten von Ceilon und den Molucken in nichts nachſtehen.

Schon vor 15 Jahren ſahe Iſert ſowohl jene beiden feinſten Gewürzarten und ſelbſt den Muskatbaum auf Martinique in voller Blüthe, nebſt einer Menge anderer koſtbaren Gewächſe, welche man aus Oſtindien dorthin verpflanzt hatte.

Der edlen Vorſorge des brittiſchen Monarchen, und der

Unermüdlichkeit des Cap. Bleigh, verdankt Jamaika jetzt anſehnliche Pflanzungen von dem wichtigſten Nahrungsmittel der Südſee-Inſeln, von dem Brodbaume (Artocarpus incisa). Aus deſſen Vaterlande und aus Malabar haben die Franzoſen noch unter Ludwig XVI. jene ergiebigeren Sorten des Zuckerrohrs, deren ſchon oben gedacht iſt, auf Martinique eingeführt.

Auch der chineſiſche Talgbaum, die echte China, und der Baum des arabiſchen Gummi (Mimosa Senegal L.), ſo wie endlich der berühmte Teakbaum (Tectonia grandis), welcher in dem wenig bekannten Pegu, Ava und innern Siam ein ſo treffliches Schiffbauholz liefert, werden jetzt hier erzielt, denn, ſagt Anderſon, der Pflanzer dieſer wichtigſten Handelsprodukte beider Erdtheile, alle die härteſten Hölzer gedeihen in dieſem natürlichen Treibhauſe mit eben ſolcher Leichtigkeit als die poröſeſten, ſchwammigſten Gewächſe. Aber ohne einmal dieſe Hoffnung hier in Anſchlag zu bringen, ſo ſetzt ſchon die heutige wirkliche Ausbeute der Hauptprodukte der weſtindiſchen Inſeln in Verwunderung. Es folgt hier zu dem Ende eine tabellariſche Ueberſicht des Betrags der wichtigſten unter ihnen.

Authentiſche Liſte der nach allen Welttheilen ausgeſchifften Hauptſtapel-Waaren der geſammten engliſchen weſtindiſchen Inſeln, vom Jahre 1787, nach den Totalſummen der einzelnen Produkte.

NB. Bei der Angabe des Werths ſind die Sch. und Pf. weggelaſſen.

Zucker.	Syrop.	Rum.	Kaffee.	Baumwolle.	Indigo.	Pimento.	Ingwer.	Cacao.
Centner.	Gallons.	Gallons.	Centner.	Pfund.	Pfund.	Pfund.	Centner.	Centner.
2,002738	68052	5,270496	34447	9,544121	41064	616444	10547	4234
		Werth	in	Pfund	Ster-	ling.		
3,267545	3687	493553	146405	795301	13802	41033	22148	10585

Außer dieſen Produkten beträgt der Tabak, die verſchiedenen Holzarten, rohe Häute, Medicinalwaaren u. dgl. noch ein Anſehnliches, ſo daß die Totalſumme aller ausgeführten Produkte der brittiſchen weſtindiſchen Inſeln für dieſes Jahr gibt: 5,389054; oder über 32 Millionen Thaler. Hiezu wurden 1815 Schiffe und auf denſelben 21114 Matroſen gebraucht.

Wie ſehr aber die Kultur der brittiſchen Inſeln zunimmt, zeigt ein Vergleich der Jahre in Rückſicht der von dort ausgeführten Produkte. In den letztern Jahren des 17ten Jahrhunderts, z. B. 1698 und 1699 betrugen die allein in Großbritannien eingeführten Produkte etwa 600,000 Pfund Sterl. an Werth. Sie hoben ſich nachmals bald auf 1 Million; 1748 ſchon zu 1,600000 Pf. Sterl.; in dem 7ten Jahrzehend des letzten Jahrhunderts hatten ſie bereits viertehalb Millionen erreicht; 1788 ſtiegen ſie ſogar auf 6,488391 Pf. St. Rechnet man hiezu 443666 Pf. Sterling als den Werth der nach Irland, den Freiſtaaten von Amerika, den fremden weſtindiſchen Ländern und Afrika geführten Waaren, ſo ergibt ſich die große Summe von mehr als 7 Mill., oder faſt 42 Mill. Thaler.

Alles dieß aber ſchafft der Fleiß von 65,000 Weißen und 455,000 Schwarzen.

An bloßen Abgaben von jenen Produkten empfing die Regierung der jetzt vereinigten drei Königreiche beinahe 2 Mill. Pf. Sterling.

Dem Arnould zufolge erhielt Frankreich von ſeinen weſtindiſchen Colonien zur Zeit des Ausbruchs der Revolution, für 185 Millionen Livres, alſo über 46 Mill. Thaler, Waaren. Hierunter befanden ſich für 134 Mill. Zucker und Kaffee; 26 Mill. für Baumwolle; 11½ Mill. für Indigo und Roucou, und für 10 Mill. Cacao, Ingwer und minder bedeutende Produkte.

Bei der Wichtigkeit von St. Domingo werden folgende Anzeigen hier nicht unwillkommen ſeyn.

Bekanntlich betrug der franzöſiſche Antheil an St Domingo nur etwas über ein Viertel der ganzen Inſel, die durch den letzten Frieden mit Spanien der franzöſiſchen Monarchie ganz abgetreten iſt.

Jener kleine Theil der Inſel lieferte 1791 über 163 Mill. Pfund Zucker, 29,000 Pf. Syrop und 303 Bariquen Zuckerbranntewein, 68 Mill. Pf. Kaffee, 6 Mill. Pf. Baumwolle, 930,000 Pf. Indigo, 130,000 Pf. Specereien u. dgl. Dieſe geſammten Waaren gaben beim Verkauf in Frankreich 128,918156 Liv., alſo über 32 Mill. Thaler. Der Totalwerth aller Plantagen von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Cacao, der 455,000 Neger, der 16,000 Pferde und Maulthiere, der 12,000 St. Hornvieh, wie auch der Gerbereien, Taffia- (Rum-) Fabriken, Kalk- und anderer Oefen, kurz aller Landesreichthum

zuſammen genommen, ward dem großen Capitale von 1487 Millionen Livres gleich geſchätzt.

Neueren Angaben von 1802 zufolge betrugen die Exporten überhaupt 4,765129 Liv. Sterling.

Bei einem Vergleiche von St. Domingo und Jamaica ſchlägt hiernach die Wage ſehr zu Gunſten von St. Domingo aus, und zwar, wie auch Edwards bemerkt hat, wegen der Vorzüglichkeit des Bodens.

Freilich herrſcht ſelbſt unter den Angaben der Franzoſen über den Gehalt dieſer Inſel oftmals eine bedeutende Verſchiedenheit.

Damals (1802) rechnete man $2\frac{1}{2}$ Millionen anbauungsfähigen Landes; wirklich angebauet waren hievon nur $1\frac{1}{2}$ Mill. Weiße lebten dort damals 42,000; Mulatten (Hommes de couleur) 44,000; Neger 600,000 *); Zuckerpflanzungen überhaupt, 793; Kaffeepflanzungen 3117; Cacaopflanzungen 54; Baumwollepflanzungen 789; Indigopflanzungen 3160.

Dänemark erhält von St. Croix allein 150,000 Ct. Zucker; dieſe ſelbſt nur als roher Zucker zu 6 Sous das Pf. dort berechnet, geben ſchon $4\frac{1}{2}$ Mill. Liv. oder über 1 Mill. Thaler. Nach Copenhagen kommen jährlich 19,000 Faß Zucker aus Weſtindien, ohne die übrigen Waaren in Anſchlag zu bringen.

Die beiden holländiſchen Inſeln St. Euſtach und Curaſſao lieferten dem Ricard zufolge völlig für 5 Millionen Gulden an Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao. Hiebei waren der Tabak, Indigo, die Farbehölzer und Häute nicht gerechnet. Surinam und die andern Colonien des holländiſchen Guiana dürfen hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden. Stedman ſchätzt den Zucker und den Rum, welcher jährlich nach Amſterdam geladen ward, auf 200,000 Pf. St.; den Kaffee aber gar auf das Doppelte. Hier fehlen nun noch Rotterdam und Seeland, welche gleichfalls beträchtliche Summen erhalten.

Die größte Inſel Weſtindiens, Cuba, könnte unſtreitig auch für den Handel eine der wichtigſten ſeyn, ſobald Spanien nur die dazu nothwendigen Freiheiten ertheilte. Wie viel Cuba vermöchte, hat ſich durch den einzigen Artikel, den Zucker, während des letzten Krieges gezeigt. In den Jahren 1764 und 1770 gab die Zuckerernte, den gültigſten, bis jetzt nicht öffentlich bekannten Angaben zufolge, nur 240,000 Centner. Die Pflanzungen hoben ſich während des Kriegs und durch den Fall von St. Domingo bald bis auf 7, darauf zu 800,000 Ctn., und 1800 gar zu einer Mill. Centner. Dieſe nur als völlig roher Zucker zu 3 Piaſter gerechnet, gaben daher ſchon auf 4 Millionen Thaler. Hier ſind nun der Kaffee, Cacao, Indigo, Tabak, die Häute nicht in Rechnung gebracht.

*) Ich muß hiebei erinnern, daß die S. 17. angegebene Population, lediglich von dem ehemaligen Spaniſchen Antheil zu verſtehen ſey.

Porto Rico, welches an Größe Jamaica ziemlich gleich ſeyn mag, und Trinidad geben gleichfalls viele treffliche Produkte, wie wir dieß oben *) angezeigt haben.

Rechnet man jetzt die obigen Angaben zuſammen, ſo ergibt ſich, ſo viel Schwankendes auch hiebei noch Statt finden möchte, jährlich wohl ſtets eine Summe gegen 110 Mill. Thaler für die wichtigſten Produkte Weſtindiens; ohne es hiebei in Anſchlag zu bringen, daß die ganze Volksmenge derſelben ernährt wird.

Welch eine erſtaunliche Quelle des Reichthums, der Thätigkeit und der Macht wird hiernach Weſtindien für Europa! Denn außer der oben angezeigten Summe der Schiffe Englands, ſetzt Frankreich hiezu auf 600 Fahrzeuge und 15,000 Matroſen in Bewegung. Holland bedarf mehr als 300 Fahrzeuge, und Dänemark über 30 Schiffe für den weſtindiſchen Handel.

Jetzt rechne man die Wirkſamkeit der Manufakturen und Fabriken des Mutterlandes, da die Colonien faſt alle Bedürfniſſe der Bequemlichkeit und zum Theil der Nothwendigkeit erhalten.

Die Exporten Englands nach ſeinen Inſeln, faſt gänzlich engliſche Fabrikwaaren, betrugen im Jahre 1787 über 1 Mill. 600,000 Pf. Sterl. Von Irland 277,000. Hiezu die Fracht gegen 400,000 Pf. St.; ferner die Maſſe der Waaren, welche zum Einkauf der Neger nach Afrika geſandt wird, 668,000 Pf. Sterl. Der Wein von Madera und den Azoren 30,000, endlich von dem brittiſchen Amerika über 100,000, gibt zuſammen über 3 Millionen Pf. Sterl., oder 18 Mill. Thaler. Das ganze Capital des brittiſchen Colonial-Eigenthums berechnet aber Edwards nach einem ähnlichen Anſchlage als zuvor bei St. Domingo, auf 70 Millionen Pf. Sterl. oder 420 Millionen Thaler. Frankreich lieferte ſeinen Inſeln dem Gelde nach eben ſo viel als England, nämlich für mehr als 42½ Million Waaren eigener Fabrik, beinahe 20 Millionen an Nahrungsmitteln, über 7 Mill. an Weinen, 2½ Mill. an Holzwerk und Metallen; mithin zuſammen über 72 Mill. Livres (18 Mill. Thaler) faſt größtentheils in ſich ſelbſt erzielter Waaren.

Dieſe 36 Millionen Thaler ſind nur allein von England und Frankreich jährlich angelegt. Wie viel tauſend Familien wurden dadurch nicht in beiden Reichen erhalten? Für Holland und Dänemark iſt dieß freilich in weit mindern Verhältniſſen der Fall, und wenn ſich gleich Spanien, wegen Mangel ſeiner Induſtrie, nur einer ſehr geringen Maſſe zu Hauſe gearbeiteter Waaren zum Unterhalt ſeiner Colonien rühmen kann, ſo wurde dennoch hiedurch in andern Theilen von Europa eine ſehr große Zahl Menſchen ernährt. Selbſt Deutſchland hat an dem Handel der Colonien vermittelſt ſeiner Fabrikate, z. B.

*) S. 32.

Leinwand u. a. einen höchſt wichtigen Antheil; und es würde uns zu weit führen, wenn hier gezeigt werden ſollte, wie viel der Norden in Rückſicht der zum Schiffbau nöthigen Artikel durch Weſtindien gewinnt.

Millionen Europäer genießen daher jene koſtbaren Erzeugniſſe Weſtindiens, und noch mehrere Millionen der untern Volksklaſſe in Europa verdanken ihnen ihren Erwerb, ihre Exiſtenz.

Ohne den Schweiß der 1,200,000 Neger würde aber ſchwerlich jede andere Menſchenrace, welche dem dortigen Klima nicht ſo anpaßte, dieſe Schätze Weſtindiens zu Tage fördern, und ohne dieſe könnte daher dieſe erſtaunliche Erwerbsquelle für Europa vielleicht verſiegen.

Es ließe ſich nämlich hier einwerfen, daß da die ſogenannten Boucaniers und Flibuſtiers, deren bereits zuvor Seite 91. Erwähnung geſchehen iſt, im 16ten Jahrhundert einige dieſer Inſeln mit gutem Erfolg angebauet hatten, ſo zeigte dieß Beiſpiel die Fähigkeit des Europäers überhaupt, in dieſem heißen Klima nicht nur auszudauern, ſondern ebenfalls nützliche Pflanzer zu werden.

Indeß kann man doch ſchwerlich läugnen, daß der unter einem ſo heißen Klima geborne Neger weit beſſer hieher paßt, daß daher die Sterblichkeit unter den Negern in Weſtindien weit minder, und ihre Arbeit weit einträglicher werden würde, ſobald ſie ſich in keiner unbequemern Lage befänden, als dieß bei europäiſchen Coloniſten der Fall ſeyn könnte. Denn man bedenke, daß jene Boucaniers Menſchen waren, welche durch viele Seereiſen, Herumſtreifen und unſtetes Leben für jedes Klima bereits abgehärtet und zu jeder Koſt gewöhnt waren, mithin nicht mit Coloniſten zu vergleichen ſtehen, welche nie zuvor ihr weit kälteres und minder feuchtes Europa verlaſſen hatten, alſo ruhig an ein durchaus minder ſchädliches Klima und andere Nahrung gewöhnt waren.

Sey es, wird der Menſchenfreund ſagen, daß der Neger Weſtindiens Produkte anbaue, aber iſt es deshalb nothwendig, daß dieſer fleißige Neger ein der Willkühr des Pflanzers unterworfener, verkäuflicher Sklav bleibe? Wäre es nicht Pflicht, gerade dieſen ſo nützlichen Menſchen die Freiheit zuzugeſtehen, ſie in eine bequemere Lage zu ſetzen, ihre Ehen zu ermuntern und dadurch zur Ehre der Menſchheit dem verhaßten Menſchenhandel auf einmal das Garaus zu machen?

Die Gründe für und wider den Sklavenhandel und die Beibehaltung der Sklaverei hier umſtändlich gegen einander abzuwägen, überſchritte das hier vorgeſteckte Ziel ſehr weit.

Nur einige Bemerkungen über dieſe wichtige Materie beizubringen, erlauben die beſchränkten Gränzen. Ohne hier die Rechtmäßigkeit und daher die Zuläſſigkeit der Sklaverei beſtimmen zu wollen, ja ſelbſt ohne einmal das bloße Gefühl

genauer in Anſpruch zu nehmen, ſo erregen die Ausdrücke Menſchenverkauf, Leibeigenſchaft und erbliche Sklaverei ſchon bei jedem nur unbefangenen Manne den lauten Wunſch, dieſe entſetzlichen Worte aus unſerer Sprache ausſtreichen zu können. Wenn es aber darauf ankommt, eine wichtige, der Menſchheit wohlthätige Hauptveränderung vorzunehmen, dann erfordert dieß wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit, ſie wirklich bewerkſtelligen zu können, und zugleich die Gewißheit, dadurch kein neues, für die Societät gleichfalls bedeutendes Unglück herbei zu führen.

Nahm die Sklaverei, nahm der Menſchenverkauf in Afrika mit dem Negerkauf der Europäer ſeinen Anfang? Nein, ſeit Jahrtauſenden handelte man dort um Menſchen, ſeit Jahrtauſenden ſchätzte man ihr Leben kaum ſo hoch als das der Hausthiere. Da der Afrikaner ſicher eben ſo ſehr, ja noch mehr als der Europäer, ſeinen Leidenſchaften fröhnt, ſo wäre es gegen die Natur des Menſchen anzunehmen, daß die dortigen Könige und Fürſten, oder überhaupt die dortigen Staaten von irgend einer Categorie jemals lange mit einander in Frieden leben werden; der Krieg führt aber nothwendig bei dieſen rohen Völkerſchaften entweder Tod oder Sklaverei mit ſich.

Das Aufkaufen der Neger durch die Europäer für Weſtindien verurſachte dort nur mannigfaltigern Vorwand ſich einander zu bekriegen, Menſchen zu rauben, oder freie Menſchen zur Sklaverei zu verdammen. Alles, was man daher von der Abſchaffung des Negerhandels für die Neger ſelbſt erwarten, ja mit Recht fordern könnte, wäre eine Verminderung jener Uebel in Afrika ſelbſt. Freilich ſchon etwas ſehr Bedeutendes für das Wohl oder vielmehr für das mindere Wehe der Menſchheit; indeß erwäge man hiebei folgendes.

Unläugbar zeigten die wenigen ſchon oben beigebrachten Beiſpiele, daß die Ausſicht, die Kriegsgefangenen an die Europäer verkaufen zu können, manchen derſelben das Leben erhielt. Ob dieſer Fall einmal nicht zu hoch von den Vertheidigern des Sklavenhandels in Anſchlag gebracht werde, und ob ein auf die Weiſe gefriſtetes Leben überhaupt einem ſchnellen Tode ſehr vorzuziehen ſey, dieß zu unterſuchen, würde hier zu weit führen.

Mag dem auch ſeyn wie ihm wolle, genug die Quelle der Sklaverei wird durch das Abſchaffen des Sklavenhandels für Weſtindien auch ſelbſt dann nicht gänzlich verſtopft, wenn gleich alle Handelsmächte einſtimmig dieſem Handel ein Ende machten.

Aber dieſe Harmonie der Handelsmächte Europens, kann irgend Jemand dieſe nur wahrſcheinlich finden, der den Handelsgeiſt, den Heißhunger der Europäer nach Gold und Macht nur oberflächlich kennt? Nein, es hieße auch dieß die Natur des Menſchen ſelbſt verkennen; es hieße lächerliche Grillen von

möglicher Geiſteserhabenheit und Edelſinn für Wahrheit annehmen.

Schaffte heute England die Sklaverei plötzlich ab, dann würden die übrigen Mächte nur deſto wohlfeiler die Sklaven aufkaufen, deſto wohlfeiler ihre weſtindiſchen Produkte feil bieten, und England oder überhaupt diejenige Commerzialmacht zu Grunde richten, welche den Negerkauf abgeſchafft hätte, wenn dieſe nicht von freien Stücken ihre Colonien aufgeben wollte.

Man ſage nicht, der freie Neger arbeite mehr, arbeite beſſer, und eben daher werde England ſodann gleichfalls ſeine Produkte leichter und beſſer verſilbern. Iſt wirklich einmal eine ſolche Lücke von mehr als 40,000 Negern jährlich im Handel offen, und kann der Holländer, oder der Franzoſe*) dieſe nun beträchtlich wohlfeiler einhandeln, dann können beide ihre Plantagen vergrößern und ihre Neger noch mehr als jetzt anſtrengen und zu Tode arbeiten laſſen. Dieß muß ſodann aber nicht etwa wie anjetzt, bei dem hohen Einkaufspreiſe, Schaden, ſondern höchſt wahrſcheinlich Gewinn bringen, da der friſche Erſatz ſo wohlfeil iſt.

Es werde indeß einmal das Unwahrſcheinlichſte wahr, alle Europäer heben den Menſchenhandel auf; wird ſodann der ganze Orient, werden die Marokkaner und übrigen barbariſchen Mächte und die großen Staaten des Innern von Afrika nicht ſodann eine weit größere Menge Sklaven ankaufen, als jetzt, da dieſe Waare wegen der Concurrenz der Europäer ſo theuer iſt, und dann ſo wohlfeil würde?

Aber nun zu der andern Hälfte der Frage: iſt man nämlich gewiß, durch dieſe Aufhebung der Sklaverei der Menſchheit kein neues ſchweres Unglück zuzuziehen? Was wird bei der Aufhebung der Sklaverei aus den Colonien? Was aus dem Mutterlande? Höchſt wahrſcheinlich das, was aus St. Domingo und aus Frankreich durch die ſo geprieſene Declaration des droits de l'homme ward. Die Plantagen gingen im Rauch auf; die Weißen wurden niedergemacht, und ein wichtiger Theil des Mutterlandes machte banquerot.

Freilich würde dieß wohl hauptſächlich, wie ſchon vorhin bemerkt iſt, nur bei einer plötzlichen Freigebung der Neger geſchehen. Indeß iſt es doch nicht zu läugnen, daß der größte Theil der Afrikaner ſogar nach den Geſtändniſſen ihrer wichtigſten Vertheidiger, und auch der mähriſchen Brüder, äußerſt träg iſt; daß Tauſende derſelben ſchwerlich eine ſo anhaltende Anſtrengung äußern würden, welche doch für die Plantagen von unerläßlicher Nothwendigkeit iſt. Man wende hiergegen nicht etwa ein, daß das Freigeben der Schwar-

*) Ich darf hiebei annehmen, daß, nach zurückgekehrtem allgemeinen Frieden, die Colonien Weſtindiens nicht länger einzig und allein in Englands Händen ſeyn werden.

zen für verſchiedene Staaten von Nordamerika ſehr vortheilhaft ausgefallen ſey. Dieſe Staaten ſind unter einem von den weſtindiſchen Colonien anſehnlich verſchiedenen Himmel gelegen; denn diejenigen, welche ihre Neger frei gaben, waren vorzüglich die nördlichern Freiſtaaten. Hier iſt die Unluſt des Negers zur Arbeit, die von der Hitze des Klimas natürlich eingeflößte Indolenz bei weitem nicht mit der in Weſtindien zu vergleichen. Hier hat alſo wohl der freie Neger mehr Arbeitſamkeit und Stetigkeit, als dort, oder auch in ſeinem eigenen Vaterlande; er fühlt ſchon die Veränderung des Himmels.

In Afrika ſelbſt iſt aber die Arbeit der Sklaven weit geringer, als in den Colonien. Sie bauen in Afrika bei dem reichen Boden leicht zu erzielende Landesfrüchte, und das Ununterbrochene in der Arbeit, alle die ſchweren Operationen, welche bei den Haupterzeugniſſen Weſtindiens, die da nicht eigentliche Nahrungsmittel ſind, nothwendig werden, fallen dort von ſelbſt hinweg.

Es bleibe für eine eigene größere Arbeit aufbewahrt, alle Gründe für und wider die Sklaverei der Schwarzen nach vorhergegangener parteiloſer Darſtellung der Natur und Verſchiedenheit der einzelnen Negervölker aus einander zu ſetzen.

So viel ergibt ſich indeß aus unſern wenigen Bemerkungen: daß die Schwierigkeiten bei der Abſchaffung des Negerhandels nicht minder groß ſind, als es die Gefahr iſt, die Colonien, welche jetzt durch ihre Sklaven reich und blühend ſind, zu Grunde gehen zu ſehen, und mit ihnen den Handel, ferner eine unbeſtimmbare Anzahl der Fabriken, kurz einen ſehr großen wichtigen Theil von Europa.

In dieſer kritiſchen Lage ſcheint ſowohl für das Mutterland als für die Colonien der einzige ſichere Ausweg, nicht ſowohl auf eine ſchnelle Aufhebung der Sklaverei, als vielmehr auf die Verbeſſerung der Lage der Neger ernſthaft bedacht zu ſeyn, und hiedurch endlich das Verlöſchen dieſes verhaßten Handels ſelbſt, allmählich herbeizuführen.

Der Zuſtand der Neger hängt aber genau mit dem Zuſtande der Colonien ſelbſt, das heißt mit dem der dortigen Proprietäre, zuſammen. Sind die bürgerlichen Einrichtungen derſelben gut, wird für gute Geſetze, Geſetze, welche die Sicherheit des Vermögens und des Handels betreffen, ſo wie die des Aufwands und der Sitten, ernſthaft Sorge getragen, wird auf möglichſte Weiſe Humanität und Moralität befördert, dann ſchwindet ſchon hiedurch eine Hauptquelle der Mißhandlungen der Sklaven.

Werden endlich ſtrenge Geſetze gegen die willkührliche Behandlung der Schwarzen gegeben, und werden dieſe, wie auf Jamaica, von einem eignen Schutzrath für die Sklaven (Coun-

cil of Protection) oder auf Grenada durch die zuvor angezeigten Vormünder der Neger (Guardians of the Slaves) bewacht; werden den Negern nicht länger die Rechte jedes andern Menſchen verſagt, nämlich als Kläger gegen die Weißen auftreten und zeugen zu dürfen; ſorgt man genauer für ihre Geſundheit und für ihre Erhaltung; ermuntert man bei ihnen den eigenen Anbau, führt man mehr weibliche Neger ein und erleichtert die Ehen; leitet man ſie endlich durch beſſern Unterricht, nach der Methode der mähriſchen Brüder, zu höherer Sittlichkeit und Kultur; dann iſt ſicher ihr Zuſtand nicht bloß mit den geringern Ständen in Europa größtentheils im Gleichgewicht, ſondern der Sklavenhandel ſchwindet von ſelbſt allmählich hinweg. Die häufigen fruchtbaren Ehen geben mehr und mehr Erſatz, und der Sklavenhändler findet wenige oder gar keine Abnehmer.

Den Handel ſelbſt hat abermals England bereits menſchlicher zu machen geſucht. Vorzüglich im Jahre 1788 würden mehrere harte Schiffscapitaine zur Verantwortung gezogen; es wurden über die Behandlung der dabei gebrauchten Matroſen Geſetze gegeben; und es ward zugleich die Zahl der Sklaven beſtimmt, welche ein Schiff von einer gegebenen Größe auf einmal zur Ueberfahrt nur einnehmen darf. So z. B. ein Schiff von 200 Tonnen, ſoll für 3 Tonnen nur 5 Sklaven, alſo nur 330 Neger einnehmen; kleinere Fahrzeuge aber auf eine gleiche Tonnenzahl noch weniger.

England, obgleich der größte Intereſſent beim Sklavenhandel, hat ſich alſo auch hierin am edelſten betragen, und die Society for the Abolition of the Slave-Trade that weit ausführbarere Vorſchläge, und zeigte weit lautrere Abſichten als Mehrere jener Amis des Noirs der Revolutionszeit in Frankreich. Möge die Vorſicht die Abſicht dieſer Edlen ſegnen und den traurigen Handel ohne Englands Nachtheil gänzlich aufhören laſſen!

Ueber den neuern Zuſtand von Hayti (St. Domingo) und über die Neger überhaupt; hauptſächlich nach Rainsford und Gregoire; ein Zuſatz zu der Darſtellung der Neger.

Das Phänomen eines eigenen Negerſtaats auf einer der größten und fruchtbarſten Inſeln Weſtindiens iſt ſo wichtig und ſo genau mit dem verbunden, was die beiden Theile dieſes Leſebuchs über die Neger enthalten, daß man hier ſicher eine kurze Auseinanderſetzung davon erwarten darf.

Nach allen Schrecklichkeiten, welche die, durch jene plötzliche Freilaſſung der Neger hauptſächlich entſtandenen Kriege

der Weißen gegen die Schwarzen erzeugt hatten, ſahen ſich jene, ungeachtet der wichtigen Hülfe Frankreichs unter le Clerc und Rochambeau, endlich von den Negern überwältigt.

Da der Neger Touſſaint l'Ouverture hieran den größten Antheil hatte, ſo verdient dieſer ſeltne Mann, daß man ihn auch hier näher kennen lernt. Die kurze Biographie, welche uns Rainsford von ihm mittheilt, zeigt ihn als einen hellſehenden Kopf, von ſchneller Faſſungskraft, aber auch als einen Mann, der mehrmals hohen Edelſinn und große Menſchenliebe äußerte.

Er war als Sklave auf St. Domingo geboren, und anfangs verrichtete er gerade die niedrigſten Dienſte der Schwarzen. Er hütete nämlich die Heerden, und überhaupt das Zuchtvieh ſeines Herrn, Bayon de Libertas.

Bereits in dieſer ſchlechten Lage gab er Beweiſe ſeines Kopfes und ſeines Herzens. Er verſtand es, die ihm anvertrauten Thiere durch Langmuth und Geſcheidtheit ſo weit zu bringen, daß ſie bloß auf ſein Zureden alles verrichteten was er wünſchte und was ihnen nur ihr Faſſungsvermögen zu thun erlaubte.

Seine unbeſchränkte Wißbegierde ließ ihn aber hiebei ſeine Nebenzeit ſo glücklich benutzen, daß er zur Bewunderung ſeiner Mitſklaven und ſeines eigenen Herrn, im Leſen, Schreiben und Rechnen beträchtliche Fortſchritte machte.

Dieß bewog den Hrn. v. Libertas, ihn als Hausneger zu ſich zu nehmen, und ihm ſogar den dort vorzüglichſten Poſten der Hausſklaven, den eines ſogenannten Poſtillons, zu ertheilen. Dieſen vertrat er dann mit einer Treue und Verſtändigkeit, daß er ſich die entſchiedenſte Zuneigung ſeines Herrn erwarb.

Hiedurch fand er ſich in der Lage, bedeutende Fortſchritte in vielen Theilen des Wiſſens zu machen. Beſonders ſtudirte er den Epictet in einer franzöſiſchen Ueberſetzung, und ward bald ein Anhänger dieſes Weltweiſen. Ebenfalls waren ihm Raynals Schriften vorzüglich willkommen. Als er ſich aber nachmals, wiewohl ſehr gegen ſeine Neigung, gezwungen ſahe, thätigen Antheil an der traurigen Fehde ſeiner Mitbrüder gegen die Coloniſten zu nehmen, ſo ſuchte er ſich durch die Schriften des Marſchalls von Sachſen, des engl. Generals Loyd, ferner Guichards und, von den Alten, durch den Cäſar, die Scriptor. de re militari u. A. in der Kriegskunſt zu unterrichten.

Auch zeigte er bald, wie ſehr die Lehren dieſer Meiſter bei ihm gefruchtet hatten, denn die wichtigen Vortheile, welche mehrmals die Armee der Neger errang, gehörten größtentheils ihm. Selbſt die damalige conſulariſche Regierung Frankreichs geſtand im November 1801 in den an Touſſaint gerichteten

officiellen Depeſchen dieſem Obergeneral der Neger die ausgezeichneteſten Talente zu.

Aber auch während der größten Erbitterung der Neger gegen die Pflanzer zeigte ſich Touſſaint zugleich als ein dankbarer und oft ſehr edler Mann.

Sein vormaliger Herr, Bayon de Libertas, wäre wahrſcheinlich, wie tauſend Andere, ein Opfer der Wuth der Neger geworden. Touſſaint brachte es aber unter ſehr großen Schwierigkeiten dahin, ihn und ſeine Familie glücklich zu retten und ſie heimlich nach Baltimore in Nordamerika hinüber zu bringen. Seiner Dankbarkeit genügte dieß indeß nicht. Er verſorgte ſie mit allem Nothwendigen, ja er ſetzte ſeinen vormaligen Wohlthäter ſogar in eine glückliche, ſeinem vorigen Stande angemeſſene Lage.

Touſſaints Edelſinn ſprach ſich aber noch deutlicher durch folgenden, von Rainsford aufbewahrten Vorfall aus.

Als Obergeneral ſollte er über vier gefangene Weiße das Endurtheil fällen, welche ſich eines ſchweren Verraths ſchuldig gemacht hatten, und auf der Flucht ergriffen waren. Jedermann, und begreiflich auch die Gefangenen zitterten vor dem härteſten Todesurtheile. Touſſaint ließ ſie am nächſten Sonntage in die Kirche führen, und als man in dem Kirchengebete an die Stelle kam, worin den Chriſten auferlegt wird, ihren Feinden zu vergeben, trat er mit den Gefangenen vor den Altar, führte ihnen ihr ſchändliches Betragen auf eine erſchütternde Weiſe zu Gemüthe, und befahl — — — — ſie auf der Stelle in Freiheit zu ſetzen!

Wir übergehen hier das weitere Schickſal dieſes ſeltenen Mannes. Es iſt bekannt, daß er in Frankreich ſtarb; daß bald darauf die Neger von neuem zu den Waffen griffen, und endlich einen unabhängigen Negerſtaat bildeten, der mit einer Republik anhub und ſich nachmals in das Kaiſerthum des Generals Deſſalines verwandelte.

Merkwürdig und charakteriſtiſch war hiebei der feierliche Aufzug, welcher der Krönung des Negergenerals Deſſalines vorherging.

„Es wurde, ſagt Rainsford, eine feierliche Proceſſion veranſtaltet, welche die verſchiedenen Functionen im Staate darſtellte, und zwar in der Verbindung, in welcher ſie in das Intereſſe deſſelben eingreifen. Ein großes, herrliches Gemälde, das, da ſich die Sitten und die Grundſätze des Volks aufs deutlichſte und unverkennbarſte in demſelben ausſprachen, nicht ohne Eindruck auf das Herz bleiben konnte! An der Spitze dieſer Proceſſion befand ſich die Erziehung, als das erſte und hervorſtechendſte Glück einer Nation; an ſie ſchloſſen ſich die Künſte und Gewerbe an, die von nicht geringerm Werthe ſind; auf dieſe folgte der Ackerbau, der an dem Geſchäft der erſtern

den wichtigſten Antheil hat; den nächſten Platz nahmen der auswärtige und der Nationalhandel ein; hierauf kamen die Gerechtigkeit und Geſetzgebung, auf welche die Geſundheits-beamten folgten; zu allerletzt das Militär."

Ein prächtiges Amphitheater war auf einer großen Ebene errichtet. Unter dem Donner der Kanonen, den die Schiffe, die im Hafen lagen, zum Zeichen ihrer Huldigung erwiederten, wurde Johann Jacob Deſſalines zum Kaiſer von Hayti ausgerufen. Die Kirche heiligte dieſen Act durch ein feierliches Te Deum, und der Tag endigte ſich mit öffentlichen Freudenbezeugungen, die wahrſcheinlich die aufrichtigſten waren, mit welchen je ein Ereigniß dieſer Art begrüßt wurde."

Indeß iſt dieſes aus der Republik ſo plötzlich emporgeſtiegene Kaiſerthum jetzt von neuem in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Nebenbuhler von Deſſalines ſtiegen bald auf; er ſelbſt iſt nicht mehr. Einer der bedeutendſten Generale der Neger, Chriſtoph, und Pethion, ein anderes Negeroberhaupt, kämpfen gegenwärtig mit einander.

Die Sitten der freigewordenen Neger ſchildert Rainsford ſehr zu ihrem Vortheil. Es zeigten ſich jetzt bei dieſen vormals unterdrückten Menſchen ſeltne Geſchicklichkeiten, die man zuvor nicht geahnet hatte, Vorliebe zu Kenntniſſen und Fleiß zur Arbeit. Die Familien leben im anſtändigen, nicht übertriebenen Wohlſtande. Auch ſchien Bruderliebe und allgemeiner Frohſinn unter ihnen zu herrſchen.

Da zugleich jeder Bürger dieſes neuen Negerſtaats die mit ſo ſchweren Kämpfen erkaufte Freiheit enthuſiaſtiſch liebt und ſicher bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wird, ſo ſieht ihn Rainsford ſo lange für unüberwindlich an, bis innerer Zwiſt und äußere Feinde ihn zugleich angreifen.

In Rückſicht mehrerer Beweiſe für die Talente der Neger dürfen wir die Leſer auf die ſchätzbare, wenn gleich hin und wieder mit einiger Vorliebe geſchriebene Abhandlung des Abbé Gregoire *) verweiſen. Er zeigt ſich darin als ein eben ſo ſachkundiger als menſchenfreundlicher Mann.

*) Die Neger. Ein Beitrag zur Staats- und Menſchenkunde. Berlin 1809.

Einige naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten Weſtindiens.

I. Die wandernden Krabben; der Turlurux.

Der Menſch reiſet und wandert aus ſehr vielartigen Urſachen. Bald treibt ihn Noth, bald Geſundheitspflege, bald Gewinnſucht, bald Langeweile, Reiz nach neuen Arten des

Genuſſes, bald Neugierde oder auch Drang nach höherer Ausbildung. Wanderungen ganzer Völkerſchaften hatten indeß nur Zwang, oder Erhaltung ihrer ſelbſt zum Grunde; denn die Heerzüge der Weltbezwinger kommen hauptſächlich auf Rechnung der wahnſinnigen Ehrſucht des Anführers.

Das einzelne Thier verläßt aus freiem Willen höchſt ſelten ſein väterliches Gebiet. Eine Jagd kann zuweilen einen Bären oder einen Hirſch weit darüber hinaus treiben; auch hat man einzelne Vögel durch Sturm in ſehr entfernte Gegenden verſchlagen gefunden.

Dagegen gibt es mehrere Urſachen, welche große Heere von Thieren zum Auswandern vermögen. Die Veränderung der Jahrszeiten treibt den Zugvogel von Norden nach Süden, und umgekehrt, fort. Ohne Bouſſole, ohne Sternkunde führt ihn der Inſtinkt, von der Allmacht ſtatt der Vernunft eingepflanzt, viele hundert Meilen gerade in die Länder, deren Temperatur ihm zuträglich iſt; und eben dieſer unbegreifliche Trieb führt ihn ohne Kalender und Rechnung zur paßlichſten Jahrszeit von dort nach ſeinem Vaterlande zurück.

Die Quadrupeden verlaſſen aus mehreren Urſachen ihre Heimath. Mangel an Nahrung ſetzt plötzlich Millionen großer Rattenarten in Marſch. In Sibirien trieb die in den Steppen eingefallene Dürre die wegen ihrer Reiſen ſogenannte Wanderratte (le Surmulot) in die Stadt Jaizkoi. Hier zogen ſie in großen Zügen ein, und, ſagt Pallas, beſetzten nur die eine Seite der Stadt, ohne die Hauptſtraße, welche dieſe in zwei Theile theilt, zu überſchreiten.

Die Wanderungen des berühmten Wanderers dieſes Geſchlechts, des Leming, in Norwegen, haben wohl ähnliche Urſachen. Dieſe Thiere brechen aus den Kölaiſchen und Lappländiſchen Gebirgen in ungeheuern Heeren hervor, und wandern gegen den bothniſchen Meerbuſen, welchen ſie aber faſt niemals erreichen. Ihr Marſch geht jedesmal beſtimmt in breiten Zügen, und in gerader Linie vorwärts. Stellt ſich ihnen ein Menſch entgegen, ſo ſuchen ſie ſich zwiſchen ſeinen Beinen durchzudrängen. Steht ein Heuſchober in ihrer Marſchroute, ſo freſſen ſie ſich eine gerade Straße hindurch, ohne ihre Linie zu verlieren. Findet ſich aber ein für ſie nicht zu bezwingendes Hinderniß, z. B. ein Berg, oder eine große Steinmaſſe, dann wird nach einem vergeblichen Verſuche, ſie zu durchdringen, der Fels bis auf einen gewiſſen Punkt umgangen, aber ihre neue Marſchlinie paßt ſodann genau, wenn man ſie durch das Geſtein fortſetzte, an die erſtere an. Eben ſo wenig unterbricht ein Fluß oder ein See dieſe Wanderungslinie. Sie ſtürzen ſich hinein und durchſchwimmen ihn in eben derſelben geraden Richtung; ja ein ihnen darauf in den Weg kommendes Fahrzeug erklettern ſie, und ihre Marſchroute fängt

an der entgegengeſetzten Seite im Waſſer genau in eben der Richtungslinie wiederum an. Ereignet es ſich, daß ſie auf ihrem Zuge Junge werfen, ſo trägt das Weibchen eins davon im Maule, andere auf dem Rücken fort. Sie ernähren ſich während des Zuges vom Graſe, und man kann daher die Marſchroute durch die abgefreſſenen und niedergetretenen Kräuter deutlich erkennen. Die Wanderungen des Leming ſind indeß nicht jährlich, ſie ereignen ſich erſt nach mehreren, oft nach 20 Jahren, und ſcheinen daher durch zu großen Anwachs der Individuen zu entſtehen. Sie werden den Füchſen und Habichten, und ſelbſt den Hunden der Lappländer zur Beute.

Die Wanderungen des Zugvogels und der hier erwähnten Quadrupeden, ſo merkwürdig ſie auch an ſich ſind, laſſen ſich indeß weniger mit denen der Krabben auf Weſtindien vergleichen, als die Heerzüge der Fiſche. Denn die Fiſche wandern ſo wie die Krabben nur allein zur Vorſorge und zum Beſten der Nachkommenſchaft.

Wer kennt nicht die dem Menſchen ſo ſegensreichen Heerzüge der Heringe? Sie mögen für eine andere Gelegenheit aufgeſpart bleiben; jetzt nur das uns beſſer bekannte hier paßlichere Beiſpiel der Züge des Lachſes. Dieſer Meerbewohner kennt genau die großen, ſchnell fließenden Ströme. Er zieht ſie allen übrigen vor, und keine Gefahr iſt ihm zu groß, ſie zu erreichen. Sobald das Eis es nur erlaubt, verläßt er ſeine Heimath, das Meer, und eilet mit der angeſtrengteſten Kraft ſtroman unſere Flüſſe hinauf. Tauſende von Rogenern und Milchern (Weibchen und Männchen), ordnen ſich in einer dreieckigen Form. Den größten Rogener an der Spitze treten ſie die große Wallfahrt an. Vom Nordmeere bis nach Baſel durchdringen ſie weit über 100 deutſche Meilen den ſchnellſtrömenden Rhein, vom Februar bis gegen Ende des Märzes. Viele im Wege liegende Hinderniſſe überwältiget der Lachs durch einen unbegreiflichen Sprung; er ſchnellt ſich über Felſen und kleine Waſſerfälle auf mehr als 14 Fuß lothrechte Höhe hinweg. Die Erklärung einiger Naturforſcher von Anſehen, welche behaupten, er ſchnelle den Schwanz, von dem Maule feſtgehalten, gegen die harte Waſſerfläche, ſcheint hiebei ſtets am meiſten Genüge zu leiſten. Tauſende fallen in die Hände des Menſchen, aber die Liebe für die künftige Brut, den Trieb der Fortpflanzung hatte die Natur viel zu tief eingedrückt; er überwältigt jedes Hinderniß. Das Weibchen gräbt ſich in dem Sande der Flüſſe anderthalb Fuß tiefe Höhlen, läßt den Laich darein fallen, den dann ſogleich das ihm folgende Männchen durch ſeine Milch befruchtet, und dieſe Höhlen ſorgfältig bedeckt. Ueberfällt die Aeltern der Winter, wie dieß in den früh beeiſeten Flüſſen Europa's zuweilen der Fall iſt, ſo verweilen ſie

bis zum Aufthauen, ſonſt eilen ſie nach ihrem Fortpflanzungs-geſchäfte ſogleich von neuem zu dem Meere zurück.

Es muß daher das Ei des Lachſes ſich wohl nur im ſüßen Waſſer entwickeln können; oder die junge Brut hat hier keine Hauptfeinde zu befürchten; oder endlich findet ſie nur darin und nicht im Meere die ihr paßliche Nahrung.

Ein ähnliches Wandern muß bei mehreren Arten der Seefiſche von Weſtindien Statt finden. Atwood bezeugt, daß die Mündungen der Flüſſe auf der Inſel Dominica zwei- bis dreimal im Jahre mit einer kaum glaublichen Maſſe junger Seefiſchbrut angefüllet ſind. Dieſe Brut, welche bei den Franzoſen Tréz-tréz genannt, und für die größte Leckerei gehalten wird, beſteht aus mehreren Arten ſo eben aus dem Ei (dem Laich) geſchloſſener Fiſchchen. In ſo ungeheuern Schwärmen dringen dieſe kleine Weſen in die Flüſſe, daß ſie in kurzer Zeit gleich lebendigen Strömen zwei bis drei (engl.) Meilen der Flüſſe einnehmen. Welch ein erſtaunlicher Aufwand! wie viele Billionen Thiere! Sie ſchwimmen mit einer bewundernswürdigen Kraft ſtroman. Kommen ihnen kleine Waſſerfälle vor, ſo ſuchen ſie, gleich dem Lachſe, darüber hinzuſpringen, und zwar wegen ihrer geringen Kräfte, von einzelnen Felſen oder vielmehr Steinen zu einzelnen Steinen. Iſt dieß ihnen aber gänzlich unmöglich, dann ſuchen ſie ſich längs den Seiten des Stroms, woſelbſt die Heftigkeit am geringſten iſt, mühſam fortzuſchleichen und ſo höher vorzudringen.

Bei dem Wandern der Landkrabben auf den weſtindiſchen Inſeln zeiget ſich gleichſam der entgegengeſetzte Fall. Die Alten eilen nämlich der Gewohnheit des Lachſes zuwider vom Lande zum Meere; dagegen kommen die Jungen, in Hinſicht auf ihre Züge, mit der zuletzt erwähnten Fiſchbrut überein. Die Wanderung der Krabben iſt aber um deſto merkwürdiger, da ſie bei einer Thier- oder Inſektenart bemerkt wird, der man gewöhnlich einen hohen Grad von Unbehülflichkeit und Stupidität, dem Aeußern zufolge, zuſchreiben ſollte; und da ſie ſich zugleich mit den ſonderbarſten Nebenumſtänden begleitet findet.

Unter den vielen Krebſen und Krabben Weſtindiens zeigen Rochefort und Catesby drei verſchiedene Arten der Land- oder Erdkrabben an. Labat belegt aber, ſo wie du Tertre, die eigentliche Wanderkrabbe, oder Bergkrabbe der Engländer (Mountain-Crab) mit dem Namen Tourlouroux.

Linné nennt die Wanderkrabbe des Catesby, die Land- oder Feldkrabbe (Cancer ruricola (brachyurus) pedum articulo primo spinoso, secundo tertioque fasciculato-spinosis). Ihre Größe iſt, ſo wie ihre Farbe, verſchieden. Die größten halten 6 Zoll, und es gibt gefleckte, rothe und ſchwärzliche.

Die ganze Lebensart dieſer Thiere iſt höchſt ſonderbar. Die Erwachſenen bewohnen das Land, beſonders die Gebirge. Hier

graben ſie ſich Höhlen in die Erde, oder ſie wählen auch hohle Baumwurzeln oder Felſenritzen zu ihren Wohnungen. Ihre Nahrung beſteht aus Kräuterwerk und Erdfrüchten, ſie bedürfen alſo in dieſer Rückſicht des Meeres nicht. Nur allein um ihre Brut dort abzulegen, ſtellen ſie ihre Wanderungen dorthin an. Niemand hat dieſe genauer beſchrieben als du Tertre und Brown, obgleich uns Rochefort ſchon vor ihnen die Hauptſachen bekannt gemacht hatte. Millionen der Landkrabben, ſagen die erſteren, kommen in den Monaten April und Mai aus ihren verborgenen Wohnungen hervor. Das Erdreich iſt dann dermaßen von ihnen bedeckt, daß man kaum gehen kann, ohne einige zu zertreten. Bei ihren Zügen beobachten ſie die größte Regelmäßigkeit. Dieſe beſtehen nämlich in Colonnen von 50 Schritt breit und drei engliſche Meilen lang. Die kühnſten Männchen bilden die erſte Linie und marſchiren als Pioniere voraus, hierauf folgen die Weibchen und zwar ſo gedrängt neben einander, daß ſie den Boden völlig bedecken. Das Raſſeln dieſer gepanzerten Armee iſt beſonders zu Nachts, da ſie am liebſten marſchiren, ſehr laut und hindert den Schlaf. Am Tage, vorzüglich bei Sonnenſchein machen ſie Halt, bis die Kühlung des Abends eintritt. Bewundernswürdig iſt aber hiebei ihr geometriſches Talent, genau den geraden, kürzeſten Weg zum Meere zu wählen. Nichts lenkt ſie von ihrer Richtung ab, und jedes Hinderniß wird auf das ſonderbarſte von ihnen überwältiget. Treffen ſie auf ein Gebäude, auf eine Kirche oder ein Haus, ſo ſuchen ſie dieſe zu erklimmen, und ſetzen ſodann genau in der vorigen Richtung ihren Weg zum Meere fort. Man hat geſehen, wie ſie zu Nachts in die Fenſter geſtiegen, die Schlafenden in den Betten überraſcht und erſchreckt haben, und auf der andern Seite wieder hinausgeſtiegen, um ihre Marſchroute zu verfolgen. Stellet ſich ihnen ein Menſch entgegen, dann heben ſie ihre Scheeren drohend in die Höhe, ſchlagen ſie mit vielem Geräuſch an einander und kneipen ſehr ſchmerzhaft. Nur wenn ſie zu heftig geſchreckt werden, oder beim Streite den Kürzern ziehen, weichen ſie, wie in die Flucht geſchlagen, zurück, und retten ſich auf die eiligſte und unordentlichſte Weiſe ins Land. Auf ihrem Marſche richten ſie in den Gärten vielen Schaden an, ſowohl durch das Abfreſſen und Abkneipen der Gewächſe, als durch das dabei zerdrückte Kraut.

Endlich gelangen ſie nach ihrem gefahrvollen Zuge und nach dem Verluſte vieler Mannſchaft zum Meere, und nun bereiten ſie ſich zum Fortpflanzungsgeſchäfte. Die Weibchen gehen nämlich dicht an das Ufer, oder vielmehr ſie treten an deſſen äußerſte Seekante, denn ſie ſcheuen übrigens das Meerwaſſer. Hier laſſen ſie die Wellen zu mehreren Malen über ſich hingehen. Wahrſcheinlich wird hiedurch das Reifen der

Eier nur befördert; denn einigen mir indeſſen nicht ſehr wahr-ſcheinlichen Nachrichten zufolge werden die Eier nicht wie bei den Krebſen unter dem Schwanze ausgebrütet, und die Weibchen gehen daher nachher nochmals zur Seeküſte und werfen die Eierbüſchel, oft von der Größe eines Hühnereies, in das Meer. Hier werden ſie im Sande des Meeres und durch die Sonne ausgebrütet. Es muß mithin gerade der umgekehrte Fall von dem, was bei dem Lachſe erzählt worden iſt, Statt haben. Hier muß nämlich das, wodurch ſich das Meerwaſſer von dem ſüßen unterſcheidet, zur Entwickelung der Eier nothwendig ſeyn; widrigenfalls könnten die Krabben nur in den Flüſſen laichen, ohne die mühſame Reiſe zu unternehmen.

Ob nun gleich gerade um dieſe Zeit, ebenfalls durch den Inſtinkt getrieben, eine Menge Fiſche ſich daſelbſt einfinden, um an den Krebseiern ein reiches Mahl zu halten, ſo kommen dennoch bald darauf Millionen kleiner Krabben, von der Größe eines kleinen Pfennigs (liard) zum Vorſchein. Dieſe verlaſſen indeß ſogleich das Element, welches ſie ausbrütete, und nehmen langſam ihren Zug vor ins Binnenland.

Die erwachſenen Landkrabben wechſeln jährlich die Schale. Bevor ſie die neue Schale erhalten, ſind ſie nur mit einer leicht zu verletzenden pergamentartigen Haut bekleidet. Gegen dieſe Zeit verſchließen ſie ihre Wohnungen auf das ſorgfältigſte, nachdem ſie dieſe aber zuvor reichlich mit trocknem Graſe und andern vegetabiliſchen Eßwaaren verſehen haben. Sie werfen deßhalb vor ihren Höhlungen den Sand oder die Erde ſo künſtlich auf, daß man die Oeffnung gar nicht gewahr wird. Die Franzoſen nennen ſie in dieſem Zuſtande **Beutelkrabben** (Crabbes boursiers), und ſuchen ſich ihrer durch Nachgraben zu bemächtigen. Alsdann iſt nämlich ihr Fleiſch äuſſerſt ſchmackhaft, obgleich dieſe Krabbenart auch zu jeder andern Zeit ſtark verſpeiſet wird. Indeß behauptet **Labat**, daß hiezu ſtets, ſelbſt bei der gewürzreichſten Zubereitung, eine ſehr ſtarke Verdauungskraft erfordert werde. Der Kopf werde leicht dadurch eingenommen, und wenn die Krabben, welches ſich mehrmals ereignet hat, die Früchte des höchſt giftigen Mancanillabaums zuvor genoſſen haben, ſo iſt man durch ihren Genuß tödtlichen Zufällen ausgeſetzt.

Die Neger ziehen die Landkrabben den Seekrabben ſehr vor und ſie gehören zu einer der Hauptleckereien ihres Tiſches. **Du Tertre** nennt ſie daher das Manna der Wüſten. Uebrigens wird bei dem zunehmenden Anbau der Inſeln dieſes bedeutende Hülfsmittel nicht mehr von langer Dauer ſeyn.

II. Der Soldat oder Diogenes.

Diogenes Tonne war ſicher nicht ſo ſchön, als das ihr einigermaßen ähnliche gleichfalls erborate wandelbare Haus des Landkrebſes, welcher daher dieſen Namen erhalten hat.

Linné nennt dieſe röthlich gefärbte Krebsart Cancer (brachyurus) chelis laevibus pubescentibus, sinistra majore; denn die linke Klaue iſt gleichſam monſtrös gegen die rechte. Indeß iſt auch oftmals dieß der umgekehrte Fall.

Es ſcheint als wenn die Natur alle uns denkbare Formen habe erſchöpfen wollen, ohne dennoch den damit begabten Thieren irgend etwas Nothwendiges in ihrem Haushalte abgehen zu laſſen.

Den eben zuvor erwähnten wandernden Landkrabben ertheilte ſie die Geſcheidtheit, ſich beim Abwerfen ihrer harten Schalen ſorgfältig einzuſchließen, und dadurch den weichen Körper den Gefahren zu entziehen.

Die Diogeneskrabbe bildete ſie mit einem völlig unbeſchützten, unbeſchalten, weichen, faſt ſchneckenförmig gebogenen Hinterleibe; nur der Vorderleib und die daran gewachſenen acht Beine ſind krebsartig mit Schalen bedeckt. Dafür ſchuf ſie an dem letzten Abſatze des weichen Körpers mehrere fleiſchige Häkchen, vielleicht Sauger, und theilte der Krabbe das Talent mit, ſich Schneckenhäuſer zu wählen, die genau für ihre Größe und Form paſſen, ſich darin gänzlich zu verbergen und vermittelſt jener kleinen Füße oder Häkchen ſo feſten Beſitz davon zu nehmen, ſich darin ſo feſt zu klammern, daß die größte Kraft nicht zureicht, ſie wider ihren Willen herauszuziehen, ſie davon zu trennen, ſondern vielmehr das Thier ſelbſt in Stücken reißt. Sie leben auf dem Lande, jedoch nicht ſehr weit vom Meere. Zur Laichzeit wandern ſie dorthin, um ihre Brut den Wellen anzuvertrauen. Kaum iſt das junge Thier dem Ei entſchlüpft, ſo ſucht es dort eine für ſeine Größe und Geſtalt paſſende Seeſchnecke auf. Gewöhnlich trifft dieß Loos die Pyramiden- oder Schraubenſchnecken. Sie greifen, Ulloas eigenen Erfahrungen zufolge, die Bewohner der Schneckenhäuſer mörderiſch an, tödten ſie und bemeiſtern ſich dieſer Wohnung. Daher der kriegeriſche Name; die Spanier nennen ſie Soldado, die Franzoſen Soldat, und die Engländer Soldier-Crab. Wahrſcheinlich dient ihnen der Proprietär des Hauſes zur Nahrung, da die meiſten Krebsarten fleiſchfreſſend ſind.

Sie ſenken den Hinterleib zuerſt in die Schneckenhäuſer, klammern ſich mit den kleinen Füßen darin feſt, und legen den beſchalten Theil des Körpers beim ruhenden Zuſtande in eine ſolche Stellung, daß die große Klaue gleichſam die Wohnung verſchließt. Sie iſt eine mächtige Schutzwehr; denn ſie kneipen damit alles, was ſich ihnen nähert, mit ſolcher Gewalt, daß Einige behaupten, man fühle es mehrere Tage auf das ſchmerzhafteſte; nach Andern ſoll es ſogar wie der Stich des Scorpions wirken, und auch gleicher Gegenmittel bedürfen; wahrſcheinlich iſt letzteres übertrieben.

Der Soldat verläßt oftmals ſein Haus willkührlich, um

deſto bequemer ſeiner Nahrung nachzugehen. Er weiß ſodann ſeine Schneckenſchale genau von allen übrigen gleichfalls leeren, ſelbſt von eben dieſer Art wieder zu erkennen. Setzt man mehrere ſo herausgekrochener Krabben von eben dem Alter neben einander, ſo muß man ihre Unterſcheidungskraft bewundern. Trifft es ſich aber, daß zwei eine und dieſelbe Schale wählen, wenn man ihnen nämlich die ihrige genommen hat, dann erhebt ſich zwiſchen ihnen ein heftiger Streit; der heftigſte Kneiper, der Sieger, bezieht ſodann das mühſam errungene Haus.

So wie dieſe Krabbe an Größe zunimmt, ſieht ſie ſich gezwungen, auf eine geräumigere Wohnung zu denken. Sie verläßt die alte, greift eine größere Seeſchnecke an, und bemächtigt ſich ihrer Schale. Mit dieſer verläßt ſie ſofort den Strand und zieht landeinwärts. Wandert ſie dann in Zügen zum Abſetzen der Brut zum Meere, ſo ereignet es ſich zu Zeiten, daß ihre Richtung, gleich der des Turlurux, ſie über die Häuſer der Strandbewohner hinwegführt. Die auf dem Marſche mit fortgeſchleppten Schneckenhäuſer ſetzen alsdann durch ihr ſonderbares Gepolter auf den Dächern die Bewohner in Schrecken.

Oftmals rächen ſich dieſe, ſammeln die Krabben in großer Menge ein, und finden daran eine eben ſo ſchmackhafte als nahrhafte Speiſe.

III. Der weißköpfige Adler und der Fiſchaar.

Nicht zu voreilig darf man von der Bildung auf die Talente und Fähigkeiten ſchließen. Wer würde es einem Land-Adler zutrauen, daß er, gänzlich von allen Hilfsmitteln, Fiſche zu fangen, entblöſt, dennoch ſich davon ſehr häufig nährt?

Der weiß- oder kahlköpfige Adler (Falco leucocephalus L.) iſt ein ſehr ſtarker, ſchöner, graubrauner Raubvogel, mit weißem Kopfe, Nacken und Schwanze, und mit gelben Füßen. Er bewohnt die ſüdlichſten Provinzen der amerikaniſchen Staaten und iſt daher wohl auch Weſtindien nicht fremd.

Er lebt von mehreren Thierarten, von Lämmern und Wildpret, greift auch, vermöge ſeiner Stärke, ſogar Hirſchkälber an, und iſt das Schrecken kleinerer Raubvögel. Sein Neſt erbauet er nahe am Meere, und zwar mit großer Vorſicht, gewöhnlich unweit des Neſtes der von Fiſchen lebenden Vögel, z. B. der Reiger und beſonders des Fiſchaars (Falco Haliaëtus L.), den er, ſo wie deſſen Junge, ſtets mit einer ſeltnen Schonung behandelt.

Eine ſeiner Lieblingsſpeiſen ſind nämlich Fiſche. Verſagte ihm nun die Natur die zu ihrem Fange ſelbſt nöthigen Eigenſchaften, und erlaubte ihm auf keine Weiſe ſich in das Waſſer zu wagen, ſo erſetzte ſie dieß bei ihm hinreichend durch folgende Talente. Als früher Nachbar des fiſchenden Adlers, des

Fiſchaars, folgt und beobachtet er deſſen Thun und Laſſen. Fliegt dieſer zum Meere, um Fiſche zu fangen, ſo bleibt er ſein Gefährte. Der Fiſchaar, völlig zum Untertauchen geſchickt, ſchwebt über dem Waſſer, um ſeine Beute aufzuſpüren, über ihm ſchwebt aber in einem höheren Abſtande der weißköpfige Adler. Plötzlich dringt der Fiſchaar in die Fluth, fängt den Fiſch und eilet mit lautem Jubel wieder hervor. In dem Augenblicke ſtürzt der große Adler aber drohend auf ihn herab; aus Furcht entfällt der Fiſch ſeinen Klauen; ehe dieſer das Waſſer erreicht, hat ihn der große Adler blitzſchnell, ſelbſt bei der größten Höhe aufgehaſcht. Er entfliegt, die Beute zu verzehren, während daß der Fiſchaar ſich mit neuem Futter aus dem Waſſer verſorgt.

Es iſt höchſt merkwürdig, wie der Fiſchaar nie ohne einen lauten Ton aus dem Waſſer mit dem Fiſche in den Klauen hervorkommt. Dadurch wird oftmals der noch zu weit entfernte große Adler zu dieſer Jagd herbei gerufen. Hier diente der Freudengeſang des Schwächern dem Stärkern zur Aufforderung, ſich von der mühſelig erworbenen Beute zu nähren; indeß gab die Natur dagegen dem erſtern die Fähigkeit, auf das ſchnelleſte ſeinen Verluſt erſetzen zu können.

IV. Die Jagd a) des Diablotins, b) der Leguans, und c) der Schildkrötenfang durch die Remora.

a) Die Jagd des Diablotins.

Auf einem der hohen Gebirge von Guadeloupe findet ſich ein rauchender Vulkan, die Schwefelgrube (la soufrière) genannt. Man genießt von ihr einer ſehr ſchönen Ausſicht über ſehr viele der Antillen hin. Neben ihr liegt ein anderes Gebirge, das gleichfalls, ſo wie der Piton oder der höchſte Theil des erſtern, mit vielfachen Höhlen und Löchern in allen Richtungen, wahrſcheinlich vom Feuer, durchbohrt iſt. Dieſes Gebirge heißt der Berg der Teufel (Montagne des diables); denn in ſeinen Aushöhlungen und vielartigen Oeffnungen und Gängen niſten eine unzählige Menge Meerſchwalben, welche man Teufelchen (Diablotins) nennt. Es ſind die wegen ihrer Dummheit oder vielmehr Argloſigkeit, mit welcher ſie ſich greifen laſſen, ſogenannten dummen Meerſchwalben (Sterna stolida L., engliſch Noddy).

Unter den Seevögeln ſind ſie die genießbarſten, nämlich deren Fleiſch am mindeſten durch den thranichten Fiſchgeſchmack widerſteht. Daher dienen ſie beſonders zu einem bedeutenden Nahrungsmittel auf Guadeloupe und andern franzöſiſchen Inſeln, indem die Geiſtlichkeit ſie für eine Faſtenſpeiſe erklärt hat. Uebrigens findet man ſie gleichfalls auf den dürren Felſen der Bahamas und anderer dortigen Inſeln. Sie haben die Größe eines jungen Huhns; der Schnabel iſt ungezähnt; die

Naſenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels. Die Farbe iſt ſchwarzbraun; die Stirn weißlich. Die großen Augen liegen weit hervor und dienen ihr das wenige Licht in der Dunkelheit aufzufaſſen; dagegen blendet ſie der ſehr helle Tag.

Die Jagd dieſer Meerſchwalben iſt beinahe eben dieſelbe, als die der nordiſchen Vögel, welche man auf den Faroe und Schettländiſchen Inſeln wegen ihrer Eier, oder auch wegen ihrer Daunen aufſucht.

Die Jäger bewaffnen ſich mit 8 Fuß langen, ziemlich biegſamen Stangen, wovon das eine Ende mit einem Haken verſehen iſt. Sie führen daneben zu dieſer Jagd beſonders abgerichtete Hunde. Dieſe ſpüren in den Höhlungen und Löchern der Gebirge die Teufelchen auf, und der Jäger treibt ſodann ſeine behakte Stange hinein, faßt das Thier und zieht es hervor.

Gewöhnlich wird dieſe Jagd zu der Zeit vorgenommen, in welcher die jungen Vögel die erſten Federn oder Daunen bekommen. Man nennt das junge Thier alsdann Cotton, wahrſcheinlich wegen der Aehnlichkeit der Daunen mit der Baumwolle. Sie ſind ſodann wie mit Fett übergoſſen, und, einen etwas ölichten Geſchmack abgerechnet, dem Labat zufolge eine ſehr delikate Speiſe. Während dieſem Hervorholen der Jungen fliegen die Alten mit vielem Geſchrei in ihre Höhlen aus und ein. Aber auch dieſe Alten werden zugleich mit gefangen; ihre Argloſigkeit iſt freilich ſo groß, daß ſie den Menſchen ſehr nahe kommen laſſen; allein ihr durch jedes ſtarke Licht ſogleich geblendetes Auge hat an der Leichtigkeit der Jagd ebenfalls großen Antheil. Daher unternimmt man die Jagd ſehr häufig beim Fackelſchein, wo alsdann die alten Meerſchwalben wie betäubt ſich dem Jäger ſelbſt in die Hände liefern.

Das Gefahrvolle bei dieſer Jagd bleibt eigentlich der Weg zu den Neſtern. Die Jäger ſehen ſich gezwungen, oftmals Einer auf des Andern Schultern zu treten; ja wenn Einige von ihnen die Felſen erklommen haben, ziehen ſie Andere durch Stricke, welche von ſtarken zähen Pflanzen geflochten ſind, zu ſich, oder auch bis zu den Oeffnungen, woraus die Vögel zu holen ſind, hinauf.

Dieſe Jagd iſt ſehr einträglich. Innerhalb weniger Stunden werden auf die Art viele hundert Teufelchen gefangen. Man verſpeiſet ſie gewöhnlich gebraten, und mit Salz und Pfeffer oder ähnlichem Gewürz ſtark überſtreuet. Den Jägern dienen hiebei große Baum- und Pflanzenblätter ſtatt der Teller.

b) Die Jagd des Leguans.

So äußerſt verſchieden auch ein Vogel von einer Eidechſe ſeyn mag, ſo hat dennoch die Jagd der Meerſchwalbe einige Aehnlichkeit mit der des Leguans. Beide werden dem Menſchen ſo leicht, durch die dieſen beiden Thierarten angeborne Stu-

pidität, oder vielmehr dumme Zutraulichkeit gegen den geſcheidteſten, bosbafteſten Würger aller irdiſchen Weſen.

Der Leguan (Lacerta iguana, cauda tereti longa, pinna dorsali radiata, occipite cristato Linn.) iſt eine Eidechſe, welche durch ihre Größe gleichſam die übrigen Arten ihres Geſchlechts mit dem ungeheuern Krokodil verbindet.

Der Leguan hat nämlich, bei einer ſehr häßlichen Geſtalt, oftmals mehr als 6 Fuß Länge. Sein dicker, mit Schuppen bedeckter Körper ſpielt grünlich blau, und verändert dieſe Farbe nur in einem mindern Grade auf ähnliche Weiſe, je nach den verſchiedenen Leidenſchaften, wie das Chamäleon. Seine fünfzehigen Füße haben ſcharfe Nägel. Sein Mund iſt mit vielen Zähnen verſehen. Im Kampfe, oder in der Furcht, ſträubt ſich ſein Kamm; die unter dem Halſe hängenden Lappen ſchwellen auf, und das große funkelnde Auge wird durch die rothe Einfaſſung noch furchtbarer. Das ganze Thier hat alsdann etwas gräßliches; indeß iſt ſelbſt ſein Biß, obgleich ſchmerzhaft, niemals ſchädlich.

Die Leguanen-Jäger der Antillen wiſſen ſich des Thiers aber mit geringer Mühe zu bemächtigen. Labat gibt als Augenzeuge folgende Nachricht von einer ſolchen Jagd. Ein ſachkundiger Neger trug eine lange Stange, an deren einem Ende ſich ein kleiner Strick mit einer zuzuziehenden Schleife oder Schlinge (noeud coulant) befand. Man durchſuchte nun das Gehölz und fand endlich einen Leguan auf einem trocknen Zweige ausgeſtreckt liegend, um der Sonne zu genießen; denn dieſe Thiere freuen ſich der Wärme und beſteigen auch die Bäume. Der Neger hub ſofort an laut zu pfeifen, und der Leguan wandte, ohne im mindeſten zu fliehen, mit ſichtlichem Wohlgefallen den Kopf dahin, woher ihm der Ton kam. Jetzt trat der Neger unter ſtetem Pfeifen näher hinzu, kitzelte dem Thiere anfänglich mit dem Ende der Stange ſanft die Seiten und nachmals die Kehle. Hiedurch ward der Leguan ſtets mehr entzückt, wälzte ſich von einer Seite zur andern, und ſchlief endlich unter dem Pfeifen und Kitzeln wie bezaubert ein. Dieß benutzte der Jäger, brachte den Kopf des Thiers gänzlich aus dem Zweige hervor, zog ihm die Schleife über den Hals und verſetzte ihm einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß der Leguan von dem Zweige ſinnlos herab auf die Erde fiel. In dieſem Zuſtande warf ihn der Neger auf den Rücken, ſetzte ihm ſeinen Fuß auf den Leib und ſchnürte die Füße mit Strikken zuſammen. Obgleich nun der Leguan, da er indeß wiederum zu ſich kam, ſich auf das heftigſte ſträubte und mit funkelnden Augen den Kamm und den ganzen Körper zornig aufblies, ſo überwältigte er ihn dennoch und band ihm das Maul und die Tatzen ſo feſte, daß er ohne Widerſtand fortgeſchleppt ward.

Eine ſolche Eidechſenjagd iſt aber nicht uneinträglich. Das Fleiſch der Leguane iſt ſehr ſchmackhaft; es kommt, beſonders das Fleiſch der weiblichen Thiere, dem Hühnerfleiſche ſehr nahe. Dem dazu nicht gewöhnten Europäer hat es anfänglich etwas Widerſtehendes, ſo wie Manchem die Froſchkeulen; allein nicht blos die Franzoſen genießen es bald mit Vergnügen, ſondern auch Engländer, z. B. der Ritter Banks fand es angenehm und ſehr geſund. Nur denjenigen ſoll es ſchädlich ſeyn, deren Säfte von der amerikaniſchen Krankheit nicht völlig frei ſind. Man hat Neger geſehen, und dieſe lieben vorzüglich das Fleiſch der Leguane, welche in ſolchem Zuſtande durch deſſen häufigen Genuß dem Tode nahe gebracht wurden; nur die wirkſamſten Arzneien, verbunden mit kräftigen Brühen von Schildkröten, retteten ſie. Hier hat alſo die Natur die Wirkungen zweier nicht ganz unverwandter Thierarten, zweier Amphibien einander gerade entgegen geſtellet.

c) Der Schildkrötenfang, beſonders der durch die Remora.

Den großen Reichthum nutzbarer Produkte, mit welchen Weſtindien ausgeſteuert iſt, vermehren gleichfalls die Schildkröten ſo verſchiedener Art, welche in den dortigen Meeren leben. Hierunter bleibt die grüne oder mit Recht ſogenannte Rieſenſchildkröte (Testudo mydas Linn. oder nach unſerm hierin weit genauern Landsmann, Testudo viridis, pedibus pinniformibus, unguibus palmarum binis, plantarum solitariis, testa ovata; Schneiders Nat. Geſch. der Schildkröten) ſtets die vorzüglichſte. Sie iſt für alle Seefahrer von unerſetzlichem Werthe, denn ihr Fleiſch rettet oftmals das Leben ganzer Flotten. So verdankte der berühmte Anſon nur allein den Schildkröten auf Juan Fernandez die ganze Reihe ſeiner nachmaligen Thaten.

Da ſie nicht, wie viele der übrigen Arten, von animaliſcher Nahrung, ſondern hauptſächlich vom Seegraſe lebt, ſo hat ſie durchaus keinen thranichten Geſchmack. Ihr höchſt antiſcorbutiſches Fleiſch und die Brühen gehören vielmehr zu den Hauptleckerbiſſen der reichen Schlemmer von England; ja ſie behaupten, in der Schildkröte jede Art von Fleiſch, ſey es zahmes oder wildes, zu ſchmecken. Wem iſt es auch unbekannt, daß der Lord-Mayors-Schmaus ſich nicht ohne Turtle gedenken läßt? Und wer labte ſich wohl nicht in mehreren hiezu beſonders eingerichteten Taverns auf dem weiten Wege von St. James nach der Bank, dem Oſtindiſchen Hauſe oder der Börſe, an nahrhafter Turtlesoup?

Die Größe des Thiers und ſein zähes Leben erhöhen dieſen Werth außerordentlich. Man trifft Schildkröten von 800 Pfund, ſie geben oftmals 100 Pfund ſehr wohlſchmeckendes Fett, und können 100 Perſonen zur Sättigung dienen. Sie

beſitzen eine ſolche Stärke, daß ſie mit einem auf ſie geſetzten Gewichte von 600 Pf. fortkriechen. Daß aber dieſe Schildkröte mit einem außerordentlichen Vermögen begabt iſt, ihr Leben lange zu friſten, beweiſet die Art, wie man ſie aus dem Meere zu uns führt. Man nagelt ſie nur auf dem Schiffe an, begießt ſie täglich einigemal mit Seewaſſer, und bringt ſie auf dieſe Weiſe nach mehreren Wochen friſch und geſund nach Europa. Hier wird alſo nur allein durch das Einſaugen des wenigen Waſſers und durch die Reſpiration ein ſehr großes Thier Monate lang geſund erhalten.

Von Landſchildkröten hat man ganz beſtimmt bewunderns würdige Beiſpiele eines hohen Alters. So führt Forſter aus dem Antiquarian Repertory an, daß der Erzbiſchof Laud im Jahre 1633 eine ſolche Schildkröte in den Palaſt zu Lambeth habe bringen laſſen; dieſe ſtarb nur erſt 1753, und zwar nicht vor Alter, ſondern ſie erfror aus Nachläſſigkeit des Gärtners. Eine andere hatte gleichfalls dort 125 Jahre gelebt.

Was den Fang der Meerſchildkröten anbetrifft, ſo geſchieht er gewöhnlich nach den drei folgenden Methoden.

Dieſe Amphibien vertrauen ihre Eier, nicht wie die Fiſche, dem Waſſer an; ſie laſſen ſie auf dem Lande ausbrüten. Man nimmt alſo die Zeit beſonders wahr, wo ſie ſich ans Land begeben. Im April und Mai entfernen ſich die Weibchen zu einer ſolchen Weite vom Seeſtrande, wo die Fluth nicht mehr hinaufreicht. Hier graben ſie 2 Fuß tiefe Höhlen in den Sand, legen oftmals gegen 200 Eier, von der Größe der Hühnereier, hinein, und bedecken ſie ſorgfältig mit Sand.

Zwei Menſchen ergreifen das Thier und kehren es auf den Rücken, um es ſodann nach Bequemlichkeit in das Boot tragen zu können. Es gehört hiezu nur einige Vorſicht, um den kurzen Hals zu vermeiden, denn die Schildkröte beißt ſehr ſcharf um ſich. Man tödtet daher zuweilen das Thier durch einen Schlag auf den Kopf.

Die Eier ſind aber ſelbſt eben ſo ſchmackhaft als nährend, und werden daher nicht zurück gelaſſen.

Die Aſcenſions-Inſel dient vorzüglich den lange in See geweſenen Reiſenden, ſich durch dieſen Fang von den Seekrankheiten zu heilen. Denn hier, auf einer unbewohnten, ruhigen Inſel, feiern dieſe Thiere vorzugsweiſe ihre langen Hochzeiten. Sie dauern 14 Tage, und heißen bei den Franzoſen Cavallage; und hiedurch geben ſie den Seeleuten die beſte Gelegenheit zu ihrem Fang.

Die zweite Art dieſes Fanges kommt dem Harpuniren der größern Seethiere nahe. Eine acht und mehr Fuß lange Stange hat an dem einen Ende einen ſcharfen, ſtarken eiſernen Nagel, von etwa ſieben Zoll, welcher zugleich an einer langen Leine feſtgebunden iſt. Zwei Perſonen fahren in einem Boote

an ſolche Orte, woſelbſt ſie viel zerſchnittenes Seegras bemerken, denn dieß dient ihnen zur Anzeige des Aufenthalts der Schildkröte; dieſe im Meere von ihnen zur Nahrung abgebiſſenen Pflanzen ſchwimmen nämlich oben auf. Der Harpunier durchſtößt das aufgefundene Thier, und dieſes eilet, ſobald es ſich verwundet fühlet, mit dem Nagel im Rücken, welcher von der Stange losläßt, davon. Das Boot wird von der Leine des kleinen Harpuns mit fortgezogen. Dieſes dauert indeß nicht ſehr lange; das Thier ermattet und verblutet ſich bald, und wird ſodann in das Boot genommen. Man nennt dieſe Jagd Varrer, von Varre, dem ſpaniſchen Namen dieſer Stange. Von Portroyal auf Jamaica laufen zu dieſem Fange oftmals 40 Böte zugleich aus, und kehren reichlich beladen zurück.

Anſons Matroſen zeigten bei der Jagd der Schildkröten noch größere Geſchicklichkeit. Sie fingen nicht bloß eine große Anzahl nach der erſten leichten Methode auf dem Strande von Juan Fernandez. Ein einziger Mann, ein geſchickter Taucher, zwang die im Meere ſchlafenden zum Fliehen; hierauf folgte das Boot ihm ſo lange, bis das ſchwerfällige Thier ermattete, und ſo ward es durch den Taucher und den andern Schiffer ins Boot geworfen.

Bei der dritten Methode bedient man ſich großer ſtarker Stellnetze. Die Thiere verwickeln ſich in die Maſchen, und da ſie nicht ſehr lange ohne Athem zu ſchöpfen unter dem Waſſer bleiben können, ſo findet man ſie darin erſtickt. Auf die Weiſe fangen ſich gleichfalls die Caretten (Testudo Caretta L.), ein anderer nicht unwichtiger Handelsartikel für die Antillen, wegen der Schildpatte.

Endlich gab es vormals bei den Eingebornen der Antillen eine ſinnreichere Jagd der Schildkröte; und es zeigen ſich Spuren, daß dieſe Methode auch mehreren längs dem Meere wohnenden Völkern eigen iſt.

Die Remora oder der Sauger (Echeneis Remora L.), ein kleiner Fiſch der Bruſtfloſſer (Thoracici L.), welcher ſich durch ein in die Quere gezähntes Schild am Kopfe auszeichnet, war ſchon den Alten als ein wunderbares Thier bekannt. Seine Eigenſchaft, ſich auf das feſteſte großen Fiſchen, oder auch den Schiffen, vermittelſt jenes Schildes, anzuhangen, verurſachte die Fabel, er halte die Schiffe im Laufe auf; daher entſtand der Name Schiffshalter. Gewiß iſt indeß, daß dieß Thier nicht bloß eine höchſt merkwürdige Methode beſitzt, ſich an andere todte und lebende Körper feſt zu ſaugen, ſondern daß es andere, ſelbſt die wildeſten Raubfiſche begleitet, ohne von ihnen gefreſſen zu werden. Catesby ſahe in Weſtindien viele Sauger bald an den räuberiſchen Haien feſt hangen, bald um dieſe größten Würger aller Fiſche umher ſchwärmen, ohne daß die Haien ſich nur bemüheten, ſie zu haſchen.

Es bleibt mithin die Natur, die Lebensart und das Verhältniß des Saugers gegen die übrigen Meeresbewohner ſtets noch ſehr räthſelhaft.

Oviedo, Martyr und Herrera bezeugen, daß ſich (vormals) die Einwohner der Antillen der Remora eben ſo zur Jagd der Schildkröten bedient haben, als der Falkenjäger des Falkens bei den Landjagden. Dieſer Fiſch, ſagt Oviedo, welcher nicht über eine Spanne lang iſt, wird eigends zu dieſer Fiſcherei gehalten und ernährt. Sein Herr macht ihn vermittelſt einer Leine von mehreren Klaftern an einem Boote feſt, und fährt ſodann damit in die See. Kaum wird die Remora eines Fiſches, ſelbſt in einer beträchtlichen Weite anſichtig, ſo eilt ſie blitzſchnell darauf zu, und hängt ſich feſt an ihn. Der Indianer läßt ſodann die Leine ablaufen, und folgt mit dem Kahne nach; ein eigenes Boje (Stückchen Holz zum Zeichen) iſt mit der Leine vereint; durch ſein Obenſchwimmen wird die Richtung ſichtbar gemacht, nach dieſer das Seewildpret verfolgt, bis es ermattet, und ſodann die Leine langſam nach ſich gezogen. Die Remora hält ihre Beute mit unglaublicher Stärke feſt, und läßt ſich mit ihr an das Ufer heranziehen. Auf die Weiſe ſahe Oviedo eine Schildkröte fangen, von ſolchem Gewichte, daß kein einzelner Menſch ſie hätte forttragen können.

Daß aber auch einige Nationen der afrikaniſchen Küſten ſich dieſes ſonderbaren Mittels bei ihrem Fiſchfange bedient haben, ſcheint aus einer Stelle des Lobo zu erhellen, auf welche mich die Schneiderſchen Zuſätze zu ſeiner ſchätzbaren Arbeit über die Schildkröten aufmerkſam gemacht haben.

In Abyſſinien, ſagt Lobo, haben die Meerſchildkröten einen gefährlichen Feind, Sapi genannt, welcher ihnen, wie das Frettel den Kaninchen, nachſtellt. Der Sapi findet ſich zwiſchen den Klippen des Meerufers, iſt zwei Palmen lang, hat an dem Halſe eine drei Finger breite Schuppe, und hält ſich an den Felſen feſt, faſt wie ein Blutigel. Die Fiſcher ſetzen den Sapi in einen eigenen Behälter mit Seewaſſer; ſie binden ihn mit einer langen Leine am Schwanze feſt; da, wo ſie Schildkröten vermuthen, laſſen ſie den Sapi los. Dieſer greift gleich die Schildkröte an, ſaugt ihr das Blut aus und läßt ſie nicht wieder los. Hierauf zieht der Fiſcher die Leine mit dem Sapi und der Schildkröte nach ſich.

Nimmt man das Unbeſtimmte in der Beſchreibung hinweg, ſo zeigt das Anſaugen, die große Schuppe am Halſe, und endlich die mit der Beſchreibung der Schildkrötenjagd der Amerikaner zutreffende Methode der Abyſſinier, daß der Sapi höchſt wahrſcheinlich die Remora iſt, und daß zwei ſehr verſchiedene, und ſehr weit auseinander gelegene Menſchenracen auf gleiche Erfindungen, und zwar höchſt ſonderbare Erfindungen zu gerathen im Stande ſind.

Biographie.

Condamine.

Die Neubegierde, dieſer ſchätzbare Vorläufer des tiefern Forſchens, iſt unſtreitig eine der erſten Quellen der wichtigſten Entdeckungen und der größten Unternehmungen. Freilich ſteht der grobere Trieb nach Neuheit und Abwechſelung der Neugierde ſehr nahe, und gebiert in ſo fern oft nur momentane Thätigkeit. Auch findet ſich bei den Thieren bereits etwas Aehnliches. Unläugbar iſt nämlich ihr mannigfaltiges Hin- und Herſuchen, welches ſie ſogar bei ſchon völliger Sättigung oder Befriedigung anderer Lebensbedürfniſſe äußern, ihr Beobachten deſſen, was der Menſch ihnen zufällig zeigt, oder was ihnen in deſſen Handlungen auffällt, ein angeborner Trieb, der der menſchlichen Neugierde nahe kommt. Allein bei uns hebt ſich dieſer Reiz nach Abwechſelung zu jener edlen Wißbegierde, der Mutter der wichtigſten Fortſchritte der menſchlichen Kenntniſſe.

Selten findet ſich aber dieſe Wißbegierde vereint mit dem tiefern Forſchungsgeiſte, mit demjenigen conſequenten Denken, welches aus dem Neuen alle Folgen richtig an einander gereihet, entwickelt, wodurch nur allein wirklich nutzbare, wichtige Entdeckungen geliefert werden, und wodurch nur allein die wahre Größe des Menſchen bekräftiget wird.

Noch ſeltener paart ſich dieſes conſequente Denken mit dem Enthuſiasmus für die Erweiterung unſers Wiſſens und mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit.

Am ſeltenſten bildet endlich die Natur ſolche Menſchen, die mit allen dieſen Gaben des Geiſtes begabt, zugleich von hohem Muthe beſeelt, mit einem Körper ausgerüſtet ſind, der es wagen darf, allen Gefahren Trotz zu bieten, und deſſen Nerven die nothwendige Stärke oder mindere Empfindlichkeit beſitzen, um nicht unwillkührlich jenen hohen Muth zu brechen, die aus jenem tiefen Forſchen hervorgegangenen Reſultate im Stillſchweigen ruhen zu laſſen, und auf dieſe Weiſe alles das Große zu hemmen oder zu vernichten, welches ſich im entgegengeſetzten Falle aus der erſten Entdeckung mit Recht erwarten ließ.

Bei dem unaufhörlichen Hervortreten von Milliarden menſchlicher Individuen, bei den dadurch hervorkommenden unzählbaren Combinationen verſchiedenartiger Fähigkeiten des

Geiſtes und des Körpers, konnte indeß ein ſolcher für das weitere Vervollkommnen der menſchlichen Geſellſchaft glücklicher Fall, nicht zu den höchſten Seltenheiten gehören.

Stehe alſo ein ſo merkwürdiger Menſch einmal immerhin da; dieß iſt dennoch nicht allein hinreichend, um durch ihn etwas Großes ſicher bewirkt zu ſehen. Hiezu gehört ein faſt eben ſo ſeltnes Zuſammentreffen äußerer Umſtände.

Tritt nämlich dieſer Mann in einer ſolchen Lage in die Welt, welche für ihn viele äußere Schwierigkeiten niederſchlägt, iſt er z. B. in glücklichen Umſtänden geboren, hat er nicht die den niedrigſten Stand ſo unbillig drückenden Hinderniſſe zu überſteigen, dann wird es ihm minder ſchwer, ſeine Talente zum Wohle ſeiner Mitmenſchen geltend zu machen.

Soll er aber nur allein durch eigene Kraft ſich, gleich dem erſten Anpflanzer einer rohen, wild bewachſenen Gegend, mit der Axt in der Hand ſeinen eigenen Pfad aushauen, dann erſtirbt ihm dieſe Kraft oftmals vor der Beendigung des edeln Vorhabens.

Auch kommt hiebei die Natur der Reſultate, und die Natur der zu bewirkenden Endzwecke ſehr in Betracht. Greifen dieſe nicht ſofort in das praktiſche Leben, in den Gang der Geſchäfte des Staatshaushalts ein, oder wird dadurch keine bedeutende Veränderung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht, ſind dieſe Endzwecke gleichſam für das Studirzimmer iſolirt, oder auf die kleinere Klaſſe der denkenden Köpfe beſchränkt, ſo ſtellen ſich weit geringere Hinderniſſe in den Weg; die Ausführung geht ruhiger vor ſich. Bei dem umgekehrten Fall ſträubt ſich aber alles dagegen. Sitten, Gewohnheit, Trägheit, innere Verbindungen und ein großes Heer vielartiger Leidenſchaften kündigen dem Verbeſſerer der menſchlichen Geſellſchaft, dem edlen Reformator, dem genievollen Erfinder den Krieg an, und treten bald mit lautem Feldgeſchrei, bald durch heimliche Ueberfälle gegen ihn auf.

Alle hier angeführten Schwierigkeiten werden aber entweder vermehrt oder vermindert durch die Natur des Zeitalters ſelbſt, durch die Epoche, in welcher eine bedeutende Entdeckung auf die Geſellſchaft Einfluß haben, oder eine wichtige Veränderung des Denkens und des Thuns der Menſchen bewirken ſoll. Ein unaufgeklärteres Jahrhundert erſtickt ſelbſt gigantiſche Anſtrengungen zum Fortſchreiten der Menſchheit, ein helleres hilft dagegen dem geringſten Impulſe nach. Bei jenem fällt die ſchönſte, reichſte Ausſaat auf dürre Felſen, bei letzterem bringt ſelbſt ſchlechter Saamen hundertfältige Frucht.

Dieſe Bemerkungen liefern reichen Stoff zum Erklären wichtiger Erſcheinungen vieler Kategorien.

In ihnen liegen die Hauptgründe, warum von jeher ſo wenig große Menſchen vorhanden waren; warum dieſe Wenigen

oftmals völlig unbenutzt vom Schauplatze wiederum abtraten, und warum überhaupt ſo wenig Nützliches und Großes zu Stande komme.

In ihnen kann man die Urſachen finden, weßhalb ein Carteſius oder ein Leibnitz ſich eher bildeten und in ihren Wirkungskreiſen weit leichter wichtige Veränderungen zuwege brachten, als ein Peter der Große; und warum Friedrich der Einzige weder mit dieſem Czar, noch mit Carl dem Großen genau zu vergleichen iſt; warum ein Condé leichter zu ſeinem Ruhme hinaufſtieg, als ein Catinat; warum ein Huß nicht reformirte wie Luther; Galiläi nicht wie Neuton; warum endlich Bernoulli, Caſſini oder Hopital weit bequemer und ungeſtörter wirkten als Condamine.

Carl Marie de la Condamine gehört zu den auſſerordentlichſten Menſchen aller Jahrhunderte, und er bewährt durch ſeine thatenreiche Laufbahn die Wahrheit obiger Sätze mehr als viele der größten Helden oder Reformatoren.

Er ward am 28. Januar 1701 in Paris von angeſehenen Aeltern geboren. Sein Vater Carl de la Condamine hatte die Stelle eines General-Einnehmers der Finanzen in Bourbonnois, ſeine Mutter war Marguerite Louiſe de Churces. Die frühern Jahre der Erziehung durchlebte er in einer Penſionsanſtalt, welche völlig den Zeiten anpaſſete, in welcher nämlich pedantiſches, oft ſinnloſes Erklären der Religion, der Grammatik und Herſagen von Lafontaines Fabeln den jungen Kopf leicht abſtumpfen konnte. Auch ward ihm dieſes durch ſeinen Eintritt in das Collège de Louis le Grand nicht ſehr vergütet. Die Jeſuiten folgten noch 1717 völlig der Carteſianiſchen Philoſophie, und obgleich die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſchon den Werth von Neutons großen Entdeckungen anerkannt hatte, ſo ſahe ſich Condamine dennoch gezwungen, jene ältere Philoſophie öffentlich zu vertheidigen, und dieſe Vertheidigung eben dieſer Akademie zuzueignen.

Schon zu Anfange ſeines Aufenthalts in dieſem Collegio ſahe man, wie bei Condamine, dem Knaben, ſelbſt die vortheilsvolle eingeſchränkte Erziehung die Grundlage jener kalten Unerſchrockenheit, mit welcher die Natur ſo ſelten die zarte fähige Fiber des Menſchen ſtählt, nicht zu erſticken vermochte.

In ſeinem 12ten Jahre brachte er einſt die Ferien des Collegiums in dem Hauſe eines ſeiner Verwandten zu. Man war dort bereits auf den Muth des Knaben aufmerkſam geworden. Einer alten Sage zufolge zeigte ſich oftmals in einem Theile des Parks ein Geiſt. Condamine hatte dieß kaum vernommen, ſo bat er zwei Bediente, ihn zu der gehörigen Zeit dorthin zu führen. Begierig den Muth des jungen Menſchen bei dieſer

Gelegenheit auf die Probe zu ſtellen, führten ſie ihn dem Schrekkenbilde entgegen. Sie waren dort nur angekommen, als auf ein lautes Pfeifen die beiden Bedienten voll Entſetzen davon eilten, und ein in einen langen weißen Talar gehülltes Weſen ging auf den jungen verlaſſenen Condamine zu. Er hatte unter ſeinem Rocke einen Degen verborgen, mit dieſem hieb er ſofort auf den vermeinten Geiſt ein, und da der Degen darauf zerbrach, rief er lachend: „Das Geſpenſt iſt alſo ein Körper, denn es hat meinen Degen zerbrochen. Ein Kutſcher hatte dieſe Verkleidung vorgenommen, um den Muth des jungen Menſchen zu erproben. Will man dieß gehörig ſchätzen, ſo denke man ſich einen zwölfjährigen Knaben, im alten Glauben erzogen!

Nach beendigten Studien trat Condamine in das Militair. Er folgte ſeinem Oncle, dem Chevalier de Churces zur Belagerung von Roſes als Volontair. Hier gab er denn neue Beweiſe ſeines hohen Muths. Aus Neugierde trat er auf eine Höhe, von welcher er die Feſtung nebſt einer feindlichen Batterie überſehen konnte, welche nach ſeiner Gegend ſpielte. Mit dem Fernglaſe in der Hand ſahe er ruhig dem Abfeuern der gegen ihn gerichteten und neben ihm fallenden Kugeln zu; denn die Spanier, durch ſeinen ſcharlachenen Mantel aufmerkſam gemacht, wandten alles an, ſich dieſes läſtigen Beobachters zu entledigen. Dieß bemerkten endlich ſeine Obern, und befahlen ihm, die gefährliche Anhöhe zu verlaſſen.

Bald nach ſeiner glücklichen Rückkehr von dieſer Belagerung ward er von den Kinderblattern befallen. Dieß war für ihn von ſehr wichtigen Folgen. Die Krankheit traf ihn in der vollen Blüthe ſeiner Kraft; ſie hatte ſein ganzes Anſehen verſtellt; er entſagte gleichſam dadurch der Liebe, und erhielt durch dieſe Enthaltſamkeit jene feſte Geſundheit, wodurch er nur allein vermögend war, den erſtaunlichen Anſtrengungen und Strapazen ſeines künftigen Lebens zu widerſtehen. Nicht minder vortheilhaft für die Folgen und für die Wiſſenſchaften, erlitt er ein zweites Unglück von gänzlich verſchiedener Art. Das unglückliche Actienſpiel des berühmten Law brachte auch ihn um einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens. In Frankreich herrſchte gleichfalls die traurige, das Talent niederſchlagende, und das Wohl des Staats tödtende Thorheit, faſt ausſchließlich den jungen Mann von alten Ahnen, oder da man dieſe mit Metall aufkauft, den Mann von großem Reichthum zu den erſten Ehrenſtellen ſteigen zu laſſen. Die Zerrüttung von Condaminens Vermögen ſchwächte dem feurigen, nach hohen Dingen ſtrebenden Manne, da ſein Geſchlecht gerade nicht den angeſehenſten adlichen Häuſern angehörte, die Ausſichten, in Kriegsdienſten zu den höchſten Würden zu gelangen.

Auf die Art waren die Wiſſenſchaften ſo glücklich, den ſelt-

nen Kopf ganz zu erhalten. Er widmete ſich ihnen mit dem feſten Entſchluß, etwas Großes für ſie zu thun, und er hielt Wort.

Faſt alle Kenntniſſe, für welche die Akademie der Wiſſenſchaften beſtimmt iſt, bearbeitete er mit Eifer; allein Aſtronomie, Mathematik und Chemie waren dennoch ſeine Lieblingsgegenſtände, und für letztere ward er als Adjunkt bei der Akademie angeſetzt.

Seine unerſättliche Wißbegierde und ſeine raſtloſe Thätigkeit ließen ihn aber nicht lange in ſeinem Studirzimmer ruhig.

Er ſchiffte ſich unter dem berühmten Seehelden du Guay-Trouin nach der Levante ein. Hier beſuchte er die Küſten von Afrika, durchlief die Inſeln des Archipels, Paläſtina, Klein-Aſien und überhaupt einen bedeutenden Theil des türkiſchen Reichs, und brachte für die Akademie vielartige Schätze von dort zurück.

Aber auch hier bot das Schickſal ihm Gelegenheit dar, ſeine, mit dem wiſſenſchaftlichen Kopfe ſo ſelten vereinte Thatkraft, und ſeinen hohen Eifer für die Rechte des Menſchen zu äußern.

Er ging von Jeruſalem nach Conſtantinopel und landete auf der Inſel Baſſa, vormals durch ihre allverehrte Göttin unter dem Namen Paphos berühmt. Ein Grieche, der ſich mit Condamine auf ein und demſelben Schiffe befand, erkrankete, ließ ſich ans Land ſetzen, und übergab unſerm Reiſenden ſeine ganze Baarſchaft, 50 Piaſter, mit dem Anſuchen, ſie an ſeine Verwandte, Bewohner einer andern Inſel des Archipels, abzuliefern.

Bei der ungeſetzmäßigen Herrſchaft der türkiſchen Befehlshaber auf den griechiſchen Inſeln, erdreiſtete ſich der Cadi der Inſel Baſſa ſogleich auf die Nachlaſſenſchaft des Griechen Anſpruch zu machen. Er ließ Condaminen daher gebieten, die 50 Piaſter auszuliefern. Letzterer erwiederte aber, er werde ſie nur allein den Anverwandten des Griechen einhändigen. Auf dieſe, dem kleinen Deſpoten unbegreifliche Antwort, ſandte er den Titaſa, den Polizeibedienten, nebſt einer anſehnlichen bewaffneten Mannſchaft. Condamine empfing ſie nebſt ſeinen Bedienten mit Piſtolen in der Hand, hielt ſie von ſich ab, und verweigerte ſtandhaft das Geld. Indeß ſahe er leicht ſeine Uebermannung voraus, und ſuchte auf einem Boote ſich am Abend an das Schiff zu retten. Dieß gelang ihm aber nicht, er mußte vielmehr das Feuer der Feſtung und der türkiſchen Schiffe aushalten, ward zuletzt eingeholt und gebunden vor den Cadi gebracht.

Man denke das Erſtaunen des Türken, als dieſer bei der Forderung des Geldes von ſeinem Gefangenen folgende Antwort hört: „Niemand als die rechtmäßigen Erben erhalten

von mir das Geld. Ich aber gehe nach Conſtantinopel und werde mir für dieſe Beleidigung aller Rechte, und insbeſondere für die Beleidigung der franzöſiſchen Nation als Alliirten der hohen Pforte, dort ſogleich völlige Genugthuung zu verſchaffen wiſſen."

Wie jene Seeräuber, welche die Drohungen des von ihnen gefangenen Cäſars mit Zittern anhörten, verſtummte der Cadi und entließ den kühnen Franzoſen. Dieſer blieb aber genau ſeinen Worten getreu, ging nach Conſtantinopel, klagte beim Divan und brachte es durch Vermittelung ſeiner Geſandtſchaft ſo weit, daß der ungerechte Cadi wirklich ſeines Amts entſetzt ward.

Während ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt unterrichtete er ſich genau von dem Zuſtande des Reichs. Er ſah ſeinen Verfall deutlich in dem Zurückſtehen dieſer ehemals mächtigen Monarchie in den Wiſſenſchaften. Die Buchdruckerei war von neuem unterdrückt, alle Künſte ſchliefen, und der einzige Geometer, den Condamine vorfand, ein Wahrſager, ein Sterndeuter, kannte kaum die erſten Sätze der Geometrie.

Nach einer wiſſenſchaftlichen Excurſion in die Gefilde von Troja, eilte er nach ſeinem Vaterlande zurück.

Hier erwarteten ihn nun höhere Unternehmungen. Huygens und Newton hatten, obgleich in ihrem Syſteme über die Schwere unter einander verſchieden, dennoch beide dargethan, daß unſre Erde keine Kugelform, ſondern eine ſphäroidiſche, eine eiförmige Geſtalt habe. Nach beiden war ſie an den Polen eingedruckt und bei dem Aequator erhoben, alſo die Meridiansgrade am Pole größer als die am Aequator. Dieſe Abflachung war aber nach letzterm faſt das Doppelte von der des Huygens. Die Meſſungen mehrerer Grade des Meridians in Frankreich, welche Caſſini und Picard ſchon 1669 vorgenommen hatten, ſchienen aber dieſer Annahme entgegen zu ſeyn. Da nun die Beſtimmung der Geſtalt der Erde für die Schiffahrt, für die ganze Aſtronomie, und für die Naturkunde von ſo großem Einfluß iſt, ſo war die Akademie Frankreichs auf eine genaue Beſtimmung der Geſtalt der Erde bedacht.

In dieſer Beſchäftigung fand Condamine die Akademie bei ſeiner Zurückkunft. Ueberzeugt, daß eine wirkliche Meſſung der Erde in denjenigen Theilen, in welchen ſich, jenen Rechnungen zufolge, der Unterſchied der Grade am größten zeigen müſſe, die wichtige Sache entſcheiden würde, ſchlug er (1733) vor, Meſſungen nahe am Pol und unter dem Aequator vorzunehmen und, ſeinem heldenmäßigen Eifer für alles Große gemäß, erbot er ſich ſogleich ſelbſt zur weiteſten, müheſamſten Reiſe, zu der zum Aequator.

Es gehört zu einer der trefflichen Auszeichnungen von Frankreichs vormaligen Monarchen, ihre Nation durch Ausbildung

faſt jeder Art und durch die koſtſpieligſten wiſſenſchaftlichen Unternehmungen zu jenem hohen Stundpunkte erhoben zu haben, von wo ſie ſich ſeit Jahrhunderten andern Nationen als ein ſeltnes Muſter darſtellte.

Frankreich unterjochte das übrige Europa noch mehr durch ſeine Sprache, durch ſeine Schauſpiele, durch ſeine Moden, durch die Geſchliffenheit ſeiner Staatskunſt, als durch die Talente ſeiner Heerführer und den Muth ſeiner Krieger. Alle Hauptmittel, durch deren Mißbrauch Frankreich dem Auslande, während der großen Revolution, ſo furchtbar geworden iſt, waren allein erzeugt durch den Schutz und die Pflege, welche ſeine vormaligen Monarchen den Muſen zu Theil werden ließen. Die Taktik ſeiner Kriegsheere, die dreifache Reihe ſeiner kaum bezwingbaren Feſtungen, ſeine imponirende Artillerie, ſeine angeſehene Marine, die in ihrer Art einzige Landesvermeſſung und Eintheilung, ſeine bewundernswürdigen Kanäle, ſeine ganz Europa beſteuernden Waaren des Luxus, alles dieſes ſind die Früchte der dort ſo hoch getriebenen ernſten Wiſſenſchaften; es ſind die Früchte der auf den Werth der Kultur gegründeten väterlichen Vorſorge jener Bourbonen, die jetzt eben dieſes, durch ſie allein ſo mächtig geſicherte und ſo hoch geſtiegene Frankreich erwürgte oder vertrieb!!

Kein Reich iſt wahrhaft groß, wahrhaft dem Auslande ehrwürdig, habe es auch einen noch ſo reichen Boden, einen noch ſo ungeheuern Umfang, als nur ein Reich, worin die ernſten Wiſſenſchaften den Staatshaushalt leiten und es von außen und innen ſichern.

Frankreichs wiſſenſchaftlichen Anſtalten war eben aus dieſen Gründen ſeit Ludwigs XIV., ja ſchon ſeit Franz des Erſten Zeiten nichts zu koſtbar, was nur auf einige Weiſe hiezu abzweckte.

Dem Miniſter Maurepas war kaum der Wunſch, den Condamine der Akademie eingeflößt hatte, kund geworden, ſo konnte er ihr bereits Ludwigs XV. Begünſtigung eines ſolchen Vorhabens zuſichern.

Selbſt die ſchweren jetzt begonnenen Kriege (1733 wegen der polniſchen Krone ſeines Schwiegervaters Stanislaus und nachmals der Krieg in Vereinigung mit Preußen gegen Oeſterreich wegen Kaiſer Carl VII.) thaten dem großen Unternehmen keinen Einhalt. Während daß Frankreichs Heere unter dem großen Deutſchen (Marſch. von Saxen) in Europa ſiegten, überwältigten ſeine Geometer das Klima des Poles und des Aequators, und beſtimmten die Figur des ganzen Erdballs.

Für die Meſſung unfern des Polarkreiſes, welche uns hier minder angeht, ſandte die Akademie Maupertuis, Monnier und Outhier; für die unter dem Aequator aber Condamine, Godin, Bouguer, den Arzt und Naturaliſten

Juſſieu, außer zwei andern Geometern, den Wundarzt Senierguès, einen Zeichner und Inſtrumentenmacher.

Da von allen Theilen der Erde, welche unter dem Aequator gelegen ſind, das mittägige Amerika aus mehrern Gründen das bequemſte war, ſo fügte die ſpaniſche Regierung, von welcher man die Erlaubniß zu dieſer Meſſung erhalten hatte, zwei ihrer Geometer den franzöſiſchen Akademikern hinzu, nämlich die Officiere der Seeakademie, Don Juan und Don Ulloa.

Die franzöſiſchen Gelehrten liefen im Mai 1735 von Rochelle ab, nach Martinique. Hier ward Condamine zwar heftig vom Fieber befallen, ſchnelle Hülfe ſetzte ihn indeß ſchon nach 24 Stunden in Stand nach St. Domingo, und von dort nach Porto Bello zu ſegeln. Von hier aus ging die Geſellſchaft zu Lande bis Panama, und begab ſich dann zu Waſſer nach Guajaquil.

Um in einer ſolchen unbekannten Welt die Beobachtungen zu vervielfältigen, trennten ſich die Reiſenden auf ihrem Wege nach Quito. Condamine wählte den ſchwierigſten. Nur allein von der Bouſſole geleitet, mußte er ſich ſeinen Weg durch unbeſuchte Wälder mit der Axt aushauen. Seine Wegweiſer verließen ihn. Er irrte 8 Tage gänzlich ohne Hülfe in der Wildniß, und nährte ſich nur von den Früchten der Wälder. Bald mußte er dabei dicht bewachſene Berge erſteigen, bald wilde Gewäſſer durchwaten; und dieſe dauernden Strapazen, nebſt der magern Diät, dienten dennoch zu ſeinem Glücke; ſie heilten ihn nämlich von dem Fieber.

Endlich erreichte er zwiſchen großen Klüften einen hohlen Pfad. Er führte ihn aus der bewachſenen Wildniß hervor an den Fuß der mächtigſten Gebirgskette der Welt, der Cordilleren. Mühſam fing er nun an dieſe zu beſteigen. Bald hielten ihn die ſchroffſten Felſen, bald die von ihnen herabſtürzenden Gewäſſer auf. Ihre reißenden, breiten Ströme erlaubten nicht durch Schwimmen über ſie zu ſetzen; nur eine dieſem Lande eigene, ſchaudererregende Brücke diente hiezu. In der Weite von oftmals 1800 Fuß hängt über dem brauſenden Waldſtrom eine Hürde oder Flechte, gleich einem Netzwerk; ſie iſt vermittelſt zweier Stricke an beiden Ufern befeſtigt. Den Fuß des Reiſenden zu ſichern, deckt nur dünnes Schilf die großen Maſchen des Geflechtes; jeder Wind bewegt die ganze Hangebrücke wie eine Wiege. Hierüber läuft dennoch der dazu gewohnte Indianer mit dem Gepäcke und den Sätteln der Maulthiere auf dem Rücken (denn dieſe läßt man über den Strom ſchwimmen) und belacht, obgleich über den gefährlichen Abgrund hin- und hergeſchleudert, die Furchtſamkeit des ſchüchternen Reiſenden.

Nach viertägigem Ueberwältigen ſo vielfacher Hinderniſſe,

hatte Condamine endlich das Gebirge erſtiegen. Von dem beei≠ſeten Felſen herab ward er durch einen Anblick erquickt, den die ganze Erde ſonſt nirgendwo darbietet.

Einem zweiten Eden gleich lag unter ihm die Provinz Quito, ein großes Thal, von mehr als 6 Meilen Länge, bedeckt mit den herrlichſten Graſungen und mit den Früchten der alten und der neuen Welt. Das Zuckerrohr, der Indigo gedeihen nebſt unſerm, hier mehr als hundertfältig tragenden Weizen; die Bananen und Pompelmuſen prangen bei den ſchönſten Obſtſorten Europens. Hier paart ſich ununterbrochen der Frühling mit dem Herbſte; zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Blüthen und Früchte, und an ein und demſelben Tage ſieht man hier ernten, pflügen und ſäen. Nur der ewige Schnee der majeſtätiſchen Einfaſſung meilenhoher Gebirge *) erinnert an den Winter; und ihre theils dampfende, theils Feuerſtröme hinabſtürzende Gipfel, erheben dieſe Ausſicht zu einem ſeelenerſchütternden Gemälde.

Dieſes Thal hat indeß ſelbſt die dreifache Höhe unſers Brokkens, und eben daher kühlt ſich der lothrechte Strahl des Aequators bis auf 66 Gr. (Fahrenh.) des Thermometers. Die reine Luft läßt faſt niemals Epidemien zu; ſogar die härteſten Ahndungen der Wolluſt machen den Kranken nicht bettlägerig. Auch findet ſich hier und in den umliegenden Ländern kein reißendes oder giftiges Thier.

Dieſes glückliche Thal hat 25 gut bevölkerte Kirchdörfer, und die Hauptſtadt Quito enthält über 30,000 Menſchen von allen Racen Weſtindiens.

Condamine fand dort faſt alle ſeine Landsleute, und mit ihnen die zuvorkommendſte Aufnahme.

Ihre Arbeiten nahmen bald den Anfang. Jene Eisgebirge dienten den Weltmeſſern, Signale darauf zu pflanzen; und bei dieſer Gelegenheit blieb einſtens das Zelt von Condamine zwei Tage im Schnee begraben. Ohne Nahrung, ja ohne Getränk mußte er ſich hiezu den Schnee mit dem Brennglaſe ſchmelzen. Bei dieſer Gelegenheit verlor der unermüdete Mann größtentheils ſein Gehör, und ward an einer Seite paralytiſch.

Die Größe der Reiſe und der Arbeiten ſelbſt, hatte bald die Gelder der Geſellſchaft erſchöpft. Da Quito kein Handelsort iſt, ſo eilte Condamine 200 Meilen weit zu den Banquiers in Lima, verſchaffte der Geſellſchaft durch ſeinen Privatcredit 80,000 Livres, und hob hiedurch alle Störungen des Unternehmens.

Unterdeſſen hatte ſich ein Proceß gegen die Franzoſen ent≠

---

*) Der Chimboraſſo iſt wirklich über 5/6tel einer deutſchen Meile hoch, nämlich nach v. Humbold 20148 Pariſer Fuß. Es iſt das höchſte Gebirge der bekannten Erde.

ſponnen. Die Bedrängtheit, in welcher ſie ſich vor Condaminens Rückkunft von Lima befanden, hatte ſie gezwungen, Sachen von Werth zu veräußern, und dieß benutzten bösartig geſinnte Menſchen, um ſie als Contrebandiſten anzugeben. Kaum kam aber der muthvolle Mann zurück, ſo griff er die Kläger ſelbſt an, und beſiegte bald die Chicane.

Und wie hatte ſeine Thätigkeit dieſe Reiſe benutzt! Auf dem langen Wege war von ihm mit dem Quadranten die Breite der wichtigſten Ortſchaften genommen; die Karte der ganzen Reiſe entworfen; in Loxa, berühmt wegen ſeiner Chinarinde, hatte er dieſen wohlthätigen Baum genau unterſucht, beſchrieben und gezeichnet; in Lima, wo er drei Monate verweilen mußte, hatte er im Palaſt des Vicekönigs ein Obſervatorium errichtet und darauf wichtige Beobachtungen gemacht; im Vorbeigehen hatte er die wichtige Länge von Guajaquil und ſeine Lage gegen den Chimboraſſo beſtimmt; er hatte den Hafen von Payta geographiſch feſtgeſetzt, und bei einer Reiſe ins Binnenland eine Karte dieſes unbekannten Erdſtrichs aufgenommen.

Nach höchſt mühſeligen Arbeiten von zwei Jahren, war endlich (im Auguſt 1639) der Bogen des Meridians von mehr als drei Graden geometriſch gemeſſen; nämlich von Cotchesqui, faſt genau unter dem Aequator, bis Tarqui, etwas über drei Grad ſüdl. Breite. Jetzt kam es nur darauf an, eben dieſen Bogen aſtronomiſch zu beſtimmen. Ein trauriges und ſchändliches Ereigniß veranlaßte aber hiebei Aufenthalt.

Der Wundarzt Seniergues bekam, aus Jalouſie wegen einer ſchönen Spanierin, Händel mit dem Schwiegerſohn des Alkaden von Cuenza. Alles ſchien indeß ſchon beigelegt zu ſeyn, als Seniergues, da er ruhig dort einem Stiergefechte zuſah, plötzlich vom Pöbel angefallen und ſeiner tapferſten Gegenwehr ungeachtet, ermordet ward. Auch die übrigen Mitglieder der franzöſiſchen Geſellſchaft, welche das Schauſpiel mit anſahen, entgingen kaum dem Tode. Der Alkade und beſonders der Großvikar hatte den Pöbel gegen die Franzoſen unter dem Vorgeben, ſie ſeyen Ketzer, ſo ſehr aufgebracht, daß es dem rechtlichen Theile der Zuſchauer ſchwer fiel, die Franzoſen den Händen des Pöbels zu entreißen.

Condamine war ſelbſt einer der Zuſchauer geweſen, und man kann denken, wie der Eifer des edlen Mannes über dieſe Schandthat entbrannte. Drei ganzer Jahre hindurch verfolgte er unabläßig mit ſchweren Koſten den Proceß gegen die Böſewichter. Er ſiegte endlich; allein das Urtheil des Tribunals von Quito verdammte den Urheber des Mordes nur zu einer Geldſtrafe, und zu einer temporairen Landesverweiſung. Jedermann fühlte die unbillige Gelindigkeit des Urtheils. Der Alkade, der von Spanien aus die Caſſation deſſelben und eine

viel härtere Strafe fürchtete, ſuchte ſich ihr dadurch zu entziehen, daß er die Tonſur nahm. So ſchändlich ward die Religion gemißbraucht; denn hiedurch entzog ſich der Böſewicht der Juſtiz.

Condamine drang auf eine treue Copie aller Akten, um ſie dem hohen Rath von Spanien nebſt einer völligen Auseinanderſetzung der Beſtechungen und Ungerechtigkeiten ſeiner amekaniſchen Gerichtshöfe vorzulegen.

Indeß wurde nun die aſtronomiſche Beſtimmung jener Grade beendigt. Bei dieſer Gelegenheit zeigten ſich zuerſt Spuren einer Zwiſtigkeit zwiſchen Bouguer und Condamine über die erſte Angabe der Verbeſſerung eines Fehlers bei dieſer Meſſung.

Das wichtige Reſultat des ganzen Unternehmens der Akademie verdient wenigſtens hier im Allgemeinen angezeigt zu werden.

Dieſe Meſſungen hatten im Ganzen Newtons Ideen entſprochen. Ein Grad unter dem Aequator hielt, nach richtig reducirter Rechnung, nur 56753 fr. Klafter (Toises), da ein Grad unter dem Polarkreiſe (eigentlich unter 66° 20′) hingegen den Meſſungen der Maupertuiſchen Geſellſchaft zufolge 57422 ſolcher Klafter betrug.

Der letzte war daher um 669 Klafter größer; und nach mehreren andern nachmals vorgenommenen Meſſungen beſtimmen jetzt die Geometer hieraus für die Erde ein an den Polen abgeflachtes Sphäroid, deſſen größerer Durchmeſſer auf 16 gemeine franzöſiſche Meilen (lieues) mehr beträgt als der Durchmeſſer durch die Pole.

Dieß war alſo das wichtige Reſultat von Condaminens großem Unternehmen. Denn wenn auch Godin gleichfalls auf den Vorſchlag zu der Meſſung der Erde mag gedacht haben, ſo wäre ſie doch ohne die erſtaunliche Beharrlichkeit, ohne den Muth von Condamine, und ohne das ihm ganz eigene Talent, Hinderniſſe jeder Art aus dem Wege zu räumen, ſchwerlich zu Stande gekommen.

Jetzt lag Condaminen daran, dieſes ehrenvolle Werk für die Nachwelt aufzubewahren, und zwar es ihr belehrend aufzubewahren.

Eins von den Mitteln, welche er hiezu gewählt hatte, beſtand darin, daß er auf der Mauer der Jeſuiterkirche einen Marmor ſetzen ließ, in welchem die Länge des Sekunden Pendels unter dem Aequator; die Länge und Breite dieſes Orts; die Höhen der vornehmſten Gebirge und die Barometerhöhen auf denſelben; die Schiefe der Ecliptik; das Maß der horizontalen Refraction, und endlich das Maß des gemeſſenen Erdgrades ſelbſt, eingegraben war. Die Zahlen dieſer Angaben hatte er aber aus Achtung gegen Bouguers ſeltne Talente ihm auszufüllen überlaſſen.

Ein bedeutenderes Monument zur Aufbewahrung der gemeſſenen Baſis hatte er ſchon 1735 der Akademie vorgeſchlagen. Dieß ſollte in zwei Obelisken oder Pyramiden beſtehen, welche an jedem Ende der gemeſſenen Grundlinie aufgerichtet, dieſe Grundlinie genau aufbehielten. Die Akademie hatte eine ſchickliche, darauf zu grabende Inſchrift entworfen, welche ſowohl das Unternehmen ſelbſt anzeigte, als auch deſſen Hauptreſultate, nebſt den Namen der Weltmeſſer enthielt.

Die beiden ſpaniſchen Mathematiker hielten ſich aber beleidigt, ihre Namen in dieſer Inſchrift nur erſt nach denen der Franzoſen zu finden. Man ſuchte alſo dem ganzen Vorhaben Hinderniſſe in den Weg zu legen, indem man es, als der Ehre der ſpaniſchen Nation zuwider, vorſtellig machte, vorzüglich da die Pyramiden oben auf mit der franzöſiſchen Lilie bekrönt waren. Hieraus entſtand eine unangenehme Rechtsſache; aber auch dießmal triumphirte Condamine. Die Pyramiden wurden wirklich errichtet, und er hatte die Vorſicht gehabt, im Grunde derſelben einen hohlen bleiernen Cylinder einzuſchließen, welcher die ganze Aufſchrift auf eine ſilberne Platte gegraben, enthielt. Freilich hat Unwiſſenheit und Privatränke, unter dem Schutzmantel des Nationalſtolzes, dieſe ſo mühſam errichteten Monumente (es waren hiezu allein 15000 Centner Steine herbeigeführt) nachmals wiederum vernichtet, indeß war es für Condaminen doch glorreich genug, ſelbſt nach ſeiner Abreiſe vom Madrider Hofe ihre abermalige Errichtung wenigſtens befehliget zu wiſſen.

Er konnte nach allen dieſen Arbeiten auf ſeinen Lorbeeren ausruhen. Auch ſuchten die meiſten ſeiner Gefährten entweder den kürzeſten Weg ins Vaterland oder eine ruhige Stelle im Auslande.

Nur Condamine wünſchte ſelbſt dieſe Rückreiſe durch neue Thaten der Welt belehrend zu machen. Er wählte einen Weg, den, wie er ſelbſt ſagt, ihm niemand beneiden wird, einen bisher nie bereiſeten, ungebahnten, ja unbekannten, gefahrvollen, ungeheuern Weg, den Durchſchnitt von Südamerika, von Weſten nach Oſten, von mehr als 1000 Meilen (lieues) längs dem größten Strom der bekannten Erde, längs dem Maragnon oder Amazonenfluſſe.

Bedeutend und vielfach waren Condaminens Verdienſte um Peru. Dieß Land hatte durch ihn das ehrenvolleſte Monument der menſchlichen Talente erhalten; der Saame zur nützlichſten Kultur, zu den ernſten Wiſſenſchaften war dort ausgeſtreuet; der den Wiſſenſchaften nicht ungünſtige creoliſche Adel war zur Aſtronomie und Erdkunde ſo ſehr aufgemuntert, daß Don Meldonado mehrere Theile der Provinz Quito für die Akademiker aufnahm. Selbſt den ſpaniſchen Kloſtergeiſtlichen hatte Condamine den Hang zu dieſen Wiſſenſchaften einzuflößen

gewußt. Sie behielten verſchiedene der aſtronomiſchen Inſtrumente zurück, um die Beobachtungen fortſetzen zu können, ja zwei der Akademiker wurden durch ſie vermogt, dort zum Lehren der Mathematik und Naturkunde zu verweilen.

Auch machten Condaminens liberale Denkart und ſein unternehmender Geiſt eben ſo ſehr auf die allgemeine Hochachtung Anſpruch, als ſeine Kenntniſſe.

Deſſen ungeachtet ſahe er ſich, gerade als er auf dem Punkt ſtand, Peru zu verlaſſen, dort auf die empfindlichſte Weiſe gekränkt. Er ward aller ſeiner Gelder, ſeiner Koſtbarkeiten und dort geſammleter Seltenheiten beraubt, und welches ihm das härteſte war, zugleich der einzigen, völlig berichtigten, Abſchrift aller Beobachtungen. Er ſchätzte ſich noch glücklich nur allein letztere dadurch wieder zu erhalten, daß er auf das Uebrige in einer öffentlichen Aufforderung Verzicht that. Jetzt eilte er ſchnell dieß undankbare Land zu verlaſſen.

Von Tarqui, dem ſüdlichſten Gränzpunkte der gemeſſenen Baſis, ging er hinab nach Jaen, um von dort, wo der Amazonenſtrom ſchiffbar wird, ihn zu befahren.

Der Vorſatz, die Stadt Zaruma auf der Charte durch Beobachtungen richtig nieder zu legen, bog ihn von der gewöhnlichen Landſtraße ab; und dieß rettete ihm ſein Leben. Wäre er jener gefolgt, dann lauerten auf ihn Meuchelmörder, welche jener boshafte Alkade, der Mörder des Seniergues, gedungen hatte.

Sobald er den Maragnon erreicht hatte, ſchiffte er ſich auf einer deshalb erbaueten Balſe, oder Flöße darauf ein. Während daß die dortigen Indianer furchtſam nur längs den Ufern des Stroms hinliefen, ſchwamm Condamine, von einem einzigen Meſtizen begleitet, ruhig dem Pongo entgegen. Schon ehe er zu dieſem gefahrvollen Paſſe gelangte, ſtand den Wiſſenſchaften ein herber Verluſt bevor. In der Nacht verwickelte ſich ein unter dem Waſſer ſtehender Baumzweig in die Flöße. Schon hob er ſie bis zum Ueberſchlagen in die Höhe, als der wachſame Mann noch glücklich genug den Zweig zerhieb. Ohne einmal ſeines unvermeidlichen Todes zu gedenken, ſagt er ſelbſt hierüber: „meine Tagebücher, meine Beobachtungen und Rechnungen, kurz die Früchte neunjähriger Arbeiten waren verloren.

Den Pongo, eine krummgewundene Strecke des Fluſſes auf ſchnellen Stürzungen, mit lothrechten, oben gänzlich beſchatteten Felſen eingefaßt, durchlief er am folgenden Morgen, mit der kalten Faſſung des ruhigſten, ſicherſten Beobachters. Während des Fortſchießens der Flöße maß er die Breite der Fahrt, die Geſchwindigkeit des Stromes, und die Höhe der Felſenwände.

Condamine war jetzt zu Borja angelangt, und nun glitt ſeine Flöße gleichſam in eine neue Schöpfung den Rieſenſtrom hinab.

So weit das Auge hier nur reicht, iſt alles ſeit Jahrtauſenden der rohen, luxuriirenden Plaſtik überlaſſen. Die Natur, wie Büffon ſagt, war erſtaunt, ſich hier jetzt zum erſtenmal befragt zu ſehen; denn bis dahin irrte der Wilde ſinnlos über ihre Reichthümer hin. Das Erdreich bleibt durch den ſchwelgenden Wuchs der Pflanzen unſichtbar, und nirgends erblickt man irgend eine Art von Geſtein. Streift der vagabonde Indier über Borja hinauf, dann ſammelt er anfangs jeden Kieſel, wie der Naturaliſt die ſeltenſten Kabinetſtücke; aber bei ihrem nachmaligen Gemeinwerden wirft er ſie wie Ballaſt wieder von ſich.

Was für eine unermeßliche Ausbeute bot ſich nun der Wißbegierde unſers Reiſenden dar! Unter den kleinen Völkerſchaften dieſer Wüſteneien traf er Nationen, welche ihren Kindern den Kopf von oben nach unten flach drücken, damit ſie mit dem Vollmonde einige Aehnlichkeit bekämen.

An Ideen waren die meiſten dieſer Völker eben ſo arm, als an Bedürfniſſen. Ihre höchſte Zahl, die Zahl drei, erforderte einen Aufwand von neun Sylben *). Allgemeine Begriffe, z. B. Zeit, Dauer, Tugend, Dankbarkeit, Menſchenliebe u. dgl. vermögen ſie gar nicht auszudrücken. Aber es iſt ein hoher Zug der weiſen Weltordnung, daß eben dieſen Völkern jene Grundlagen der Societät, wovon ihnen die Bezeichnung fehlt, ins Herz geſchrieben ſind. Sie berauben ſich nicht, ſie tödten ſich nicht ungereizt. Ja, obgleich mit den ſchrecklichſten Pflanzengiften genau bekannt, bedienen ſie ſich derſelben nur auf ihren Jagden, aber niemals in ihren Kriegen. Condaminens wichtige Verſuche mit dieſen Giften, welche er nach ſeiner Zurückkunft in Geſellſchaft des damals erſten Phyſikers von Europa, des berühmten Muſchenbroeks in Leyden anſtellte, waren ſehr lehrreich. Sie zeigten einen neuen Vorzug des Zuckers, denn dieſer bewies ſich hiebei als eins der wirkſamſten Gegengifte.

Wie ſehr die Erd- und Menſchenkunde bei dieſer Reiſe faſt in jeder Richtung weiter gewann, dieß bleibe bis zu einer ſchicklichern Gelegenheit aufgeſpart. Genug, Condamine durchſchnitt nach unermeßlichen Anſtrengungen und Gefahren, nur allein von einem einzigen Meſtizen begleitet, das vaſte Dreieck von Südamerika in einer Diſtanz von mehr als 500 deutſchen Meilen. Er entwarf mit ſeinen beſſern Inſtrumenten eine richtigere und genauere Karte des Rieſenſtroms, als vor ihm der deutſche Miſſionair Fritz, beſtimmte die Einmündungen der unſere Donau größtentheils an Maſſe übertreffenden Flüſſe, des Tigerfluſſes, des Ukayale, Napo, Iza, Yupura, Negro, Puruz, Madeira, Xinga, nebſt mehr als zwanzig kleineren, und langte endlich nach zweijährigem Aufenthalt in unbekannten Wüſteneien glücklich in Para an.

*) Poettarrarorincuroac.

Von dort eilte er nach Cayenne, um ſich nach Europa einzuſchiffen. Vergebens wartete er hier 5 Monat auf ein franzöſiſches Fahrzeug. Dieſe ihm widrige Unthätigkeit ließ ſeinen thätigen Geiſt erſchlaffen; er ſank in tiefe Schwermuth, und es war ein Glück, daß eine Gelegenheit über Suriname nach Hauſe zu gehen, dieſem traurigen Zuſtande ein Ende machte. Ueber Holland langte er nach zehnjähriger Abweſenheit 1745 glücklich in Paris an.

Ruhm und Gewinn für ſeine leidenſchaftliche Wißbegierde und ſeinen hohen Unternehmungsgeiſt bezahlte er theuer mit der Taubheit, mit der Lähmung der Hälfte des Körpers und mit dem Neide eines ſeiner vorzüglichſten Geſellſchafter. Bouguer, ſicher als Geometer über ihm, aber weder an Umfang von Kenntniſſen noch an Muth und hohem Geiſte mit ihm vergleichbar, glaubte ſich von ihm verdunkelt, ſo ſehr auch Condamine in jeder Lage den Talenten ſeines unbilligen Nebenbuhlers den Vorzug laut einräumte.

Das große Unternehmen der Erdmeſſung krönte er jetzt durch den Vorſchlag zu einem allgemeinen feſten Maße, vermöge des Penduls. Und nur erſt jetzt, nachdem ſich die franzöſiſchen Akademiker von der Länge des Sekundenpenduls unter dem Aequator verſichert hatten, konnte dieſe dem Handel und den übrigen Geſchäften des gemeinen Lebens eben ſo wichtige Beſtimmung mit Gewißheit angenommen werden.

Dieſe geſammten Arbeiten, obgleich ſie bei jedem Andern ſchon hinreichten, ihn als einen der ſeltenſten Männer unvergeßlich zu machen, waren dennoch nur ein Theil von Condaminens Werthe.

Auf der Reiſe durch Südamerika hatte er die Wohlthätigkeit der Einimpfung der Blattern durch ein auffallendes Beiſpiel erfahren.

Dieſe Geißel des menſchlichen Geſchlechts hatte unter den Indianern ſchreckliche Verheerungen angerichtet. Ein Miſſionair, der ſchon die Hälfte ſeiner Gemeinde verloren hatte, rettete die andere durch die Einimpfung, und ein zweiter Geiſtlicher rettete, dieſem Beiſpiel folgend, die ſeinige faſt ganz.

Voll Bedauern bemerkte Condamine bei ſeiner Zurückkunft, daß Frankreich, umgeben von Ländern, worin die Einimpfung ſo treffliche Wirkung hervorgebracht hatte, wie z. B. Holland, England und Genf, dennoch dieſe heilſame Methode bei ſich noch nicht zuließ.

Mit wahrem Feuereifer eines Apoſtels trat der edle Mann ſogleich dafür auf. Er predigte nicht nur mit vieler Beredtſamkeit und Popularität die Einimpfung, er pries ſie ſogleich durch ſein eigenes Beiſpiel; ſeine ganze Familie ward inoculirt. So brachte freilich ſeine erſte Schrift (1754) bereits große Wirkung hervor; allein nun fiel auch Alles über den edlen

Neuerer her, ſowohl die Geiſtlichkeit als die in ihrer Wiſſenſchaft zurückgebliebenen Aerzte. Indeß ſchlug ein zweites Memoire (1755) alle Gegner der Inoculation zu Boden. Sie ward allgemein angenommen, und Condamine ſtiftete ſich durch dieſen neuen Triumph ein für ſein Vaterland höchſt wohlthätiges Ehrendenkmal.

Er hatte nun weit entfernte Weltgegenden kennen lernen und kennen gelehrt, aber mehrere der kultivirteſten Länder Europens waren ihm noch fremd. Dieß nachzuholen bereiſete er (1757) Italien. Seinem auf Autopſie gegründeten Urtheile verdankt die Mineralogie die von dem Schweden Ferber nachmals ſo entſcheidend beſtätigte Lehre über die verloſchnen Vulkane. Faſt über ganz Italien entdeckte er Spuren derſelben, welche denen der lebenden von Peru entſprachen.

Auch benutzte er auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe dieſe Reiſe zum Entziffern des wahren mittlern Fußmaßes der alten Römer. Die Idee, daß die Alten ihren Gebäuden genau eine runde Fußzahl gegeben haben, ließ ihn, nachdem er viele antike Gebäude Roms auf das ſchärfſte gemeſſen hatte, ein mittleres Fußmaß der Römer herleiten.

Für ſein perſönliches Intereſſe benutzte er dieſe Reiſe auf eine andere Art. Bei aller Thätigkeit ſeines Geiſtes fühlte er dennoch ſeine zunehmenden Schwächen; er fürchtete daher ein hülfloſes Alter. Er ſuchte deshalb eine treue Gehülfin, und dieſe hatte er in ſeiner eigenen Nichte gefunden. Sie ſchätzte ihn ſchon längſt wegen ſeiner Talente, ſie liebte und verehrte ihn wegen ſeines edlen Sinnes. Er erhielt bei ſeinem Aufenthalte in Rom vom Papſte die Diſpenſation, ſie zu heirathen. Nur allein die bewundernswürdige Sorgfalt dieſer edlen Frau erhielt den ſeltnen Mann faſt noch 20 Jahr.

Zum letzten Male verließ er (1763) Frankreich, um das Vaterland Bacons, Miltons, Lockes und Newtons, und zugleich den erſten Sitz der Inoculation näher kennen zu lernen.

Bald nach ſeiner Rückkunft verlor er durch die ſtets zunehmende Paralyſis, faſt gänzlich den Gebrauch der äußern Glieder. Aber ſein Geiſt und ſein Muth blieben ungekränkt. Er ſuchte Talente ſeiner Jugend wieder hervor, welche bei den bisher dauernden ernſthaftern Arbeiten hatten zurückſtehen müſſen. Mit der Heiterkeit des Jünglings ſcherzte er in ſchönen Verſen über ſeine eigenen Schwächen. Er beſang die Taubheit, als den ſicherſten Schutz gegen jedes leere Geſchwätz.

Sein Körper ſank nun ſtets tiefer herab, aber nicht ſein edles Streben der Menſchheit zu nützen. Faſt gänzlich gelähmt blieb ihm jetzt nichts weiter übrig, als dieſen elenden Körper ſelbſt ihr zum Beſten aufzuopfern. Die erſte Gelegenheit bot ihm hiezu die Elektricität dar. Er unterwarf ſich anhaltenden

elektriſchen Verſuchen, welche nach der damaligen Methode, ſtarke Schläge der Leydenſchen Flaſche bei Lähmungen anzuwenden, äußerſt ſchmerzhaft ausfielen. Zugleich ſetzte er aus eigenen Mitteln einen Preis aus für die beſte Abhandlung über die Paralyſis.

Eine härtere Probe jenes Eifers für das Wohl ſeiner Mitbürger, gab ihm eine neue Methode an die Hand, eines von den mehreren Gebrechen zu heilen (Herniam), welche ihm ſeine dauernden Strapazen zugezogen hatten. Dieſe Methode ward hauptſächlich deswegen hintangeſetzt, weil das dabei nothwendige Cauteriſiren die Kranken zurückſcheuchte.

Kaum hörte er jetzt von der neuen Kurart, ſo mußte ſie ihm der Wundarzt genau auseinanderſetzen, und hierauf trug er ſich ihm zu dieſem Verſuche an. Das Alter, die Schwäche, und der dabei unvermeidliche grauſame Schmerz machten den Wundarzt ſelbſt furchtſam. Er widerrieth die Kur; allein Condamine glaubte durch ſein Beiſpiel dieſe abſchreckende, aber nützliche Methode in Gang zu bringen; dieß, und ſeine unwiderſtehliche Wißbegierde trieben ihn, den Wundarzt gleichſam wider deſſen Willen zu der Operation zu nöthigen.

Indeß mußte ein ſo gefahrvolles Unternehmen der zärtlichen Gattin gänzlich verborgen bleiben; nicht einmal ein Laut des Schmerzes durfte dabei hörbar werden.

Mit einer kaum glaublichen Fühlloſigkeit ordnet Condamine Alles ſelbſt an; weder die wiederholten Schnitte, noch das weißglühende Eiſen ſind vermögend, ihm eine einzige Klage zu entreißen. Vielmehr muß der Wundarzt den harten Mann ernſthaft zurückhalten, ſich nicht, um ſelbſt Zuſchauer der Operation zu ſeyn, in Lagen zu ſetzen, wodurch er zwar dieſe übertriebene Neugierde befriedigte, aber auch zugleich Gefahr lief, die ganze Kur mißlingen zu laſſen.

Sie ward indeß glücklich beendigt; allein die Verwundungen und der heftige Schmerz hatten bei einem ſo abgelebten ſchwachen Körper ein tödtliches Entzündungsfieber zur Folge. Jetzt ſah der Greis dem Tode mit eben der Ruhe ins Geſicht, als ehemals der Volontair den Kugeln der Spanier bei Roſes. Er beantwortete noch in einem eigenen Aufſatze die Frage, welche ihm ein fremder Gelehrter über die Sitten der Wilden vorgelegt hatte; ja er ſcherzte in Verſen über die Folgen ſeiner Operation. Und als einer der ihn beſuchenden Freunde ſich mit ihm zu unbedeutend unterhielt, fragte ihn der Sterbende: „Haben Sie mir noch etwas Wichtiges zu ſagen? Wo nicht, ſo müſſen wir uns trennen; denn heute geht die Poſt nach Spanien, ich habe noch zwei Briefe dahin abzufertigen, und auf den folgenden Poſttag kann ich nicht mehr rechnen.“

Er ſtarb bald darauf, behielt aber bis gegen den letzten Augenblick die deutlichſte Beſiñung, ja ſelbſt ununterbrochenen Frohſinn.

Hier ſehen wir alſo in einem der bewundernswürdigſten Beiſpiele, wie Seele und Körper gleichſam zuſammen wetteifern, wer von beiden mehr beitragen ſollte, um etwas Außerordentliches zu Stande zu bringen.

In Condaminen fanden ſich, bei den ſeltenſten Geiſtesgaben und vielartigſten Kenntniſſen mit einander vereint: leidenſchaftliche Wißbegierde; kalter kühner Unternehmungsgeiſt zu großen auf Kultur abzweckenden Entwürfen; eiſerne Beharrlichkeit, dieſe durchzuſetzen; hoher Edelſinn und Enthuſiasmus für Menſchenwürde und Menſchenwohl; ſchnelleſte Faſſungskraft, ſich jeder Lage anzupaſſen und ihre Widrigkeiten aus dem Wege zu räumen; ſeltne Klarheit und Popularität im Vortrage und im ganzen Benehmen; endlich mit allen dieſen ein feſter, jeder Fatigue, jedem Schmerze und Leiden bis zum Ungefühl Troß bietender Körper.

Unläugbar hatten nun dieſe Eigenſchaften, deren Zuſammentreffen die Unwahrſcheinlichkeit einer Quine weit überſtieg, viel Treffliches zum Fortſchreiten der Kultur hervorgebracht: allein wie weit etwas Größeres für die geſammte Menſchheit und für ſein Vaterland insbeſondere, würde nicht dieſer erſtaunliche Mann bewirkt haben, ſobald Frankreichs Regierung ihm eine Stelle anwies, in welcher er zum Wohl des ganzen Staates im Großen ſeine Rieſenkräfte anwenden konnte!

Aber wie höchſt ſelten verſtehen es die Regierungen, oder vielmehr wie ſelten wagen ſie es, den Mann, der ſich nur allein durch große Talente, durch richtige Einſichten, durch edlen Sinn und feſten Charakter auszeichnet, gerade an die Stelle zu ſetzen, für die er ihnen von der Natur zum Beſten der Staaten dargeboten wird!

Gs.

Zimmermann

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm <<von>>,

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 2. Westindien. - 2. verb. Aufl. - 1816. - IV, 232 S.

Stuttgart 1816

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 10.755 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246744-1